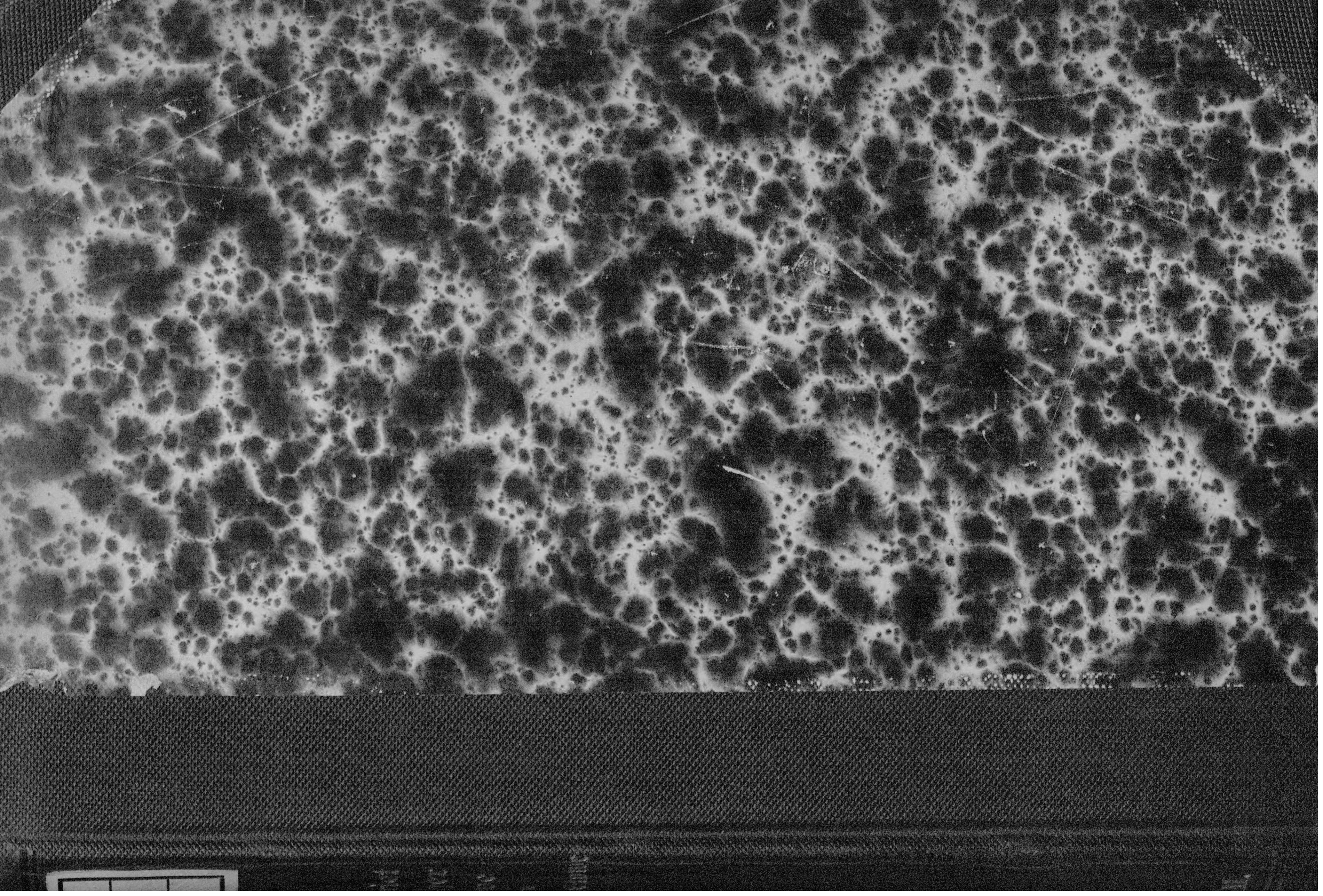

Biogr.

Beecher Stowe

80 g

(Beecher Stowe)

Bayerische Staatsbibliothek
<36647166420015

Harriet Beecher Stowe.

Briefe und Tagebücher

herausgegeben von

Charles E. Stowe.

Deutsch

von

Margarethe Jacobi.

Mit Porträt.

Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1892.

3459

M. Bolaine

Harriet Beecher Stowe.

Briefe und Tagebücher

herausgegeben von

Charles E. Stowe.

Harriet Beecher Stowe.

Briefe und Tagebücher

herausgegeben von

Charles E. Stowe.

Deutsch

von

Margarethe Jacobi.

Mit Porträt.

Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1892.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt.

Seite

1. Kapitel. Kindheit 1811—1824 . . . . . 1—16

Der Mutter Tod. — Erste Reise. — In Nut Plains. — Schulbesuch und Lieblingsschriftsteller. — Die neue Mutter. — Einfluß der Litchfielder Schule. — Erste litterarische Versuche. — Ein merkwürdiger Aufsatz. — Geht nach Hartford.

2. Kapitel. Schulzeit in Hartford 1824—1832 . . 17—39

Catherine Beecher. — Professor Fisher. — Schiffbruch des Albion und Professor Fishers Tod. — ‚Minister's Wooing'. — Catherine Beechers innerer Lebensgang. — Mrs. Stowes Erinnerungen aus der Schulzeit in Hartford. — Ihre Erweckung. — Wird Mitglied der ältesten Kirche in Hartford. — Zweifel und Entwickelung ihres religiösen Lebens. — Sie kommt zum Frieden.

3. Kapitel. Cincinnati 1832—1836 . . . . . 40—57

Dr. Beecher erhält einen Ruf nach Cincinnati. — Die Reise nach dem Westen. — Erster Brief in die alte Heimat. — Beschreibung von Walnut Hills. — Errichtung einer neuen Schule. — Einblicke. — Der Semi-Colon-Klub. — Frühste Beziehungen zur Sklavenfrage. — Ein Besuch im Osten. — Der Niagarafall. — Verheiratung mit Professor Stowe.

4. Kapitel. Die ersten Ehejahre 1836—1840 . . . 58—74

Professor Stowes Interesse für Volkserziehung. — Seine Abreise nach Europa. — Ruhestörungen in Cincinnati. — Geburt von Zwillingstöchtern. — Professor Stowes Rückkehr und Aufenthalt in Columbus. — Häusliche Plage. — Beschützung einer flüchtigen Sklavin. — Schriftstellerei mit Hindernissen. — Rundschreiben der Familie Beecher.

Seite

5. Kapitel. Armut und Krankheit 1840—1850 . . 75—95

Teuerung in Cincinnati. — Ein Sommer im Osten. — Pläne zu schriftstellerischer Arbeit. — Erste Fahrt auf der Eisenbahn. — George Beechers Tod. — Krankheit und Verzagtheit. — Eine Reise aus Gesundheitsrücksichten. — Wasserkur in Brattleboro. — Notstand im Lane-Seminar. — Die Cholera in Cincinnati. — Tod des jüngsten Kindes. — Entschluß, den Westen zu verlassen.

6. Kapitel. Übersiedelung nach Brunswick 1850—1852 . . . . . 96—119

Mrs. Stowes Gedanken über Biographieen und deren Verständnis. — Anwendung derselben auf ihr eigenes Leben. — Die Gründe, welche Professor Stowe bewogen, Cincinnati zu verlassen. — Mrs. Stowes Reise nach Brooklyn. — Bedeutende Erfolge ihres Bruders im Predigtamt. — Briefe aus Hartford und Boston. — Ankunft in Brunswick. — Geschichte der Sklavenfrage. — Das Auslieferungsgesetz und seine Folgen. — Ein wirkungsvoller Brief von Mrs. Edward Beecher. — Häusliche Plage. — Der Anfang von ‚Onkel Toms Hütte‘ erscheint in der Zeitschrift ‚National Era‘. — Brief an Frederick Douglaß. — ‚Onkel Toms Hütte‘, ein Werk echt menschlichen Gefühls.

7. Kapitel. ‚Onkel Toms Hütte‘ 1852 . . . . 120—137

‚Onkel Toms Hütte‘ erscheint in der Zeitschrift ‚National Era‘. — Anerbieten zur Herausgabe in Buchform. — Geringe Erwartungen. — Ein beispielloser Absatz. — Glückwunschschreiben. — Anerkennende Zuschriften von auswärts. — Briefwechsel mit dem Grafen von Carlisle. — Mit Lord Shaftesbury. — Mit Arthur Helps.

8. Kapitel. Vor der ersten Reise nach Europa 1853 138—159

Die Edmondsons. — Loskaufung von Sklaven. — Jenny Lind. — Professor Stowes Berufung nach Andover. — Einrichtung des neuen Hauses. — ‚Schlüssel zu Onkel Toms Hütte‘. — ‚Onkel Tom‘ im Ausland. — Geschichte der Veröffentlichung in England. — Vorwort zur europäischen Ausgabe. — Besprechung des Buches in Deutschland. — In Frankreich. — Ein Gruß von Charles Kingsley. — Aufforderung zur Reise nach Schottland. — Ein Brief an Mrs. Follen.

9. Kapitel. „Sonnige Erinnerungen“ 1853 . . . 160—169

Überfahrt. — Ankunft in England. — Empfang in Liver-

Seite

pool. — Bewillkommnung in Schottland. — Ein Theeabend in Glasgow. — Edinburger Gastfreundschaft. — Joseph Sturge. — Elihu Burritt. — London. — Festessen beim Lord Mayor.

10. Kapitel. Auf der Reise 1853 . . . . . 170—177

Lord Carlisle. — Arthur Helps. — Herzog und Herzogin von Argyll. — Eine denkwürdige Versammlung in Stafford House. — Professor Stowe kehrt nach Amerika zurück. — Mrs. Stowe in Paris und in der Schweiz. — Rückfahrt nach England und nach der Heimat.

11. Kapitel. Wieder in der Heimat 1853—1856 . 178—193

Arbeit für die Zwecke der Antisklaverei. — Ein offener Brief an die Damen in Glasgow. — Aufruf an die Frauen Amerikas. — Briefwechsel mit William Lloyd Garrison. — ‚Dred‘, der zweite Sklavenroman. — Abschiedsbrief von Georgiana May. — Zweite Reise nach England.

12. Kapitel. ‚Dred‘ 1856 . . . . . 194—203

Aufenthalt in England. — Die Königin. — Bei dem Herzog von Argyll. — Schloß Dunrobin und seine Bewohner. — Ein Besuch bei Charles Kingsley. — Pariser Leben. — Französische Kritiker. — Baron Triqueti. — M. Grand Pierre.

13. Kapitel. Weitere Reiseerlebnisse 1856—1857 . 204—214

Nach Rom. — Beschwerden unterwegs. — Nächtliche Ankunft und schlimmer Empfang. — Rückkehr nach England. — Brief von Harriet Martineau. — Prescotts Urteil über ‚Dred‘. — Abschiedsbrief an Lady Byron.

14. Kapitel. The Minister's Wooing 1857—1860 . . . . . 215—236

Mrs. Stowe verliert ihren ältesten Sohn. — Ein Brief an die Herzogin von Sutherland. — An die Töchter in Paris. — An ihre Schwester Catherine. — Ausflug nach Brunswick und nach der Insel Orr. — ‚The Minister's Wooing‘ und ‚die Perle der Insel Orr‘ erscheinen gleichzeitig. — Whittiers Beurteilung. — Brief von James Russell Lowell. — Von John Ruskin. — Ein Trauerjahr. — Brief an Lady Byron. — An ihre Tochter Georgiana. — Dritte Reise nach Europa. — Aufenthalt in Florenz. — Spiritismus. — Ein Brief von Mrs. Browning. — Freundschaft mit Oliver Wendell Holmes.

Seite

15. Kapitel. Der Bürgerkrieg 1860—1865 . . . 237—258

Der Krieg bricht aus. — Mrs. Stowes Sohn tritt als Freiwilliger ein. — Danksagungsfest in Washington. — Fred Stowe bei Gettysburg. — Von Andover nach Hartford. — Antwortschreiben an die Frauen Englands. — Briefe von John Bright, Erzbischof Whateley und Nathaniel Hawthorne.

16. Kapitel. Florida 1865—1869 . . . . . 259—275

Brief an die Herzogin von Argyll. — Eine Besitzung im Süden. — Florida als Arbeitsfeld. — Ankauf des Landguts in Mandarin. — Ein reizender Winteraufenthalt. — Die Byron-Kontroverse. — Brief an Dr. O. W. Holmes über Lady Byrons wahre Geschichte. — Der Artikel im ‚Atlantic Monthly‘. — Entrüstungssturm. — Ein teilnehmender Brief von Mrs. Lewes. — Palmetto Leaves. — Ostersonntag in Mandarin. — Briefwechsel mit Dr. Holmes. — ‚Poganuc People‘. — Aufnahme in New Orleans und Tallahassee. — Der letzte Winter in Mandarin.

17. Kapitel. George Eliot . . . . . 276—298

Briefwechsel zwischen George Eliot und Mrs. Stowe. — George Eliots erster Brief. — Mrs. Stowes Antwort. — Das Leben in Florida. — Robert Dale Owen und der moderne Spiritismus. — George Eliot über Spiritismus. — Schilderung der Naturschönheiten Floridas. — Mrs. Stowe über Middlemarch. — George Eliot an Mrs. Stowe während Henry Ward Beechers Prozeß. — Mrs. Stowe über ihr Verhältnis zu ihrem Bruder H. W. Beecher. — Letzter Brief von Mrs. Lewes an Mrs. Stowe. — Schließliche Auffassung des Spiritismus.

18. Kapitel. Schlußscenen 1870—1889 . . . . . 299—311

Erste Vorlesungsreise. — Verschiedene Städte Neuenglands. — Ein Brief aus Maine. — Befriedigende und unbefriedigende Vorlesungen. — Zweite Rundreise. — Eine Fahrt nach dem Westen. — Wiedersehen alter bekannter Orte. — Feier des siebzigsten Geburtstags. — Alte Briefe. — Schlußworte.

Einleitung.

Es scheint mir passend, daß ich meiner Biographie einige einleitende Worte vorausschicke.

Schon seit vielen Jahren hege ich den Wunsch, Erinnerungen aus meinem Leben zu hinterlassen, aber das Schwinden meiner Kräfte und zunehmende Schwäche haben mich daran gehindert.

Auf meinen Vorschlag und unter meinem Beistand, soweit ich ihn zu geben vermochte, hat mein Sohn, der Revd. Charles Edward Stowe, diese Lebensbeschreibung aus Briefen und Tagebüchern zusammengestellt. Sie enthält die wahre Geschichte meines Lebens, größtenteils in meinen eigenen Worten wiedergegeben und besitzt daher den vollen Wert einer Selbstbiographie. Ja, vielleicht giebt sie die einzelnen Eindrücke noch genauer wieder als eine erst im späteren Leben verfaßte Selbstbiographie.

Möchten durch diese Blätter alle, welche sie lesen, zu festerem Vertrauen auf Gott geführt werden und zu einer tieferen Erkenntnis seiner Vatergüte während unserer irdischen Wallfahrt. Ich kann mit „Valiant for Truth“ in des „Pilgrim's Progress“ sagen:

„Ich gehe zu meinem Vater, und ob ich gleich mit großer Beschwerde bis hierher gelangt bin, so reut mich doch jetzt die Anstrengung nicht, die es mich gekostet hat, hier anzukommen.

„Mein Schwert gebe ich dem, welcher mir auf der Pilgerfahrt folgt, meinen Mut und meine Kunst dem, welcher sie erwerben kann."

Hartfort, den 30. September 1889.

Harriet Beecher Stowe.

Erstes Kapitel.

Kindheit 1811—1824.

Harriet Beecher (Stowe) wurde am 14. Juni 1811 in Litchfield im Staate Connecticut geboren. Ihr Vater, Dr. Lyman Beecher, war ein ausgezeichneter calvinistischer Theologe; ihre Mutter, Roxana Foote, seine erste Frau. Fünf ältere Geschwister, lauter fröhliche, gesunde Kinder, empfingen das neue Schwesterchen mit Freuden. Catherine, die älteste, war 1800 geboren, dann kamen zwei stämmige Knaben, William und Edward, und auf diese folgten Mary und George. Drei Jahre zuvor war ein Töchterchen im Alter von einem Monat gestorben; zu dessen Andenken erhielt das vierte Mädchen die Namen Harriet Elisabeth. Dann kam noch, zwei Jahre später, ebenfalls im Juni, ein Bruder, Henry Ward, zur Welt, und nach ihm Charles, das letzte von Roxana Beechers Kindern.

Harriet war kaum vier Jahre alt, als sie die Mutter verlor. Dieses erste bedeutungsvolle Ereignis ihres Lebens blieb ihrem Gedächtnis unauslöschlich eingeprägt als die zugleich schmerzlichste, heiligste und teuerste Erinnerung aus der Kinderzeit. In einem Brief an ihren Bruder Charles schreibt Mrs. Stowe einmal:

„Bei dem Tode unserer Mutter stand ich im vierten Jahr und kann mich persönlich nur auf wenige Züge aus ihrem Leben besinnen. Freunde und Bekannte erzählten mir aber während meiner ganzen Kindheit unaufhörlich bald dieses, bald jenes Geschichtchen von ihr; denn alle, die jemals mit ihr in Berührung gekommen waren, hielten ihr Andenken hoch und wert.

„Die Mutter war eine jener starken, friedevollen und höchst sympathischen Naturen, in deren Nähe sich jeder wohlgeborgen fühlt. Ihr Zusammenleben mit meinem Vater war ein eigenartiges, ihr ganzes Wesen umfassendes. Zu keiner Menschenseele hegte er größeres Vertrauen, sie galt ihm sowohl in geistiger als sittlicher Hinsicht für den besseren und stärkeren Teil in ihrer Lebensgemeinschaft. Ich habe ihn sagen hören, es sei ihm nach ihrem Tode zuerst so bange zumute gewesen, wie einem Kinde, das sich plötzlich bei dunkler Nacht ausgeschlossen sieht und allein in der Finsternis.

„In meiner eigenen Kindererinnerung leuchten nur noch zwei Begebenheiten, die sich auf die Mutter beziehen, wie Strahlen durch die Dunkelheit. Erstens sehe ich uns alle einmal an einem Sonntag Morgen vor ihr her aus der Kinderstube nach dem Wohnzimmer laufen und springen und höre ihre wohlklingende Stimme uns nachrufen: ‚Kinder, gedenkt des Sabbats, daß ihr ihn heiliget.‘

„Zweitens entsinne ich mich des folgenden Vorgangs: Die Mutter war eine eifrige Gärtnerin, soweit dies bei beschränkten Mitteln anging. Einmal hatte sie von Onkel John aus Newyork ein Säckchen mit schönen Tulpenzwiebeln geschickt bekommen, welche ich beim Umherkramen in einem dunkeln Winkel der Kinderstube fand, als die Mutter gerade ausgegangen war. Ich glaubte, sie müßten gut zu essen sein, und bediente mich des ganzen Wörtervorrats, den ich damals besaß, um meine Brüder zu überzeugen, daß die großen Leute auch solche Zwiebeln äßen und sie uns sehr gut munden würden. Letzteres war nun freilich nicht der Fall, ihr eigentümlich süßlicher Geschmack enttäuschte mich; ich weiß, daß ich dachte, Zwiebeln seien doch keine schmackhafte Speise, aber wir machten uns darüber her und verzehrten sie alle. Als nun bald darauf der Mutter freundliches Gesicht zur Thür der Kinderstube hereinschaute, liefen wir auf sie zu und berichteten wie aus einem Munde das große Ereignis, daß wir die Zwiebeln gefunden und sie aufgegessen hätten.

„Ich erinnere mich deutlich, daß auch kein Schatten von Unwillen in ihren Zügen sichtbar ward; sich zu uns setzend, sagte sie: ‚Liebe Kinder, was ihr gethan habt, betrübt Mama sehr. Die Zwiebeln waren nicht zum essen, es sollten schöne Pflanzen daraus wachsen;

hättet ihr sie nicht angerührt, so wären nächsten Sommer im Garten große, wunderschöne rote und gelbe Blumen aufgeblüht, wie ihr solche noch nie gesehen habt.' Ich weiß noch, wie traurig und niedergeschlagen uns diese Mitteilung machte und mit wie trübseligen Blicken wir den leeren Papiersack betrachteten.

„Ferner besinne ich mich, daß Mama uns Kindern Miß Edgeworths ‚Frank' vorlas. Das Buch war, glaube ich, eben erschienen und erregte in Litchfield die Aufmerksamkeit aller derer, die mit der Erziehung der Jugend zu thun hatten. Bald darauf sagte man uns, die Mutter sei krank und ich durfte nur einmal des Tages zu ihr ans Bett kommen, wo sie aufrecht in den Kissen saß. Ihr sanftes Lächeln und das Bild eines schönen Antlitzes mit zwei brennendroten Flecken auf den Wangen schwebt mir noch undeutlich vor. Ich weiß, daß ich nachts einmal träumte, Mama sei wieder gesund geworden. Als ich mit lautem Freudenruf erwachte, trat gerade jemand ins Zimmer und hieß mich schweigen. Mein Traum war in Erfüllung gegangen. Sie war auf immer geheilt.

„Nun folgte das Begräbnis. Henry war zu klein und mußte daheim bleiben. Ich sehe noch sein schwarzes Kittelchen und seine goldenen Locken, wie er, nichts ahnend, fröhlich im Sonnenschein spielte. Auch die Trauerkleider, der Gang nach dem Kirchhof, und daß ein Herr am Grabe sprach, ist mir erinnerlich. Dann war alles vorüber und wir Kleinen, die wir nichts davon verstanden, fragten, wohin die Mutter gegangen sei und ob sie nicht wiederkommen werde.

„Man sagte uns einmal, sie sei in die Erde gelegt worden, und ein andermal, sie sei in den Himmel gegangen. Henry vereinigte diese beiden Vorstellungen in seinem Sinn und beschloß durch den Boden zu graben, bis er zu ihr in den Himmel käme. Eines Morgens sah ihn meine Schwester Catherine eifrig beschäftigt, vor ihrem Fenster ein Loch zu graben, und rief ihm zu, was er da treibe. Den Lockenkopf zu ihr emporhebend, antwortete er in aller Einfalt: ‚Ich will in den Himmel gehen und Mama suchen.'

„Obgleich unsere Mutter nun dem Familienkreise entrückt war, blieb ihr Andenken und Beispiel doch in voller Kraft bestehen und

diente mehr dazu, uns vom Bösen abzulenken und zum Guten zu treiben, als die lebendige Gegenwart anderer Mütter. Überall wurden wir an sie erinnert; ihr Wesen und Wirken schien bei allen Bewohnern der Stadt vom höchsten bis zum niedrigsten einen solchen Eindruck hinterlassen zu haben, daß man uns fortwährend daran mahnte. Die Stelle im ‚Onkel Tom‘, wo Augustin St. Clare den Einfluß seiner Mutter schildert, ist eine einfache Beschreibung der Art und Weise, wie meine eigene Mutter unter den Ihrigen fortlebte.“

Dr. Beecher sagt von seiner verstorbenen Frau: „Sie besaß eine seltene Frömmigkeit, ihr Glaube war stark und ihr Gebet siegesgewiß. So hegte sie zum Beispiel den Herzenswunsch, daß ihre Söhne sich dem geistlichen Stande widmen möchten, und sie betete inbrünstig um Erhörung. Sie ward ihr zuteil. Alle ihre Söhne sind, vom Geiste erweckt, Christi Diener geworden, so wie sie es begehrte.“

Auch den Einfluß von Roxana Beecher auf ihr damaliges vierjähriges Töchterchen können wir während des ganzen spätern Lebens der Verfasserin von „Onkel Toms Hütte“ deutlich verfolgen. Daheim war es für die Kleine, nachdem die Mutter gestorben, so einsam und traurig, daß ihre Tante, Harriet Foote, sie auf längere Zeit zur Großmutter brachte, welche in Nut Plains bei Guildford (Conn.) wohnte. Von dieser ersten Reise erzählt Mrs. Stowe selbst:

„Zu meinen frühesten Erinnerungen gehört der Besuch, den ich unmittelbar nach Mamas Tode in Nut Plains machte, wohin mich Tante Harriet mitnahm, welche meine Mutter während ihrer letzten Krankheit gepflegt hatte. Nachdem wir einen ganzen Tag lang gefahren waren, erreichten wir bei sinkender Nacht ein kleines, weißes Farmhaus und traten in das Wohnzimmer, wo ein helles Feuer knisterte. Eine alte Dame schloß mich in die Arme, drückte mich fest an sich und weinte still. Das wunderte mich, denn in meinem kindischen Sinn hatte ich den großen Verlust bereits vergessen. Die Tante führte mich nun in ein geräumiges Zimmer, wo an der einen Seite das für sie und mich bestimmte Bett stand, an der anderen dasjenige meiner Großmutter.

„Tante Harriet war von ungewöhnlich thatkräftigem Charakter und huldigte inbetreff der Kindererziehung den Grundsätzen der alten Schule

Neuenglands. Kleine Mädchen mußten sich, nach ihrer Ansicht, geräuschlos bewegen, leise und höflich sprechen, nie ihre Kleider zerreißen, zu bestimmten Stunden nähen und stricken, Sonntags zur Kirche gehen und nach derselben den Katechismus hersagen. Während die Tante uns diesen überhörte, standen wir, meine kleine Cousine Mary und ich, kerzengerade vor ihr, und hinter uns, in ehrerbietiger Entfernung, die schwarze Dinah und der Negerknabe Harry. Daß die Tante ihren Dienstboten aus dem Katechismus die Demut und Ehrfurcht gegen die höheren Stände stets ganz besonders einprägte, gefiel mir wohl, denn sie nannten mich nun ‚Miß Harriet' und behandelten mich mit einer Rücksicht, wie sie mir in unserem häuslichen Kreise, wo alle mehr auf gleichem Fuße lebten, nie zuteil wurde. Bald wußte ich den Katechismus auswendig und sagte ihn wortgetreu mit altkluger Ernsthaftigkeit her, was der Tante große Freude machte. Sie selbst war sehr hochkirchlich gesinnt, da aber mein Vater nicht zur englischen Kirche gehörte, trug sie Bedenken, mir das Bekenntnis derselben einzuprägen. ‚Du mußt auch noch den anderen Katechismus lernen, Kind', sagte sie, ‚denn dein Vater ist presbyterianischer Prediger'. — Und nun wurde auch noch der Katechismus unserer Gemeinde vorgenommen.

„Das war mir doch etwas zu viel und ich murrte im stillen. Der anglikanische Katechismus fing so leicht und für jedes Kind verständlich an. Auf die erste Frage: ‚Was ist dein Name?' konnte ich stets laut und deutlich Antwort geben; das that ich gern, während das Übermaß, welches mir nun zugemutet wurde, meine kindische Ungeduld reizte. Ich war daher sehr froh, als ich, nach einigen unglücklichen Versuchen, die Tante einmal gelegentlich zur Großmutter sagen hörte, es sei wohl Zeit genug, daß Harriet den presbyterianischen Katechismus lerne, wenn sie wieder nachhause käme. Dabei blieb es denn auch."

Außer zu diesen religiösen Übungen wurde das Kind noch fleißig zur Handarbeit angehalten und hörte lange Kapitel aus Lowths Jesaias, Buchanans Forschungen in Asien, Bischof Herbers Lebensgeschichte und Dr. Johnsons Werken vorlesen, welche, nach Bibel und Gebetbuch, ihrer Großmutter Lieblingsbücher waren. Von diesen ver-

stand nun Harriet zwar nichts, aber der Großmutter Erklärungen der biblischen Geschichte wußte sie sehr zu schätzen. Die alte Dame war besonders in den Evangelien ganz zuhause und machte sich von jedem der Apostel ein so deutliches Bild, als handle es sich um ihre genauesten Bekannten. Für die Äußerungen des Apostels Petrus zum Beispiel hatte sie oft nur ein nachsichtiges Lächeln: „Da ist er schon wieder", sagte sie, „das sieht dem Petrus ganz ähnlich; überall muß er sich einmischen."

Während des Winters, den Harriet in Nut Plains zubrachte, mag sie wohl zuerst begonnen haben, den reichen Vorrat an Gesangbuchsliedern, Gedichten und Bibelsprüchen zu sammeln, welche sie auswendig wußte und in späteren Jahren jederzeit anführen konnte. Im folgenden November schreibt ihre Schwester Catherine:

„Harriet ist ein sehr gutes Kind. Den Sommer über ist sie zur Schule gegangen und hat ganz fließend lesen gelernt. Siebenundzwanzig Lieder und zwei lange Kapitel aus der Bibel kann sie auswendig; sie hat ein ausgezeichnetes Gedächtnis und wird eine treffliche Schülerin werden."

Um diese Zeit war die Kleine sechs Jahre alt und wanderte täglich Hand in Hand mit ihrem rosigen, bausbäckigen und barfüßigen Brüderchen, dem vierjährigen Henry Ward, nach Frau Kilbournes Schule in der Weststraße. Kaum konnte sie lesen, so stellte sich bei ihr jene leidenschaftliche Liebe zu den Büchern ein, die sie ihr Leben lang behielt. Es gab zu jener Zeit nur wenige Kinderschriften und das kleine sechsjährige Mädchen suchte hungrig nach geistiger Nahrung unter den Fässern voll vergilbter Predigten und Abhandlungen, auf die sie in einem Winkel der Bodenkammer gestoßen war. Hier schienen ihr die unverständlichsten Dinge in tausenden von Exemplaren aufgehäuft und schon verzweifelte sie daran, ihren Zweck überhaupt zu erreichen. Zuletzt aber ward ihr unermüdliches Suchen dennoch belohnt; auf dem Boden eines Fasses voll alter, verschimmelter Predigtbücher entdeckte sie einen Band von „Tausend und eine Nacht." Diese fesselndsten aller Märchen wurden für das phantasiereiche Kind eine Quelle reichen Genusses. Von nun an war ihr Glück gemacht. Ging

irgend etwas nicht nach Wunsch, unternahmen ihre Brüder lange Ausflüge ohne sie, oder drückte sonst ein Leid auf ihrem Kinderherzen, so brauchte sie sich bloß einen stillen Winkel zu suchen und auf ihrem Zauberteppich ins Märchenland zu fliegen, um allem Kummer entrückt zu sein.

Beim Rückblick in die Kindheit erinnert sich Mrs. Stowe auch an die Bibliothek ihres Vaters und beschreibt ihre eigenen Erlebnisse daselbst: „Hoch über allem Lärm des Hauses gelegen", sagte sie, „war mir dieses Zimmer ein Heiligtum und Zufluchtsort. Rings an den Wänden, vom Boden bis zur Decke hinauf standen meine lieben, guten Freunde, die Bücher. Auf der Armlehne von meines Vaters großem Lehnstuhl lag immer die Bibel aufgeschlagen und daneben Cruden's Konkordanz. Hier suchte ich mir gern ein ruhiges Plätzchen, stellte meine Lesebücher um mich her und wußte mich sicher und geborgen. Der Vater saß und schrieb, schlug zuweilen in den Büchern nach und sprach wohl auch halblaut vor sich hin. Mir war, als betreibe er ein geheimnisvolles, feierliches Werk, und ich hütete mich wohl, ihn dabei durch eine Frage oder Bemerkung zu stören.

„Auch die Bücher an den Wänden erfüllten mich mit heiliger Scheu. In den untern Fächern standen riesige Folianten, und über diesen, in geselligem Verein, verschieden an Größe und Einband, lange Reihen von Werken aller Art; ich konnte die Titel auswendig, so oft hatte ich sie gelesen. Ob ich sie aber gleich Tag für Tag mit sehnsüchtigen Blicken betrachtete, ich durfte nicht hoffen, in Bells Predigten, Bonnetts Untersuchungen, Bogues Essays, Topladys Prädestinationslehre und ähnlichen Schriften etwas für mich Verständliches zu finden. Daß Vater das alles lesen und begreifen konnte, flößte mir die größte Bewunderung ein. Oft fragte ich mich, ob ich es in meinem Leben je einmal so weit bringen würde.

„Nur eins von den Büchern meines Vaters, Cotton Mathers ‚Magnalia', ward für mich von Wichtigkeit. Er stellte es eines schönen Tages in neuer Ausgabe auf das Bücherbrett. Was für herrliche Geschichten waren das — und sie hatten sich alle in meinem Vaterlande zugetragen, über dem Gottes Vorsehung so recht sichtlich gewaltet zu haben schien."

Bei dieser Gelegenheit erwähnt Mrs. Stowe auch die Empfindungen, mit welchen sie zum erstenmal die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten vorlesen hörte. „Sie war mir ganz neu", sagt sie, „und ging zum Teil über mein Verständnis. Bei Aufzählung der Mißstände und Ungerechtigkeiten, die mein Volk zur Empörung getrieben hatten, schwoll mein kleines Herz jedoch vor Entrüstung und ich spendete den Schlußworten, welche Oberst Talmadge mit hoheitsvollem Ausdruck las, den ungeteiltesten Beifall. Mich ergriff Begeisterung für die heilige Sache, ich war bereit, ihr Leib und Gut zu weihen. Der Heldensinn meiner Vorfahren, der alten Puritaner, von welchen ich in direkter Linie abstammte, schien sich auch in mir zu regen, es drängte mich, etwas für mein Vaterland zu thun, auch meinerseits etwas zu verkünden — was, wußte ich nicht — oder in den Kampf zu ziehen."

Die Kleine war fast sechs Jahre alt, als ihr Vater in zweiter Ehe Harriet Porter aus Portland im Staate Maine heiratete. Mrs. Stowe beschreibt dies Ereignis wie folgt: „Ich schlief mit meinen zwei jüngsten Brüdern in der Kinderstube. Der Vater war verreist und wurde zurückerwartet, das wußten wir; als daher Geräusch im Hause entstand, waren wir gleich munter. Wir sahen den Vater zu uns ins Zimmer treten, die neue Mutter folgte ihm. Sie war schön von Gesicht, hatte glänzende blaue Augen und trug eine schwarze Sammetrolle über ihrem weichen, kastanienbraunen Haar. Wir bewunderten sie sehr.

„Selten hat wohl eine Stiefmutter einen liebreizenderen Eindruck gemacht. Als wir sie am Morgen nach ihrer Ankunft sahen, schien sie uns so hübsch, so zart und vornehm, daß wir sie mit scheuer Ehrfurcht betrachteten und uns kaum in ihre Nähe wagten. Wir müssen ihr dagegen wie ungelenke, rotbäckige Bauernkinder vorgekommen sein, brav, gehorsam und voll Schüchternheit. Sie war äußerst zierlich und sauber bei allem, was sie that und trieb, so daß ich mich in ihrer Gegenwart linkisch und ungeschickt fühlte.

„In ihrem religiösen Bekenntnis trat besonders ein unerschütterlicher Christusglaube hervor. Sie war eine edle aber strenge Natur,

hart und genau in dem, was sie von sich und anderen forderte, untadelig in ihrer Pflichterfüllung und voll hohen sittlichen Strebens. Hätte Doktor Payson ihr nicht stets das Bild des gütigen, liebreichen Menschensohnes vor Augen gehalten, sie wäre zur engherzigen Schwärmerin geworden. Durch seinen Einfluß aber ward ihr religiöses Leben von Wärme und Milde durchströmt und ihre innige Christusverehrung teilte sich im Laufe der Zeit auch den Herzen aller ihrer Kinder mit."

In einem Brief an ihre Angehörigen schildert die neue Mrs. Beecher ihre ersten Eindrücke nach der Verheiratung wie folgt: „Die Kinder sind sehr liebenswürdig und ich bin von Herzen dankbar, daß sie so gesund und heiter sind. Zu meiner Freude haben sie auch gefällige Sitten und einige besitzen ungewöhnliche Verstandesgaben."

Sie ward ihren Stiefkindern eine echte Mutter und wirkte allezeit im Segen unter ihnen. Im nächsten Jahr erhielt die Familie einen Zuwachs durch ein Brüderchen, welches Frederik genannt wurde.

Um diese Zeit etwa finden wir Harriet auf charakteristische Weise in einem Brief ihrer Schwester Catherine erwähnt. „Letzte Woche", schreibt diese, „begruben wir Mieze, die jüngere, feierlich neben der unvergeßlichen alten. Unsere Harriet ist bei der Katzenbestattung stets die Hauptleidtragende. Sie bat mich um ein ‚Epithet', wie sie es nannte, und ich verfaßte folgende Inschrift:

‚Hier Mieze liegt,
Die Krämpfe kriegt'.
Das arme Tier.
Aus ist die Not,
Man schoß sie tot,
Nun liegt sie hier.'"

Im Juni 1820 starb der kleine Frederik am Scharlachfieber; auch Harriet hatte einen schweren Anfall der gefürchteten Krankheit durchzumachen, den sie jedoch glücklich überstand. Von da ab verlebte sie ihre Kinderzeit in ungetrübtem Frohsinn. Wir sehen sie bald in Gesellschaft ihrer Brüder durch die Wälder streifen oder zum Fischfang ausziehen, bald gedankenvoll in ihres Vaters Studierzimmer sitzen und

den lebhaften Erörterungen über theologische Tagesfragen zuhören. Sie besucht die Großmutter in Nut Plains und gilt in Litchfield als eine der begabtesten Schülerinnen der Anstalt, in welcher Mr. John Brace und Miß Pierce ihr Unterricht erteilen. Als sie elf Jahre alt war, schreibt ihr Bruder Edward: „Harriet liest alles, was sie sich verschaffen kann, und näht und strickt fleißig."

Damals war sie nicht mehr das jüngste Mädchen, ein Schwesterchen, namens Isabelle, war 1822 geboren. Daß ihr außerhalb der Schulstunden die Sorge für die Kleine häufig anvertraut ward, trug viel zu ihrer Entwickelung bei. Doch die Studien durften dadurch nicht beeinträchtigt werden und unter der tüchtigen Leitung geliebter Lehrer sog sie das Wissen in vollen Zügen ein. Sie selbst schreibt darüber: „Ich schöpfte in jener Zeit weit mehr geistige Nahrung und Anregung aus dem Unterricht, den Mr. Brace den höheren Klassen erteilte, während ich unbeachtet an meinem Pulte saß und zuhörte, als aus meinen eigenen Aufgaben. Eifrig lauschte ich stundenlang auf Vorträge und Besprechungen über geschichtliche Ereignisse oder auf Abschnitte aus Werken wie Paleys Moralphilosophie, Allison ‚Über den Geschmack' oder Blairs Rhetorik, die in mir eine Menge neuer Gedanken erweckten.

„Ein Lehrer, der es wie Mr. Brace verstanden hätte, Aufsatzstunde zu geben, ist mir nie wieder vorgekommen. Er hielt den Geist seiner Schüler stets in regster Spannung, führte sie in die weitesten und mannigfaltigsten Gebiete des Denkens ein und bereitete sie auf solche Weise zu eigenen Ausarbeitungen vor, bei denen doch das Haupterfordernis ist, daß man sich für einen Gegenstand interessiert und seine Gedanken zum Ausdruck bringen möchte."

Im zehnten Jahr begann die für sie höchst fesselnde Abfassung eigener Stilübungen. Sie machte in diesem Unterrichtszweig so schnelle Fortschritte, daß, als sie zwölf Jahr alt war, ihr Aufsatz nebst zwei oder drei anderen ausgewählt wurde, um beim Schulexamen öffentlich vorgelesen zu werden.

Von dieser Begebenheit schreibt Mrs. Stowe: „Die Scene bei der für mich so wichtigen Schulfeierlichkeit ist mir noch gut erinnerlich. Die ganze gebildete und gelehrte Welt Litchfields war in dem

großen Saale zugegen, und in dieser Versammlung wurden unsere Aufsätze vorgelesen. Als der meinige an die Reihe kam, sah ich, wie mein Vater, der bei Mr. Brace auf der Plattform saß, mit aufmerksamer, heiterer Miene zuhörte. Beim Schluß fragte er, wer die Abhandlung geschrieben habe. ‚Ihre Tochter', lautete die Antwort. Es war der stolzeste Augenblick meines Lebens. Man sah es dem Vater stets am Gesicht an, wenn ihm etwas wohlgefiel, und sein Interesse erregt zu haben, galt mir mehr als alle jugendlichen Triumphe."

Dieser Aufsatz ist sorgfältig bewahrt worden und die steife Kinderhandschrift auf den vergilbten Blättern ist noch völlig leserlich. Als erstes schriftstellerisches Erzeugnis einer später berühmten Verfasserin dürfte er wohl von genügendem Interesse sein, um hier einen Platz zu erhalten. Wir lassen ihn daher genau so folgen, wie er damals vor achtundsechzig Jahren abgefaßt und vorgetragen wurde. Das Thema, welches er behandelte, war für ein zwölfjähriges Kind allerdings sehr ernst.

Kann die Unsterblichkeit der Seele aus der Natur bewiesen werden?

Die Weisen aller Zeiten haben mit Recht behauptet, daß der Mensch das eigentliche Studium für den Menschen sei. Seine Natur, seine geistige und körperliche Beschaffenheit sind stets Gegenstand der eingehendsten Forschungen gewesen. Im Lauf dieser Untersuchungen hat man sich jedoch vergeblich bemüht, die Veränderung zu erklären, welche der Körper im Augenblick des Todes erleidet. Einige schreiben sie der Flucht des ihm innewohnenden Geistes zu, andere behaupten, sie entstehe aus seiner völligen Vernichtung. Die Fragen: Was wird im Tode aus der Seele? Entgeht sie der Zerstörung und welches Geschick erwartet sie im Fall ihrer Fortdauer? betreffen uns allesamt und nehmen daher das allgemeinste Interesse in Anspruch.

Wollen wir diese Fragen vorurteilsfrei prüfen, so müssen wir uns zuerst aller Erkenntnis entäußern, die wir dem Lichte der Offenbarung verdanken, und uns auf den Standpunkt versetzen, von welchem aus die Philosophen früherer Jahrhunderte sie betrachtet haben.

Der erste Beweis für die Unsterblichkeit des Geistes wird gewöhnlich aus dessen eigenem Wesen hergeleitet. Da er ein unteilbares Ganzes sei, sagen die Vertreter dieser Theorie, also nicht aus einzelnen Atomen bestehe, die sich von einander trennend, der Verwesung unterworfen sind, wird er nicht untergehen und folglich ewig leben.

Freilich ist der Geist nicht einer Verwesung unterworfen, die auf gewöhnliche Weise, durch die allmähliche Trennung der Atome vor sich geht, aber damit ist noch kein Beweis geliefert, daß die Allmacht, die ihn erschaffen hat, nicht imstande sein sollte, ihn wieder zu vernichten. Durch die Thatsache, daß der Geist nicht verwesen kann, ist noch nicht festgestellt, daß sein Dasein nicht auf andere Weise zerstörbar ist. Soll die Schlußfolgerung stichhaltig sein, so müßte entweder bewiesen werden, daß der „Schöpfer" nicht den Willen hat, die Seele zu vernichten, oder daß er nicht die Macht dazu besitzt; beides ist unerweislich und unsere Unsterblichkeit bleibt daher dem Gutdünken des Schöpfers anheimgestellt. Man wendet ein, der Schöpfer habe die Seele zur Unsterblichkeit bestimmt, er würde sie nicht so wesentlich verschieden vom Körper erschaffen haben, wenn beide den gleichen Endzweck hätten. Aber, mag auch die Bestimmung der Seele eine andere sein als die des Leibes, so wissen wir doch nichts Näheres über dieselbe und kommen nach fruchtlosem Grübeln nur darauf zurück, daß der Schöpfer mit uns nach Gefallen verfahren kann.

Wiederum sagt man, daß ein allweiser und allgütiger Schöpfer den Menschen nicht mit so unendlicher Sehnsucht, mit so umfassenden Fähigkeiten begabt haben würde, wenn er ihm zu deren Befriedigung und Entfaltung keine Gelegenheit bieten wollte.

Sollte sich dies behaupten lassen, so müßte man aus der Natur beweisen können, daß der Schöpfer wirklich allgütig ist; das dürfte jedoch unausführbar sein, und somit fällt die Behauptung in sich selbst zusammen. Macht man aber den Einwurf, es sei nicht weise, die Seele zu zerstören, so hieße das den Allweisen vor das Schiedsgericht seiner Geschöpfe fordern, um sich wegen der Fehler seiner Weltregierung zu verantworten. Wir vermögen weder den Ratschluß des Unerforschlichen zu verstehen, noch die Mittel zu begreifen, die

ihm zu seinen Zwecken dienen. Es wäre vor Gott nicht unmöglich, daß der Tod der Seele den Gesetzen der Weisheit entspricht und ihr Leben denselben zuwider ist.

Man hat das Verlangen der Seele nach Fortdauer, ihr geheimes, untilgbares Grauen vor der Vernichtung als einen Unsterblichkeitsbeweis angeführt. Aber findet sich denn dies Verlangen und dies Grauen überall? Ist nicht der großen Mehrzahl der Menschen eine solche Furcht überhaupt unbekannt? Zwar der Gedanke, die Erde zu verlassen, auf Ruhm und Ehre zu verzichten und vergessen zu werden, erschreckt die meisten. Heute noch von der Welt abgöttisch verehrt, sehen sie beim Blick in die Zukunft schaudernd, daß auch sie dem allgemeinen Menschenlose, der Vergessenheit, nicht entgehen können. Allein diese Furcht hat mit dem Leben jenseits des Grabes nichts zu schaffen. Wäre dies aber auch der Fall, so ist doch das bloße Verlangen der Seele nach Fortdauer noch kein Beweis für ihre Unsterblichkeit. Könnte man sonst nicht mit dem gleichen Recht behaupten, der Körper müsse ewig leben, weil wir uns vor dem Tode fürchten? Nach diesem Grundsatz dürfte uns überhaupt nie etwas versagt werden, was wir dringend wünschen, und kein Übel, vor dem wir zurückbeben, würde uns je befallen — was doch augenscheinlich nicht zutrifft.

Ferner wird der unaufhaltsame Fortschritt unserer geistigen Kräfte als Unsterblichkeitsbeweis angeführt. Hierüber bemerkt Addison: „Käme die menschliche Seele je zu einem Stillstand, entfaltete sie ihre Fähigkeiten so vollständig, daß eine weitere Entwickelung undenkbar wäre, dann könnte ich mir vorstellen, daß sie wie eine gereifte Frucht abfallen und ins Nichts zurücksinken würde. Aber, können wir glauben, daß ein denkendes Wesen, welches in stetem Fortschreiten begriffen, von Stufe zu Stufe emporsteigt, nachdem es kaum den ersten Einblick in die Werke des Schöpfers gewonnen und sich einen schwachen Begriff von seiner unendlichen Weisheit und Güte gebildet hat, schon im Beginn seiner Forschungen denselben entrückt wird und sterben muß?“

Hierauf liegt der Einwand nahe, daß unsere Seelenkräfte keineswegs in steter Zunahme begriffen sind. Macht man nicht häufig die

Erfahrung, daß sich bei der Jugend glänzende Talente entwickeln, die in den reifen Jahren zum Stillstand kommen und im Alter allmählich abnehmen? Bei dem Greis, welcher dem Grabe zuwankt, bleibt oft kaum noch eine Spur des einst so starken Geistes erkennbar.

Wer hat nicht beim Studium der englischen Geschichte die Herrschertalente der Königin Elisabeth bewundert, ihre Sicherheit und Festigkeit im Frieden, ihre tiefe Einsicht in allen Fragen der Politik? Und doch, wie tragisch ist das Ende dieser klugen und umsichtigen Fürstin. Alter und Krankheit tragen den Sieg davon über ihre hohen Geisteskräfte. Wer will da noch sagen, daß die menschlichen Fähigkeiten in steigendem Fortschritt begriffen sind?

Auch aus der Lebenskraft der Seele in der Todesstunde hat man auf ihre Fortdauer geschlossen. Aber nicht immer ist die Seele noch geistig rege beim Nahen des Todes. Die Geschichte lehrt uns in zahllosen Beispielen, daß Männer, die einst fähig waren, Führer von Nationen zu sein, durch körperliche Leiden so elend und hinfällig geworden sind, daß man sie kaum noch für dieselben Menschen halten konnte. Die Talente des Staatsmanns, die Weisheit des Gelehrten, Mut und Kraft des Kriegers sanken dahin, und es blieb nichts übrig als Geistesschwäche oder Irrsinn.

Doch giebt es Menschen, die zur Zeit des Todes im Besitz ihrer wenn auch verminderten Fähigkeiten sind; diese wären dann folgerichtig die einzigen, bei welchen von einer Fortdauer die Rede sein könnte.

Auch die Ungleichheit von Lohn und Strafe in dieser Welt wird zum Beweis angeführt, daß es ein anderes Leben geben müsse, in welchem die Tugend belohnt und das Laster bestraft wird. Dies beruht auf der Annahme, daß im natürlichen Lauf der Dinge der Unterschied zwischen Tugend und Laster erkennbar ist, was einige völlig leugnen und andere für sehr zweifelhaft halten. Auch hieße es dem Schöpfer die Verpflichtung auferlegen, seine Geschöpfe für ihre Thaten zu bestrafen oder zu belohnen. Eine derartige Verpflichtung besteht jedoch nicht, weshalb der Beweis hinfällig ist. Es läßt sich aus der Natur nicht darthun, daß der Schöpfer Gerechtigkeit üben müsse, und

die ganze Schlußfolgerung, welche sich auf diese Annahme gründet, ist daher falsch.

Jene Anschauung stellt sogar die Weisheit des Schöpfers in Frage, denn sie nimmt einfach an, er habe es nicht verstanden, in dieser Welt gerecht zu regieren und bedürfe daher einer andern, um alle Fehler und Versäumnisse wieder gut zu machen. Wo bliebe da die Vorstellung von einem allweisen Schöpfer?

Man sagt, bei allen Völkern der Erde fände sich die Ahnung eines künftigen Lebens. Die alten Griechen und Römer hätten den Glauben daran besessen und man habe noch bei jedem Volk eine Spur davon entdeckt. Für diesen Glauben hatten sie aber keinen anderen Grund als ihr Verlangen nach Unsterblichkeit, und wir wissen, daß sich der Mensch leicht von dem überzeugen läßt, was er wünscht. Wenn aber der Glaube an ein künftiges Leben sich bei allen Völkern findet, so kommt dies vielleicht daher, daß er sich durch Überlieferung aus der Zeit der Sintflut von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt hat.

Aus allen diesen Beweisführungen, die uns auf den ersten Blick sehr einleuchtend scheinen, sich aber, genauer besehen, als trügerisch herausstellen, ergiebt sich die dringende Notwendigkeit einer Offenbarung. Ohne diese bleibt das Geschick des edelsten der Geschöpfe Gottes in Dunkel gehüllt. Erst als das göttliche Licht des Evangeliums zu uns herabkam und die himmlischen Boten: „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen“ verkündeten, vermochte der in der Irre wandernde Mensch seinen göttlichen Ursprung und seine ewige Bestimmung zu erkennen.

Das Evangelium hat die Finsternis zerstreut, welche das Jenseits bedeckte. Es lehrt uns, daß, wenn der Staub zum Staube wird, der Geist zu Gott zurückkehrt, der ihn gegeben. In seinem Lichte erkennt der Mensch, daß ihm, trotzdem er das göttliche Ebenbild verloren hat, doch ein ewiges, unverwelkliches und heiliges Erbe bestimmt ist. Nachdem die irdische Hütte seines Leibes zerbrochen ist, erwartet ihn ein Haus, nicht mit Händen gemacht, das ewig bleibt, droben im Himmel.

Bald nach der Abfassung dieses merkwürdigen Aufsatzes ging Harriets Kinderzeit in Litchfield zu Ende. Noch in demselben Jahr ward sie nach Hartford geschickt, um ihre Studien in der Schule fortzusetzen, welche ihre Schwester Katherine seit kurzem in dieser Stadt eröffnet hatte.

Zweites Kapitel.

Schulzeit in Hartford 1824—1832.

Mit den Schuljahren in Hartford begann für Harriet ein neuer Lebensabschnitt. Sie stand während dieser ihrer Entwickelungszeit unter unmittelbarer Aufsicht ihrer Schwester Catherine, deren starker Geist und ehrfurchtgebietende, thatkräftige Persönlichkeit einen bestimmenden Einfluß auf die leicht erregbare, weiche und poetische Natur der jüngeren Schwester ausübte. Wir müssen daher suchen, einen Einblick in Leben und Charakter von Catherine Beecher zu gewinnen, wenn uns in Mrs. Stowes Wesen und Werken nicht manches dunkel bleiben soll. Sie sagt selbst, daß sie in dieser Periode ihres Lebens am stärksten durch ihren Bruder Edward und ihre Schwester Catherine beeinflußt worden sei.

Catherine war Lyman Beechers ältestes Kind aus erster Ehe. Ihr kleines, stark abgenutztes Tagebuch, das sich unter ihren Papieren vorfand, enthält einen kurzen Lebensabriß, dessen Anfang lautet: „Ich bin in East Hampton am fünften September um fünf Uhr Nachmittags in der großen Wohnstube geboren, die dem Studierzimmer meines Vaters gegenüber lag. Genau erinnere ich mich nicht mehr daran.“ — Daß sie letztere scherzhafte Bemerkung an ihre Geburt anknüpft, ist höchst charakteristisch für ihre ganze Art und Weise. Sie war eine tief ernste Natur, voll hoher Gefühle und Gedanken. Wie sich aber auf der Oberfläche eines dunkeln Stromes sonnige Wellchen kräuseln, so hatte sie ihr Lebenlang bald ein launiges Scherzwort, bald einen treffenden Witz auf der Zunge.

Als sie zehn Jahre alt war, zog ihr Vater nach Litchfield, wo sie eine glückliche Kindheit verlebte. Klugen, beweglichen Sinnes und von rascher Fassungskraft, machte sie ohne besondere geistige Anstrengung ihre Schullaufbahn auf das glänzendste durch. Wer sie nur oberflächlich kannte, hätte in ihr nichts als ein sehr begabtes, fröhliches, sorgloses Mädchen gesehen. Zwanzig Jahre alt ging sie nach Boston, um sich in Musik und Zeichnen auszubilden und brachte es in diesen Künsten so weit, daß sie in New London (Conn.) als Lehrerin in einer Töchterschule angestellt wurde. Um diese Zeit lernte sie Professor Alexander Metcalf Fisher von Yale College kennen, einen der ausgezeichnetsten jüngeren Gelehrten Neuenglands, mit welchem sie sich im Januar 1822 verlobte. Im Frühling schiffte sich Professor Fisher dann nach Europa ein, um wissenschaftliche Bücher und Apparate einzukaufen, wie er sie für sein Fach im College brauchte. Er schreibt in seinem letzten Brief am 31. März 1822 an Miß Beecher:

„Punkt zehn Uhr fahre ich morgen im ‚Albion' nach Liverpool. Dies Schiff gilt für das beste von all' den vorzüglichen Fahrzeugen, welche dorthin bestimmt sind, und Kapitän Williams soll ganz besonders tüchtig sein. Alle Einrichtungen sind ausgezeichnet; der Preis beträgt 140 Dollars. Vielleicht begegnen wir auf der Überfahrt einem nach Amerika bestimmten Schiff, wenn nicht, so wirst Du kaum früher als in zwei Monaten von mir Nachricht erhalten."

Noch waren jedoch nicht zwei Monate um, als sich unbestimmte Gerüchte über einen schrecklichen Schiffbruch an der irischen Küste verbreiteten. Dann kam die Nachricht, der ‚Albion' werde vermißt, und endlich traf von einem Mr. Pond aus Kinsale in Irland folgender, vom 2. Mai 1822 datierter Brief ein:

„Sie haben ohne Zweifel schon von dem Schiffbruch des Packetbootes ‚Albion' gehört, das von New York nach Liverpool unter Segel war. Das Unglück hat sich am 22. April um vier Uhr morgens zugetragen. Professor Fisher aus Yale College war an Bord. Von sämtlichen dreiundzwanzig Passagieren der ersten Kajüte hat nur einer das Ufer erreicht. Es ist ein Mr. Everhart aus Chester County in Pennsylvanien. Seinem Bericht zufolge ist Professor

Fisher beim ersten Anprall des Schiffs in der Kajüte von einem herabfallenden Gegenstand schwer verletzt worden. Dies geschah zwischen acht und neun Uhr am Abend des einundzwanzigsten. Fisher blieb trotz seiner Verwundung ruhig und beherzt; er nahm sogar, um dem Kapitän behilflich zu sein, den beschädigten Kompaß in die Kajüte und besserte ihn aus. Etwa fünf Minuten ehe das Schiff strandete, setzte Kapitän Williams die Passagiere von der Gefahr in Kenntnis und alle begaben sich auf Deck, mit Ausnahme des Professors, der in seiner Koje sitzen blieb. Mr. Everhart war der letzte, welcher die Kajüte verließ und Fisher noch am Leben sah."

Ich würde dieses Familienunglück weniger ausführlich behandelt haben, wenn es nicht wesentlich zu Mrs. Stowes eigenem Leben gehörte und für das Verständnis ihres Charakters und ihrer Schriften unentbehrlich wäre. Ohne dasselbe würde „The Minister's Wooing" schwerlich geschrieben worden sein, denn die Schilderungen von Mrs. Marwyns furchtbaren Seelenkämpfen und von des alten Campaces einfacher und wirksamer Lösung aller religiösen Bedenken stehen im unmittelbaren Zusammenhang mit jenem sturmumtosten, an der irischen Küste gestrandeten Schiffe. Sie geben ein Bild der schrecklichen geistigen Anfechtungen, welche Catherine Beecher nach jenem Schicksalsschlage zu bestehen hatte, da sie nicht nur die zeitliche Trennung von ihrem Verlobten beklagte, sondern glaubte, derselbe sei in alle Ewigkeit verloren. Ihr starkes, unbeugsames Gemüt ward durch solche Vorstellungen aufs gewaltsamste erschüttert und auch der jüngeren Schwester, welche unter ihrem Einfluß stand, prägten sich jene Eindrücke für alle Zeiten ein.

Unter Professor Fishers Büchern, die nach seinem Tode in Miß Beechers Besitz kamen, befanden sich auch Scotts gesammelte Werke. Es war ein wichtiges Ereignis, als Dr. Beecher eines Tages mit dem „Ivanhoe" in der Hand bei den Seinigen eintrat und sagte: „Ich habe meinen Kindern stets verboten, Romane zu lesen, aber für diese mache ich eine Ausnahme."

Die zwei folgenden Jahre verbrachte Catherine bei Professor Fishers Eltern in Franklin (Mass.). Sie unterrichtete dort seine beiden Schwestern, trieb Mathematik mit seinem Bruder Willard und

besuchte den Gottesdienst in Doktor Emmons Kirche. Die furchtbare, erbarmungslose Lehre, welche dieser predigte, hätte wohl einen minder starken und gesunden Geist zum Wahnsinn treiben können, allein Catherine ließ sich durch dieselbe nicht beugen und niederschmettern. Sie kämpfte mutig gegen alle verdüsternden Zweifel, bis sie Siegerin blieb und zu festem Glauben hindurchdrang.

An streng logisches Denken gewöhnt, schreckte sie vor keiner Schlußfolgerung zurück und gelangte bei ihrer natürlichen Anlage für metaphysische Vorstellungen zu höchst erstaunlichen und eigenartigen Resultaten, die freilich nicht immer auf dauernden Wert Anspruch hatten.

1840 erschien von ihr im „Biblischen Repositorium“ eine Abhandlung über die „Freiheit des Willens“, welche namhafte Kritiker für die geistreichste Widerlegung von Edwards Schrift über „den Willen“ ansehen. Man erzählt mit Bezug darauf den folgenden, komischen Vorfall: Ein ausgezeichneter Professor der Theologie aus Neuengland besuchte einmal einen berühmten deutschen Theologen und sagte, als die Rede auf Edwards Schrift kam: „Die beste Widerlegung derselben, welche wir besitzen, ist von einer Frau geschrieben, von Dr. Lyman Beechers Tochter“. Da schlug der deutsche Gelehrte die Hände zusammen und rief mit unverstellter Verwunderung: „Lebt bei euch wirklich eine Frau, die imstande ist Edwards Abhandlung über ‚den Willen‘ zu widerlegen? — Dann verzeihe Gott dem Columbus, daß er Amerika entdeckt hat!“

Einen Gott zu lieben, der, wie sie sich ausdrückt, „in vollkommener Seligkeit, unberührt durch ihren Kummer und ihre Thränen, sie mit Mißfallen und Abscheu betrachtete“, das vermochte sie nicht. Sie beschloß daher, für andere zu leben, ihnen Gutes zu thun und darin ihr Glück zu suchen. „Ich las in der Bibel“, sagt sie, „betete und trachtete andere zum Heil zu führen, weil ich es für recht und gut hielt, aber ich selbst hoffte damals weder auf Lohn, noch fürchtete ich mich vor Gottes Strafgericht. Doch quälten mich manche Zweifel. ‚Hat der Sohn Gottes denn wirklich etwas gethan‘, fragte ich mich, ‚was das elendeste und selbstsüchtigste Geschöpf auf Erden nicht auch thun würde? — Gott hatte dies jammervolle Menschengeschlecht er-

schaffen und ihm die denkbar unglücklichsten Lebensbedingungen gestellt; darauf nahm Jesus Christus in völlig müheloser Weise eine menschliche Natur an, welche litt und starb. Wenn etwas, das außerhalb unseres eigentlichen Wesens liegt, alles Leiden übernähme, wer würde dann nicht, ohne eigene Beschwerden, Millionen elender Menschen retten und Preis und Dank dafür ernten wollen?' Solche Gedanken gingen mir zuweilen durch den Sinn und waren mir der beste Beweis für den Hochmut, den Widerspruchsgeist und die Sündhaftigkeit meines Herzens."

So kämpfte sie weiter, bald von den schwersten Zweifeln bestürmt, bald wieder auf Augenblicke durch ihren von Natur lebensfrohen Geist und die Neigung, alles von der besten Seite anzusehen, aus dem Abgrund emporgehoben. In solcher Gemütsverfassung ging sie im Winter 1824 nach Hartford und eröffnete eine Schule mit acht Schülerinnen. Die praktische Thätigkeit des Unterrichtens ward für sie von großem Segen, denn allmählich fand sie dabei die Lösung aller Rätselfragen, die sie gepeinigt hatten. Sie äußert sich darüber wie folgt:

„Nach zwei oder drei Jahren begann ich einen regelmäßigen Lehrkursus der Bibelkunde zu halten, auch beschäftigte ich mich viel mit der Einrichtung meiner Schule und dachte insbesondere darüber nach, wie es mir am besten gelingen möchte, meine Zöglinge gehorsam, fromm und liebenswürdig zu machen. Nach und nach stellte ich mir für die Leitung meiner Schule folgende Grundsätze auf:

„Erstens. Vor allem muß ich meine Schülerinnen überzeugen, daß ich aufrichtig für ihr Bestes besorgt bin und ihr wahres Wohl auf dem Herzen trage; je mehr mir das gelingt, um so williger werden sie mir gehorchen.

„Zweitens. Die Aufrechterhaltung meines Ansehens und der nötigen Ordnung hängt wesentlich davon ab, daß sie wissen, es werden aus jeder Übertretung unvermeidlich schlimme Folgen für sie entstehen.

„Drittens. Will ich meinen Einfluß und ihre Zuneigung bewahren, so dürfen sie nie das Gefühl verlieren, daß die Strafe eine natürliche Folge begangenen Unrechtes ist, damit sie sich selbst und nicht mich als die Ursache derselben betrachten.

„Viertens. Meine Schülerinnen müssen durchaus einsehen lernen, daß ich nichts Unbilliges von ihnen verlange. In den meisten Fällen suche ich ihnen das nachzuweisen und dadurch ihr Vertrauen in solchem Grade zu gewinnen, daß sie sich auch dann auf mein Urteil und meine Erfahrung verlassen, wenn ich ihnen meine Handlungsweise nicht erklären kann.

„Fünftens. Je mehr sie die Empfindung haben, daß mein Thun aus selbstverleugnendem Wohlwollen entspringt, um so fester werden sie mir vertrauen und sich getrieben fühlen, auch ihrerseits in uneigennütziger Pflichterfüllung dem Wohl anderer zu dienen.

„Nach einiger Zeit begann ich die Erfahrungen, welche ich in meinem Beruf sammelte, mit dem Wirken Gottes zu vergleichen. Ich betrachtete dies Thema von allen Seiten, zog meine Schlußfolgerungen und fand, daß für mich jedes Bedenken beseitigt und alle Dunkelheit verschwunden war."

Sie hatte die Lösung ihrer Zweifel in jenem Gottesbegriff gefunden, welchen ihr Bruder Henry Ward später jahrelang von der Kanzel verkündete und von dem die Schriften ihrer Schwester Harriet zeugen — in der Vorstellung von einem Wesen voll unendlicher Liebe, Langmut und Güte, welches die Schmerzen der Menschheit teilt. Christi Leiden am Kreuz war nicht nur das Leiden seiner menschlichen, sondern auch seiner göttlichen Natur. In dem leidenden Christus offenbart sich uns Gott. Dies ist der Grundgedanke in „The Minister's Wooing", es ist auch die Erkenntnis, in welcher Catherine Beechers angefochtene Seele endlich zur Ruhe kam. Zwar stand sie mit dieser Anschauung in direktem Widerspruch zu dem Grundprinzip der Theologen, nach welchem Gott als vollkommenes Wesen nicht leiden kann, da das Leiden ein Zeichen von Unvollkommenheit ist, aber sie war der Ansicht, daß die Unfähigkeit, an dem Leiden seiner Geschöpfe teilzunehmen, eine weit größere Unvollkommenheit sein würde. Diese ganze Frage ist im vierundzwanzigsten Kapitel von „The Minister's Wooing" ausführlich behandelt, wir verweisen besonders auf die Stelle, welche anfängt: „Das Leid ist göttlicher Natur, es herrscht auf dem Weltenthron."

Während Catherine Beecher noch mit der eben beschriebenen

Seelennot kämpfte, wurde ihre Schwester Harriet im Herbst 1824 in die Schule nach Hartford geschickt.

In einem Brief an ihren Sohn aus dem Jahre 1886 schreibt Mrs. Stowe über diese Periode ihres Lebens: „Zwischen meinem zwölften und dreizehnten Jahr trat ich in die Schule, welche Catherine kurz zuvor eröffnet hatte; sie zählte damals nur fünfundzwanzig Zöglinge, später aber mehrere hundert. Das Schulzimmer ging auf die Hauptstraße, schräg gegenüber war die Christuskirche. Im untern Stock des Gebäudes hatten Sheldon und Colton ihre Sattlerwerkstatt und einen Laden mit Kutschengeschirr. Ich sehe noch die zwei schönen Schimmel auf dem Ladenschild und erinnere mich deutlich, wie sehr ihr erster Anblick mich überraschte und erfreute. Einer der Gesellen, der unten in der Werkstatt arbeitete, besaß eine schöne Tenorstimme, und es war mein Entzücken, ihn während der Schulstunden singen zu hören:

‚Wenn einst Reichtum, Schönheit, Macht,
Ruhn in des Vergessens Nacht,
Und das stolze Grab umflicht
Moos und Epheuranke dicht —
Werden wir vom Tod erstehn
Und uns droben wiedersehn‘.

„Da meines Vaters Gehalt nicht hinreichte, um die Bedürfnisse seiner zahlreichen Familie zu bestreiten, wurde mein Aufenthalt in Hartford durch eine Art Tausch ermöglicht; ich erhielt Kost und Wohnung in der Familie von Mr. Isaac D. Bull, während dessen Tochter nach Litchfield in Miß Pierces Anstalt geschickt wurde und bei meinen Eltern wohnte.

„In der Schule schloß ich Freundschaft mit den beiden vorgeschrittensten Schülerinnen; wir hatten schon vor meiner Ankunft Briefe gewechselt und sie bewillkommneten mich aufs herzlichste. Die eine, Catherine Cogswell, war die Tochter des angesehensten Hartforder Arztes, die andere, Georgiana May, hatte noch zwei jüngere Schwestern, Mary und Gertrude und mehrere Brüder, ihre Mutter war Witwe und eine herzensgute Frau von echt christlicher Gesinnung. Ein so liebenswürdiges, lebhaftes, sonnig heiteres Mädchen wie Catherine Cogswell ist mir selten vorgekommen. Sie war so allgemein

beliebt, daß ich ihrer nur schwer habhaft werden konnte. Eine Mitschülerin holte sie ab, um mit ihr in die Schule zu gehen, einer anderen mußte sie versprechen, sie auf dem Heimweg zu begleiten.] [In der Zwischenpause, die täglich eine knappe halbe Stunde dauerte, war Katy schon immer zum voraus in Anspruch genommen; allein, wie viele sich auch um ihre Gunst bewarben, so hatte sie doch auch für mich dann und wann ein Plätzchen an ihrer Seite. Georgiana war ernsteren Charakters, älter und weniger anziehend für ihre Gefährtinnen, wir beide schlossen aber einen warmen Freundschaftsbund, der sich in allen Lebenslagen bewährt hat.

„Als ich in die Schule kam, lasen Catherine und Georgiana schon Virgil; ich mußte das Studium des Lateinischen allein anfangen und verfaßte nach dem ersten Jahr eine rhythmische Übersetzung aus Ovid, welche bei der Schulfeierlichkeit vorgelesen und, wie ich glaube, als eine sehr tüchtige Leistung angesehen wurde. Die Dichtkunst fesselte mich damals ungemein, und es war mein Traum, Dichterin zu werden. Um ihn zu verwirklichen, begann ich ein Drama zu schreiben, das ‚Cleon' hieß und zu Kaiser Neros Zeit spielte. Cleon, ein edler Grieche an Neros Hofe, wird nach vielem Forschen und Zweifeln endlich ein Bekenner des Christentums. Ich schrieb Seiten und Seiten von meinem Drama, es lag mir Tag und Nacht im Sinn. Einmal ertappte mich jedoch meine Schwester Catherine dabei und meinte, ich solle die Zeit nicht mit Versemachen vergeuden, sondern lieber Butlers „Analogie" vornehmen, das werde mir weit dienlicher sein. Sie wies mich an, Auszüge aus der Analogie für eine Klasse von Mädchen meines Alters zu machen; jedes Kapitel, das ich ihnen erklären sollte, mußte ich zuvor für mich allein bemeistern; doch interessierte mich dieses Studium sehr, denn Mr. Brace pflegte uns in Litchfield über ähnliche Stoffe Vorträge zu halten. Ich fing auch an französisch und italienisch bei einer Miß Degan zu lernen, die in Italien geboren war.

„Um diese Zeit las ich Baxters ‚Saint's Rest', das einen mächtigen Eindruck auf mich machte. Oft, wenn ich auf der Straße ging, wünschte ich, der Boden möchte unter meinen Füßen einsinken und ich in den Himmel kommen. Damals, in den Sommerferien, die ich da-

heim in Litchfield zubrachte, begann ich mich zum erstenmal als lebendige Christin zu fühlen. Den taufrischen Sabbatmorgen werde ich nie vergessen. Ich wußte, an dem Sonntag war Abendmahlfeier, und dachte mit Trauer, daß die Gemeinde teil daran nehmen und ich leer ausgehen würde. Auf dem Kirchgang fielen mir meine Sünden ein und ich versuchte sie aufzuzählen; aber die Welt war so schön, der Vogelgesang, die Blumen am Wege und der murmelnde Bach, alles zerstreute mich. Mit mir selbst unzufrieden, betrat ich die Kirche, sah das weiße Tuch, Brod und Kelch auf dem Abendmahlstisch und dachte seufzend: ‚Das ist alles für die erwachsenen Christen, für mich ist hier heute nichts zu suchen'. Als jedoch mein Vater die Predigt begann, lag in seiner Stimme ein gewisser feierlicher Ernst, der mich zwang, zuzuhören. Meistens waren meines Vaters Kanzelreden so unverständlich für mich, als hätte er sie in der Choctowsprache gehalten. Nur zuweilen kam es bei ihm zu einer ‚Stimmungspredigt', wie er es nannte, die bei irgendeiner besonderen Veranlassung seinem innersten Gefühl entquoll und weder vorbereitet noch eingelernt war. Zum Text hatte er diesmal den Ausspruch Christi aus dem Evangelium Johannis gewählt: „Ich sage hinfort nicht, daß ihr Knechte seid, sondern daß ihr Freunde seid". Sein Thema war: „Jesus bietet sich jedem Menschen dar als Freund seiner Seele."

„Alle dialektische Spitzfindigkeit und Haarspalterei beiseite lassend, sprach er in einfachen, klaren und herzlichen Worten von Christi großer Liebe und treuer Sorge für die Menschenseele. Er schilderte seine Langmut mit unsern Irrtümern, sein Erbarmen mit unsern Schwächen, sein Mitgefühl für unsern Kummer. Er sprach davon, daß er uns stets nahe sei, unsere Unwissenheit zu erleuchten, unsere Schritte zu leiten und uns Trost zu spenden. Seine Liebe lasse sich durch unsere Fehler nicht ermüden, sie erkalte nicht bei unserm Undank, seine Treue wanke nun und nimmermehr, bis wir einst alle sündenrein vor dem Throne seiner Ehre dargestellt würden mit Frohlocken und Jauchzen.

„Ich saß ganz im Anhören versunken. O, wie sehr bedurfte ich gerade eines solchen Freundes! Dann fiel mir aber mit Schrecken ein, daß ich noch nie zu rechter Sündenerkenntnis gelangt sei und also auch nicht zu ihm kommen könne. Ich hätte rufen mögen: ‚Ja,

ich will!' als mein Vater mit den begeisterten Worten schloß: ‚So kommt denn und vertraut euere Seelen der Hut des treuesten Freundes'. Wie eine Erleuchtung kam mir der Gedanke, daß, wenn ich der Sündenerkenntnis bedürfe, er mir auch diese geben könne; ich wollte ihm alles anbefehlen. Ein Freudenstrom floß mir durch die Seele und als ich die Kirche verließ, um heimzugehen, schien mir selbst die Natur in feierlicher Stille zu ruhen und himmlischen Klängen zu lauschen.

„Sobald mein Vater nachhause kam, ging ich zu ihm ins Studierzimmer, fiel ihm um den Hals und sagte: ‚Vater, ich habe mich Jesu hingegeben und er hat mich angenommen'. Nie werde ich den Ausdruck seines Gesichtes vergessen, mit dem er mir in die ernsten Kinderaugen blickte, er war so mild und freundlich, wie von Sonnenglanz verklärt: ‚Ist das wirklich so?' fragte er und hielt mich eine Weile stumm in den Armen, während seine heißen Thränen auf mein Haupt fielen. ‚Dann ist heute eine neue Blume in Gottes Reich erblüht'."

Hätte man sie jetzt sich selbst überlassen und sie gelehrt „nach oben zu schauen und nicht nach unten, vorwärts und nicht zurück, nach außen und nicht nach innen", so würde ihr religiöses Leben sich so hold und natürlich fortentwickelt haben, wie eine Blume sich den Sonnenstrahlen erschließt. Aber unglücklicherweise war das damals nicht möglich, da man die Selbstbeschauung in solchem Übermaß betrieb, daß ein ängstliches und leicht reizbares Gemüt darüber fast in Verzweiflung geraten konnte. Sogar ihre Schwester Catherine fürchtete, es möchte nicht alles in Richtigkeit sein, wenn ein Lamm so geradeswegs zum Hirten käme, ohne sich vorher von der Herde verirrt zu haben; denn auf Erkenntnis der eigenen Sündhaftigkeit legte man den größten Wert.

Harriets Erweckung fand im Sommer 1825 statt, als sie vierzehn Jahre alt war; im darauffolgenden April legte Dr. Beecher sein Predigtamt in Litchfield nieder, um einem Ruf nach Boston an die Kirche in der Hannoverstraße zu folgen. Darüber schreibt Harriet an ihre Großmutter Foote am 4. März 1826:

„Du weißt wahrscheinlich schon, daß unser Haushalt in Litchfield aufgelöst wird. Papa hat einen Ruf nach Boston angenommen, um eine bessere Einnahme zu haben. Er hat letzte Woche sein Amt niedergelegt und wird nächsten Dienstag mit Mama und Isabel nach Hartford kommen. Charles und Thomas nimmt Tante Esther fürs erste mit nachhause. Papas Gehalt beträgt zweitausend Dollars und fünfhundert Dollars sind ihm für die erste Einrichtung zugesagt.

„Ich besuche die Schule regelmäßig und komme auch vorwärts. Am meisten beschäftige ich mich mit Latein und Arithmetik und hoffe Catherine bald beim Unterricht behilflich sein zu können."

Infolge des veränderten Wohnsitzes der Familie entschloß sich Harriet auf ihres Vaters Rat, als Gemeindeglied in die älteste Hartforder Kirche einzutreten, deren Pastor ein genauer Freund von Dr. Beecher war. Von zwei Schulgefährtinnen begleitet, suchte sie den Prediger eines Tages in seiner Studierstube auf, um den beabsichtigten Schritt mit ihm zu beraten. Der Geistliche hörte des Kindes einfachen und bescheidenen Bericht über seine Erfahrungen im Christentum aufmerksam an und sagte dann, zwar nicht ungütig, aber doch mit furchtbarem Ernst in Wort und Miene: „Harriet, fühlst du auch, daß, wenn Himmel und Erde vergingen — (eine feierliche Pause) du mit Gott allein selig sein könntest?" Nachdem die also Angeredete in ihrer Bestürzung versucht hatte, einen bestimmten Begriff mit den Worten zu verbinden, deren feierlicher Ton an ihr Ohr schlug, stammelte sie verwirrt: „Ja, Herr Pastor."

„Ich hoffe, du kennst wenigstens einigermaßen die Verstocktheit deines Herzens", fuhr der geistliche Herr fort, „und weißt, daß dich der gerechte Gott um deiner Übertretungen willen in Jammer und Elend verlassen könnte, weil du in der Sünde beharrt hast?"

„Ja, Herr Pastor", stammelte Harriet abermals. Dem Prediger, einem im Grunde guten und menschenfreundlichen Manne, war es nur zu wohl gelungen, sie auf die Erforschung ihres eigenen selbstquälerischen und allzu erregbaren Herzens zu lenken. Er hatte seine Pflicht erfüllt und entließ sie mit väterlichem Segen. Aber wo war die frohe Begeisterung jenes schönen Sabbatmorgens vom vorigen Jahr? Wo war der himmlische Freund? — Doch, durfte das denn anders

sein — konnte Gott sie nicht „in Jammer und Elend verlassen, weil sie in der Sünde beharrt hatte?“

An ihren Bruder Edward schreibt sie um diese Zeit: „Mein Leben ist ein ewiger Kampf; ich thue nichts recht. In jeder Versuchung erliege ich; meine heiligsten Gefühle sind nur allzu flüchtig. Ich werde von allen Seiten bedrängt und meine Übertretungen rauben mir Frieden und Glück. Mein schlimmster Feind ist der Hochmut — aus diesem entstehen fast alle meine Sünden.“

Inzwischen schreitet die Schule gedeihlich vorwärts. Am 16. Februar 1827 schreibt Catherine an Dr. Beecher: „Meine Geschäfte gehen gut; das ganze Kapital ist beisammen und ich denke, nächste Woche soll der Prospekt des Hartforder Töchterseminars erscheinen. Bis zum Juni wird das Gebäude hoffentlich fertig und alles in Ordnung sein. Die Engländerin kommt mit zwölf Schülerinnen aus New York.“

Auf Harriet Bezug nehmend, welche um diese Zeit bei dem Vater in Boston war, fährt sie fort: „Ich erhielt heute einen Brief von Harriet, der mir Unruhe macht. Sie schreibt: ‚Ich bin zu nichts auf der Welt nütze; am besten wäre es, ich stürbe jung, damit die Erinnerung an meine Fehler mit mir ins Grab sänke, statt daß ich weiter lebe, um, wie ich fürchte, allen zur Last zu sein. Du glaubst nicht, wie erbärmlich mir manchmal zumute ist, ich fühle mich so unnütz, so schwach und ohne alle Thatkraft. Mama hat mir oft gesagt, ich sei ein wunderliches Mädchen voller Widersprüche. Zuweilen, wenn ich nicht einschlafen konnte, habe ich bis Mitternacht geseufzt und geweint, während ich mich bei Tage bemühte heiter zu erscheinen, was mir so gut gelang, daß ich mir Papas Tadel zuzog, weil ich zuviel lachte. Manchmal war ich so zerstreut, daß ich die seltsamsten Irrtümer beging und alle mich auslachten; ich lachte mit, obgleich mir war, als sei ich nahe daran den Verstand zu verlieren. Ich habe mir Lebensregeln aufgeschrieben und ein förmliches System für meine Zeiteinteilung, aber meine Stimmung wechselt so sehr, daß ich es zu keiner Regelmäßigkeit bringe . . . . . .‘“

Ebenfalls im Winter 1827 schreibt Catherine an Edward über Harriet: „Das Beste für sie wäre, sie käme her, denn gegen mich

könnte sie sich frei aussprechen und in meinen Büchern Belehrung suchen. Auch hat sie ihre hiesigen Freundinnen sehr lieb, besonders Catherine Cogswell und Georgiana May, die mehr für sie thun würden als irgend jemand in Boston. Georgianas Gewissenszweifel sind anderer Art als die ihrigen, sie beziehen sich auf Lehrsätze und dergleichen. Harriet wäre hier stets unter ihren Altersgenossen, was zuhause nicht der Fall ist und der Umgang mit heiteren, lustigen Gefährtinnen ist gerade, was sie braucht. Überdies kann sie sich bei mir weit besser zur Zeichenlehrerin ausbilden als anderswo, da ich genau weiß, was dazu erforderlich ist."

Offenbar war es dringend nötig, daß etwas geschah, um Harriet in eine ruhigere und gesundere Seelenstimmung zu bringen; sie ward daher im Frühling 1827 in Begleitung ihrer Freundin Georgiana nach Nut Plains geschickt. Miß May schreibt inbezug auf diesen Besuch im darauf folgenden Winter an Mrs. Foote:

Hartford den 4. Januar 1828.

„Liebe Mrs. Foote ..... Ich denke noch oft an Sie und die glücklichen Stunden, die ich letzten Frühling in Ihrem Hause zugebracht habe. Es ist mir, als hätten wir es erst gestern verlassen. Während ich schreibe, kann ich Ihre behagliche Wohnung mit allen den wohlbekannten Gegenständen so genau vor mir sehen wie am Tage unserer Abreise. Harriet und ich sind noch ganz dieselben Mädchen wie damals. Ich glaube kaum, daß wir uns viel verändert haben, doch hat sie in mancher Beziehung Fortschritte gemacht."

Im August nach dem Besuch bei der Großmutter schreibt Harriet an ihren Bruder Edward zwar noch in etwas trüber Stimmung, aber doch bei besserer Gemütsverfassung:

„Du hast mir an dem Nachmittag, den wir zusammen zubrachten, manchen Zweifel gelöst, darum fühlte ich mich nicht mehr so unglücklich wie früher. Doch sind meine Ansichten noch immer sehr unbestimmt und widersprechend, und sobald du mich verließest, fürchtete ich in den düsteren, trostlosen Zustand zurückzusinken, in welchem ich mich den ganzen Sommer über befunden habe. Ich wußte, daß mein Glück in dieser und jener Welt, mein unsterblicher Gewinn, von der

Geistesrichtung abhinge, die ich einschlagen würde. Da wandte ich mich in meiner Bedrängnis und Verzagtheit an Gott, und er schien mich zu erhören. Ich erkannte, daß er mir den Verlust aller irdischen Liebe ersetzen könne; Jammer und Dunkelheit waren verschwunden, ich fühlte mich emporgehoben, als könne ich nie wieder sinken. Eine so ruhige Zuversicht, ein solches inneres Glück hatte ich lange nicht empfunden. Doch machte es mir Bedenken, ob dies auch die rechten Gefühle seien, weil ich nur Liebe zu Gott empfand und nicht jene innige Liebe zu meinen Mitmenschen, von der die Christen oft ergriffen werden . . . . . Warum ich so ungern von dem rede, was in meiner Seele vorgeht, ist mir selbst nicht klar; es kostet mich aber förmliche Überwindung. Besonders wenn es sich um meine religiösen Gefühle handelt, ist meine erste Regung stets sie zu verbergen. Ähnlich geht es mir mit der Zuneigung für meine Geschwister, meine Freunde und Bekannten — je stärker die Empfindung ist, desto weniger Verlangen trage ich, ihr Ausdruck zu geben; zuweilen bin ich dann wieder höchst offenherzig, freimütig und mitteilsam und ein andermal völlig verschlossen. Wenn du alle diese Launen auf allgemeine Grundsätze zurückführen kannst, so ist dies mehr als ich vermag. Daß du so viel vom philosophischen Standpunkt aus sprichst, erhöht das Vertrauen nicht. Es ist immer peinlich, seine Gefühle zergliedert zu sehen und jedes Wort mit mathematischer Genauigkeit prüfen zu lassen.

„Könnte ich mir die Vorstellung von Gott zu eigen machen, welche du mit mir besprachst, so würde sie sicherlich eine starke und wohlthätige Wirkung auf meinen Charakter üben. Aber ich fürchte aus verschiedenen Gründen mich derselben hinzugeben. Erstens scheint mir die Annahme, daß Gottes Seligkeit durch den Wandel seiner sündigen, irrenden Geschöpfe überhaupt beeinflußt werden kann, der göttlichen Majestät und Würde Abbruch zu thun. Zweitens glaube ich, unsere eigene Ehrfurcht und Scheu vor Gott würde sich bei solcher Anschauung vermindern und damit zugleich der stärkste Beweggrund für unser Handeln wegfallen. Dem edlen Gemüt sollte zwar der Gedanke an Gottes Liebe ein genügender Sporn sein, aber in Zeiten der Gleichgültigkeit spüren wir nichts von dieser Liebe und wir hätten dann gar keinen Antrieb zum Guten mehr. Sobald ich jene Vorstel-

lung in mir aufkommen lasse, nimmt meine Furcht vor Gott ab und die Sünde bereitet mir nur noch ein Gefühl des Kummers, das ich weit leichter überwinden und vergessen kann als früher."

Aus einem Brief vom 3. Januar 1828 erfahren wir, daß Harriet nach Hartford zurückgekehrt war, um sich unter der Leitung ihrer Schwester Catherine im Zeichnen und Malen auszubilden und es später lehren zu können:

„Liebe Großmutter — ich hätte Dir schon früher schreiben sollen, zum Beweis, daß ich an dich denke, aber ich bin alle Tage von neun Uhr morgens bis in die sinkende Nacht hinein durch Stunden in Anspruch genommen, die mir ein Mal- und Zeichenlehrer erteilt. Eine kurze Pause mache ich nur, um mein Mittagsbrot zu verzehren, welches mir ins Schulzimmer gebracht wird. Daß ich nach einem solchen Tagewerk abends nicht zum Briefschreiben aufgelegt war, kannst du dir leicht vorstellen; auch hätte ich nicht einmal schreiben können, denn entweder ging ich gleich zu Bett oder ich mußte noch eine lange französische Aufgabe lernen.

„Das Seminar ist fertig und die Schule nimmt einen guten Fortgang. Miß Clarissa Brown hilft Catherine beim Unterricht, außer dieser wohnen noch zwei Lehrerinnen bei uns im Hause. Miß Degan, die Italienerin, giebt französische und italienische Stunden, sie teilt mein Zimmer und ist sehr interessant und angenehm. Miß Hawks schläft bei Catherine; sie ist sanft, liebevoll, bescheiden zurückhaltend, höchst beliebt bei allen Schülerinnen und erinnert mich in mancher Beziehung sehr an meine Mutter . . . . Neben meinen französischen Studien lese ich auch mit zwei Mädchen den Virgil; wenn es meine Zeit erlaubt, will ich das Italienische anfangen.

„Ich fühle mich ganz behaglich und glücklich. Mit nächster Gelegenheit werde ich dir, liebe Großmutter, eine von mir selbst gemalte Schale mit Früchten schicken, aber bitte, verzehre sie nicht schon in der Erwartung, denn ich kann dir nicht versprechen, daß sie in Wirklichkeit nach deinem Geschmack sein werden. Nimm sie nachsichtig auf, um der armen jungen Künstlerin willen. Mich im Malen auszubilden macht mir große Freude; meine liebe Mutter hatte dafür soviel Sinn und Verständnis und schon um ihretwillen treibe ich es gern.

Ich habe in den letzten Jahren viel an die teuere Verstorbene gedacht, seit ich alt genug bin, um ihren Wert zu schätzen und ihren Charakter zu verstehen. Wäre sie am Leben geblieben, ich hätte wohl besser und glücklicher werden können als ich jetzt bin, aber Gott ist weise und gut in allen seinen Wegen."

Am 27. März 1828 schrieb sie an ihren Bruder Edward in Boston einen Brief, welcher beweist, daß sie sich erst nach und nach die Vorstellung von Gott aneignete, welche schließlich einen der charakteristischsten Grundgedanken ihrer Schriften bildete.

„Ich denke, die Gottesidee, welche du mir erklärt hast, trägt viel dazu bei, mich in eine natürlichere Gemütsstimmung zu versetzen. Aber trotz allem steht mir Gott noch in weiter Ferne. Er ist so hoch erhaben über uns, daß es mir fast wie eine Lästerung vorkommt, ihm anders zu nahen als mit der allerehrerbietigsten Liebe, während doch mein Herz der vertraulichen Aussprache bedarf. Die unbefangene, natürliche Ausdrucksweise, in der ich zum Beispiel mit dir oder Papa rede, würde sich aber nicht einmal für einen Unterthan seinem König gegenüber ziemen, wie viel weniger also im Verhältnis zu dem König der Könige. Es scheint mir unmöglich, alle unsere kleinen Bedürfnisse und Sorgen in die feierliche, erhabene Sprache des Gebets zu kleiden. Könnte ich dir nur beschreiben, wie mir zumute ist, wenn ich bete. Ich fühle, daß ich Gott liebe — das heißt, daß ich Christus liebe — ich fühle mich getröstet und beseligt, aber es ist doch ein ganz anderer Trost, als ich ihn bei einem Freunde finden würde, dem ich alles, was mir fehlt und mich betrübt offenherzig anvertrauen könnte. Manchmal wünsche ich wohl, der Heiland wandelte noch sichtbar auf Erden, damit ich zu ihm gehen und bei ihm die Lösung für alle meine Zweifel finden könnte. . . . . Glaubst du denn, lieber Bruder, daß es möglich wäre, Gottes Gegenwart so lebendig zu empfinden, daß er uns die irdischen Freunde ersetzt? Ich möchte wirklich wissen, was du hierüber denkst . . . Liebt Gott die Sünder, ehe sie zu ihm kommen? Manche behaupten, er hasse sie und betrachte sie nur mit Abscheu; erst müßten sie ihn lieben, bevor er sich wieder zu ihnen wenden könne. Darf man wohl denen, welche in Beküm-

mernis sind, sagen: ‚Gott nimmt Anteil an dir, er fühlt mit dir und liebt dich?‘“

Diesem Brief ist eine kurze Bemerkung von Catherine Beecher beigefügt, welche ihn offenbar gelesen und Harriets Fragen selbst beantwortet hat. Sie schreibt: „Als der reiche Jüngling zu Jesu kam, heißt es da nicht: Jesus liebte ihn — und doch war er nicht wiedergeboren.“

Im April 1828 schreibt Harriet wieder an ihren Bruder Edward:

„Ich habe mehr Grund gehabt, dem himmlischen Freunde dankbar zu sein, als je zuvor. Er hat mir beigestanden in meiner Schwachheit, er lindert meinen Kummer und läßt mich nicht verzagen. Wie sehr mich auch das Gefühl meiner Unwissenheit und Mangelhaftigkeit bedrückt, ich möchte doch nicht, daß Ihm etwas davon verborgen bliebe. Bei meinem Unrecht zürnt er nicht und wird nicht ungeduldig; er zeigt mir meine Gebrechen, ohne mich zu verbittern, nur um zu helfen und zu bessern. Nie würde ich wünschen einem Freunde meine Fehler zu bekennen, der nicht vollkommen wäre. Begegnet mir jemand einmal hart, wird er zornig und bringt einen Mißklang in meine Seele, so kann ich nie wieder Vertrauen zu ihm fassen. — Nur bei dem vollkommensten Wesen im Weltenreich darf die Unvollkommenheit hoffen Nachsicht und Geduld zu finden. Wie wunderbar! . . . . . Mit ihm verglichen scheint alles andere rauh und abstoßend; mir ist, als gingen die Menschen den ganzen Tag über nur darauf aus, mir die Seelenruhe zu rauben, die ich in der Gemeinschaft mit ihm gewonnen habe. Der eine schmeichelt mir, ein anderer erzürnt sich über mich, ein dritter behandelt mich ungerecht.

„Du sprichst davon, daß deine Vorliebe für die Bücher Dir zum Fallstrick geworden ist. Das habe ich selbst erfahren. Ich kann kaum ohne Thränen und Entrüstung daran denken, daß alles, was schön und lieblich und poetisch ist, an anderen Altären niedergelegt wird. Oh, soll denn nie ein Dichter geboren werden, dessen großes und reines Herz vom heiligen Geiste berührt ist und der mit aller Anmut des Wohlklanges, allem Reiz des Gefühls, allem dichterischen Schwung das verherrlicht, was allein wahren Wert besitzt? . . . Es kommt

wenig darauf an, zu welchem Dienst Gott mich braucht ... ich will mein Leben nicht vergeuden. Hat er mir Talente verliehen, so will ich sie ihm zu Füßen legen und mich glücklich preisen, wenn er sie annimmt. Er hat mich geschaffen und kann mich lehren meine Fähigkeiten anzustrengen und meine Gaben auszubilden."

Im darauf folgenden November schreibt sie aus Groton in Connecticut an Miß May:

„Ich reise fortwährend hin und her und befinde mich in einem so ruhelosen, ungewissen Zustande, daß ich wenig Zeit zum Schreiben habe. Bei meiner Ankunft in Boston fand ich die Meinigen alle wohl. Mein neuer Bruder James sieht aus wie alle kleinen Kinder, nur hat er große blaue Augen und eine merkwürdig zarte Gesichtsfarbe, was für einen Knaben oder Mann ja nicht den geringsten Wert hat.

Zuerst mußte ich zwei Tage lang fort und fort erzählen und alle Neuigkeiten berichten; dann waren Besuche zu machen und zu empfangen u. s. w. Darauf reiste ich nach Groton zu meinem armen Bruder George, der sich in sehr mißlichen Umständen befindet und ganz verzagt ist. Morgen kehre ich auf vier oder fünf Tage nach Boston zurück und gehe dann während der übrigen Ferienzeit nach Franklin. Ich denke stark daran, in Groton zu bleiben, um die dortige Töchterschule zu übernehmen; dann würde ich zugleich George helfen und ihm Gesellschaft leisten können. In mancher Hinsicht wäre das nicht so angenehm als nach Hartford zurückzukehren, denn ich wäre unter lauter Fremden. Doch läßt sich über diesen Punkt noch nichts entscheiden, bis ich wieder in Boston gewesen bin und mit Papa und Catherine Rücksprache genommen habe."

Augenscheinlich wurde der Plan nicht gebilligt, denn im Februar 1829 schreibt Harriet von Hartford aus an Edward, der sich damals bei dem Vater in Boston aufhielt:

„Meine Stellung ist diesen Winter in vieler Beziehung angenehm. Ich wohne mit drei anderen Lehrerinnen zusammen, mit Anna Fisher, Miß Mary Dutton und Miß Brigham. Anna Fisher kennst Du; Miß Dutton ist etwa zwanzig, hat einen guten Kopf für Mathematik und in dieser Wissenschaft so viele Kenntnisse wie die meisten

Studenten im College, auch soll sie große Sprachkenntnisse besitzen. Miß Brigham ist etwas älter, voll Geist, Thatkraft und Ausdauer. Den Tag über geben wir Unterricht in der Schule und am Abend studieren wir für uns. Ich lese zuerst eine halbe Stunde Rhetorik und bereite die Aufgaben für meine Klasse vor, den Rest des Abends teile ich zwischen Französisch und Italienisch. Auch mit den übrigen Lehrerinnen verkehre ich gern. Miß Degan ist unaufhörlich bemüht andere zum Lachen zu bringen, Mrs. Gamage, die ihr Zimmer teilt, ist eine fromme, ernste Christin. Ich lasse mich leicht von Kleinigkeiten beherrschen; die geringfügigste Sache, die mein Gefühl verletzt, macht mich oft auf Tage und Wochen hinaus unglücklich. . . . Wäre ich nur gleichgültiger gegen das Urteil meiner Umgebung. Ich glaube, es giebt niemand, dem es so sehr darauf ankommt wie mir, ob andere eine gute oder schlechte Meinung von ihm haben. Der Wunsch geliebt zu werden ist, fürchte ich, der Hauptbeweggrund aller meiner Handlungen. . . . .

„Ich habe das Buch Hiob aufmerksam gelesen und glaube nicht, daß man Gott daraus so erkennen kann, wie Du meinst. Er nimmt einem von ihm abhängigen Geschöpf alles, was das Leben wünschenswert macht, und antwortet dann auf seine Klagen ‚aus dem Wetter'. Statt Mitleid und Erbarmen zu zeigen, hält er ihm seine Macht und Gerechtigkeit vor. Ein Schöpfer, der Mitgefühl hat für die schuldbeladene, elende Menschheit, würde so nicht gesprochen haben. Trotz alledem glaube ich aber doch, daß Gottes Wesen so ist, wie Du es darstellst. Im Neuen Testament offenbart er sich uns ja auch in Jesus Christus als mitleidiger und barmherziger Gott, und ein solcher ist es, dessen ich bedarf.

„Du hast überhaupt eine so verständige Weise alles zu erklären, daß ich Dir fast immer beistimmen muß, sobald ich darüber nachdenke. . . . Mir gehen oft Gedanken durch den Sinn, die mich verwirren und beunruhigen, so daß ich nicht zu beten vermag. Was ich gar nicht begreife, ist, wie alle Geistlichen und Christen ihre Sündhaftigkeit für so unverzeihlich halten können, während mir scheint, daß es geradezu ein Wunder wäre, wenn wir unter den Verhältnissen, in welchen wir zur Welt kommen, nicht sündigten. Wenn Mr. Hawes

betet: ‚Durch nichts können wir unsere mannigfachen Übertretungen vor dir entschuldigen', so denke ich stets bei mir, daß wir im Gegenteil sehr viel zu unserer Entschuldigung anführen könnten. Es ist genau so, als wäre ich mit einem fast unwiderstehlichen Verlangen nach geistigen Getränken geboren und meine ewige Seligkeit hinge davon ab, daß ich Enthaltsamkeit übte. Zuweilen komme ich mir weit eher bemitleidenswert als strafbar vor, wenn ich an meine Sünden denke, denn die Versuchung ist in mir stets so stark gewesen, daß ich ihr von vornherein erliegen mußte. Dieser Gedanke erschreckt mich sehr, aber er bemächtigt sich meiner mit solcher Gewalt, daß er das Gefühl der Sündhaftigkeit ganz in mir erstickt. . . . . Beim Lesen der Bibel erscheint es mir oft als ihr Grundgedanke, daß des Menschen Sünde unbegreiflich und unverzeihlich sei, und die Versöhnung wird dagegen als eine so wunderbare und unverdiente Gnade hingestellt, daß ich mich gar nicht darein finden kann. Lege ich aber die Bibel beiseite, so gewinne ich auch keine Klarheit, denn Gottes Walten in der Natur ist ganz ebenso geheimnisvoll; ja, die Bibel ist trotz aller Dunkelheiten noch vorzuziehen, denn sie giebt uns die Hoffnung, daß wir im künftigen Leben alles einsehen werden. . . . Du siehst, ich bin, wie Mr. Hawes sagt, ‚ein Spiel des Windes und der Wellen'. Um zur Ruhe zu kommen, bleibt mir kein anderer Ausweg, als mich auf Gottes Wort zu verlassen, daß er alles zum besten lenkt."

Im Monat Juli schreibt sie an Edward: „Ich habe mich noch nie so glücklich gefühlt wie diesen Sommer. Zu Anfang desselben litt ich mehr als je zuvor, aber ich danke Gott täglich für dieses Leiden, denn es war das Mittel, um mich völlig mit ihm zu vereinigen. Ich hoffe, meine lange Wanderung durch Dunkelheit und Trübsal ist nun vorüber und ich habe in ihm, der für mich gestorben ist, Leben und volles Genüge gefunden. O Edward, Du fühlst wie ich und Du kannst von ihm reden. Wie wenige vermögen das. Die Christen scheinen ihn im allgemeinen gar nicht als ihren besten Freund zu betrachten und sich seine unaussprechliche Liebe nicht klar zu machen. Sie sprechen mit fremder, ehrfurchtsvoller Scheu von ihm, aber nicht als ob sie in inniger Gemeinschaft mit ihm ständen, ihm jede Freude, jeden Kummer anvertrauten und sich ohne Unterlaß von ihm leiten

und führen ließen. Ich kann Dir gar nicht sagen, lieber Bruder, wie viel ich dem Heiland verdanke. Welche unendliche Langmut und Nachsicht erfordert ein so mangelhafter, schwacher und widerspruchsvoller Mensch wie ich. Am liebsten betrachte ich Christus als meinen Lehrer. Er kennt meine ganze Sündhaftigkeit, meinen Wankelmut und meine Thorheit und will doch Geduld mit mir haben, will mich bessern, mich reinigen und täglich mehr in sein Bild verklären."

So kehrt sie nach langem Kampf und Schmerz wieder dahin zurück, von wo sie als vierzehnjähriges Kind ausgegangen war — wie ein Schiff, das, von Sturm und Wellen umhergeworfen, doch dem Hafen zusteuert und endlich sicher vor Anker geht. Selbst in den Zeiten der größten Finsternis und Verzagtheit hat sie das fromme Vertrauen und den Seelenfrieden, von welchem dieser Brief zeugt, nie auf die Dauer verloren.

Über die nächsten drei Jahre, welche sie teils in Boston, teils in Guildford und Hartford verbrachte, schreibt sie später an Charles Beecher:

„Lieber Bruder — Beim Durchlesen von Vaters Briefen aus der Zeit seines Aufenthaltes in Boston sind mancherlei Erinnerungen wieder in mir wach geworden. Damals war ich viel und lange um ihn und teilte seine Gedanken und Gefühle mehr als zu irgendeiner anderen Zeit meines Lebens."

In einem Brief an Miß May vom Sommer 1832 spricht sie sich über ihr geistiges und religiöses Leben mit großer Offenheit aus:

„. . . . . Nach dieser Auseinandersetzung über mich selbst wirst Du begreifen, welche Veränderungen mein wunderliches Ich durchgemacht hat. Meine innere Welt war völlig unbrauchbar und unhaltbar geworden. So faßte ich denn endlich den Entschluß, in der äußeren Welt zu leben, das heißt, nach dem Rat, den mir F. S. einmal gab, die schädliche Gewohnheit der Beschaulichkeit dem ersten besten Methodistenprediger zu überlassen, der sich damit abgeben will, und so viel wie möglich die Gemeinschaft anderer Menschen aufzusuchen.

„‚Horas non numero nisi serenas.' Eben liest Onkel Samuel, der neben mir sitzt, diese Inschrift, die sich auf einer Sonnenuhr in Venedig findet. Mir scheint, dies Motto hat eine entfernte Beziehung

auf das, was ich sagen wollte. Ich habe den festen Vorsatz gefaßt, nur die heiteren Stunden zu zählen und alle andern so schnell wie möglich aus dem Gedächtnis zu verlieren und zu verbannen. Ich bemühe mich, freundliche Gefühle gegen jedermann in mir zu nähren. Statt aus meiner Ecke heraus das Benehmen der anderen Leute zu beobachten, strecke ich ihnen meine Hand nach rechts und links entgegen und nehme jede Gelegenheit wahr, mit allen in Verbindung zu treten, die mit mir bekannt werden wollen. Das verschafft mir ein ganz neues Interesse und Vergnügen im Verkehr. Da ich von diesen Freunden wenig erwarte, bringen sie mir oft einen überraschenden Gewinn. Von meinen früheren Freundschaften erwartete ich alles und war daher oft enttäuscht. Die liebenswürdigen Worte und Blicke, mit denen man mein Lächeln und meine Freundlichkeit erwidert, haben an und für sich wenig Wert; es sind nur bunte Blumen am Lebenswege, die den Tag und die flüchtige Stunde schmücken und dann natürlich verwelken müssen. Früher verkehrte ich auf ganz andere Weise mit den Menschen. Bei jeder neuen Bekanntschaft fragte ich: ‚Was für Charaktereigenschaften besitzt sie; könnte sie mir möglicherweise Schaden oder Nutzen bringen?‘“

Welche Wichtigkeit der Empfang eines Briefes für sie haben konnte, ist bemerkenswert.

„Dein langer Brief kam heute früh“, schreibt sie, „und erfreute mein Herz. Den ganzen Vormittag über dachte ich in der Schule bei allen Verdrießlichkeiten: ‚Zuhause habe ich einen Brief!‘ Als ich heimkam, las ich ihn noch einmal mit aller Muße durch.

„Ich war heute Abend in einer kleinen Gesellschaft, etwa ein Dutzend Leute, und habe mich fleißig mit allen unterhalten. Dann kam ich in mein kaltes, einsames Zimmer zurück und da lag Dein Brief auf dem Tisch! — Oh, liebe G — man sollte seine Freunde nicht allzu zärtlich lieben. Die meisten erregen auch meine Gefühle nicht besonders. Sind sie da, so freue ich mich mit ihnen, sind sie fort, so vergesse ich sie. Aber an die, welche ich anders, welche ich in Wahrheit l i e b e — das Wort wiegt unendlich schwer — denke ich nicht ohne Betrübnis. Sie können sich verändern; sie müssen sterben, sie sind von mir getrennt und ich frage mich, ob es wirklich ein

Glück ist zu lieben, wenn man dafür allen Kummer, alles Leid, das daraus entspringt, auf sich nehmen muß? Ich spreche nur ungern von solchen Gefühlen, denn es giebt sentimentale Menschen, die oft viele Worte über Dinge machen, die sie doch nicht empfunden haben können. Zu diesen gehöre ich durchaus nicht; meine Gesinnung ist im Gegenteil tief und aufrichtig und da fließt mir zuweilen das Herz über. Nun, der Himmel bleibt uns doch — der Himmel, eine Welt von Liebe; denn die Liebe ist doch schließlich des Menschen Lebensblut, sein wahres Sein und Wesen, sein Ein und Alles."

Hier haben wir den Schlüssel zu ihrem ganzen Leben. Die Liebe war ihre Triebfeder bei allem, was sie that und was sie schrieb. Bücher wie „Onkel Tom's Hütte" und „The Minister's Wooing", konnte nur jemand verfassen, dessen „Lebensblut, dessen Ein und Alles" die Liebe war.

Drittes Kapitel.

Cincinnati 1832—1836.

Dr. Beecher hatte seine Predigerstelle in Boston sechs Jahre lang bekleidet, als er dringend aufgefordert wurde, das Amt eines Präsidenten des theologischen Lane-Seminars in Cincinnati zu übernehmen. Diese Anstalt, 1829 mit obrigkeitlicher Genehmigung gegründet, hatte 1831 ein Legat von fast 70000 Dollars zugesichert erhalten unter der Bedingung, daß ihre Leitung Dr. Beecher übertragen würde.

Sich von allen alten Banden loszumachen und die damals so langwierige Reise nach dem fernen Westen anzutreten, war für die in Neuengland eingebürgerte Familie kein kleines Opfer; doch brachten sie es freudig und willig, sobald sie erkannt hatten, daß der Weg der Pflicht offenbar in dieser Richtung lag. Catherine Beecher wollte ihre Eltern begleiten, da sie den Plan hatte, in Cincinnati, welches zu jener Zeit für die Hauptstadt des Westens galt, eine höhere Mädchenschule zu gründen und Harriet als erste Hilfslehrerin anzustellen. Auch George, der als Student in das Seminar treten sollte, Isabelle und James, der jüngste Sohn, sowie Miß Esther Beecher, die Tante der Kinder, siedelten mit dahin über.

Ehe jedoch Dr. Beecher eine bestimmte Entscheidung traf, begab er sich persönlich nach Cincinnati in Gesellschaft seiner Tochter Catherine, welche gleichfalls den Schauplatz ihrer künftigen Wirksamkeit zuvor in Augenschein zu nehmen wünschte. Sie beschreibt den Eindruck, welchen ihr die Stadt machte, in einem nach Boston an Harriet gerichteten Brief:

„Hier sind wir endlich wohl und munter am Ziel unserer Reise angekommen. Wir wohnen bei Onkel Samuel (Foote), von dessen Haus ich eine kleine Skizze für dich zeichnen will. Es ist im obern Teil der Stadt auf einer Anhöhe gelegen, welche eine prächtige Aussicht auf die ganze untere Stadt bietet. Cincinnati macht keinen sehr neuen Eindruck, doch ist alles sauber und rein, viele Häuser sind von Backstein und sehr hübsch gebaut. Die breiten, gut gepflasterten Straßen kreuzen sich im rechten Winkel. Wir haben drei Tage gebraucht, um von Wheeling hierher zu kommen; jetzt fühlen wir uns schon ganz heimisch. Am Tage unserer Ankunft begleitete ich Vater und drei andere Herren nach Walnut Hills hinaus. Die Umgebung der Stadt wird durch Hügelreihen von allen Formen und Größen zu einem wahren Amphitheater gemacht. Das Seminar ist sehr schön und malerisch gelegen, obgleich Fluß und Stadt leider durch die sich dazwischen schiebenden Hügel verdeckt werden. Ich habe nie einen Ort gesehen, der sich durch wenige geschmackvolle Verschönerungen zu einem solchen Paradies umschaffen ließe. Walnut Hills liegt so hoch und geschützt, daß man sagt, wer dort wohnt, müsse verreisen, um krank zu werden. Der zum Seminar gehörige Grund und Boden umfaßt 125 Morgen, es ist zwei Meilen von der Stadt entfernt und mit schönen Waldbäumen umgeben. Wir haben jetzt auch den Platz ausgesucht, wo unser Haus stehen soll, im Fall wir uns zur Übersiedlung entschließen, eine Anhöhe mit waldigem Hintergrund. Man könnte keinen reizenderen Wohnort finden, wenn man nicht gerade das Seeufer oder wenigstens ein fließendes Wasser haben will. Auch jenseits der Straße fängt der Wald wieder an und bietet manchen schönen Durchblick auf die fernen Hügel und die prächtigsten Landschaftsbilder.

„Ich habe die Bekanntschaft derjenigen Damen gemacht, mit welchen wir hier am meisten zu thun haben werden, und finde sie klug und liebenswürdig. Mehr als die Hälfte der hiesigen Einwohner stammt aus dem Osten; sie haben auch ihre Sitten und Gebräuche beibehalten, so daß man fast meint, in einer Stadt Neuenglands zu sein. Die Gemeinde der angesehensten Kirche hat einstimmig beschlossen, Vater zu ihrem Prediger zu wählen, unter der Vereinbarung,

daß er diesem Amt nur so viel Zeit zu widmen braucht, als er im Seminar erübrigen kann.

„Für ein angenehmes geselliges und häusliches Leben finden wir hier die günstigsten Bedingungen. Onkel John und Onkel Samuel sind die verständigsten, umgänglichsten, gutherzigsten und gastfreisten Menschen von der Welt; sie sind allgemein beliebt und in ihrem Hause fühlt sich jeder behaglich.

„Die Errichtung einer Schule, wie wir sie beabsichtigen, scheint man hier sehr zu wünschen. Uns würden schöne Räume in dem städtischen College zur Verfügung stehen, das jetzt nicht benutzt wird, und man kommt uns auch sonst von allen Seiten bereitwillig entgegen. Was aber Vater betrifft, so findet er hier ein Feld der Thätigkeit, wie man es sich gar nicht nützlicher und wirksamer vorstellen kann."

Dies also war der Schauplatz, auf welchem Mrs. Stowe die nächsten achtzehn Jahre ihres Lebens zubringen sollte. Ihre Schwester Mary war damals schon in Hartford verheiratet, die Brüder Henry Ward und Charles besuchten noch das College, während William und Edward, welche bereits ordiniert waren, die Absicht hatten, ihrem Vater später nach dem Westen zu folgen.

Dr. Beecher hatte seine Kundschaftsreise nach Cincinnati im Frühling 1832 gemacht, die Übersiedlung der Familie erfolgte jedoch erst im Oktober desselben Jahres. Wir entnehmen den Bericht darüber einem Brief, welchen Harriet bei der Ankunft in der neuen Heimat nach Hartford absandte:

„Nun nehme ich einen großen Bogen zur Hand, liebes Herz, und fange den Brief hier in New York an, wo sich die ganze Familie im besten Wohlsein befindet.

„Ob wir je nach Pittsburgh gelangen werden, ist mir zweifelhaft. Vater tritt heute Abend im Chatham-Theater auf — bestimmt zum ‚allerletztenmal'. Er hält eine Ansprache, um die nötigen Mittel zur Errichtung einer Professur für Bibelkunde zu sammeln. C. Stowe ist für die Stelle ausersehen. Zweitausend Dollar sind schon seit gestern beisammen, und da das Geschäft so gut geht, wünscht man, daß Vater noch einige Tage hier bleibt und wir allein voran-

reisen. Er ist bei bester Laune, ganz in seinem Element, macht überall Besuche, freut sich über den Erfolg und baut auf die Zukunft. Tante Esther und Mutter waren schon so wie so ganz außer sich über die Verzögerung, was sie jetzt sagen werden, weiß ich nicht und traue mich kaum zu ihnen.

„Mittwoch. Noch immer in New York. Wenn ich lange in so fieberhafter Aufregung weiter leben sollte wie hier — es brächte mich um. Nur das eine Gute ist bei dieser fortwährenden Zerstreuung: ich fange an, mich nach Ruhe und Stille zu sehnen."

In Philadelphia fährt sie fort:

„Endlich haben wir New York im Rücken, aber erst nach mancher Trübsal. Der Fuhrmann hatte unser Hab und Gut nach dem falschen Hafen geschafft; wir warteten eine endlose Zeit an Bord des Dampfboots und mußten zuletzt ohne Gepäck abfahren, während George zurückblieb, um es aufzustöbern. Sonnabend kamen wir spät hier an, es war trübe und regnerisch, die arme Tante Esther in Verzweiflung — keine reine Haube zum aufsetzen — Mutter in ähnlichem Zustand; wir alle völlig abgerissen. Wir teilten uns: eine Hälfte, Mutter, Tante Esther, Vater und James gingen zu Dr. Skinner, die andere Hälfte, Kate, Bella und ich zu Mr. Elmes. Es sind reiche, gastfreie Leute, welche die Rolle des Gaius aus der Apostelzeit spielen . . . . . Heute früh sind unsere Koffer angekommen. Vater stand dabei, bis sie alle in Dr. Skinners Hausflur waren, dann schwenkte er den Hut in der Luft und rief: ‚Hurrah!' was man keinem Manne verübeln kann, dessen Frau eine ganze Woche lang weder eine reine Haube noch Halskrause besessen hat . . . ."

Aus Dawington schreibt sie:

„Hier sind wir alle — Noah, sein Weib, seine Söhne und Töchter nebst allem Vieh und Gewürm — im vordern Wohnzimmer dieser Schenke einquartiert, etwa dreißig Meilen von Philadelphia. Wenn unsere Reise so weiter geht wie am heutigen Tage, ist sie sehr angenehm: ein gefälliger Kutscher, gute Straßen, gute Laune, ein gutes Mittagessen, schöne Gegenden und dann und wann ‚Psalmen, Hymnen

und geistliche Lieder'. Wo George mit dabei ist, giebt es sicher Musik von einer oder der andern Sorte. Auch führte George eine Menge Traktätchen bei sich, mit welchen er und die Kinder alle Wanderer, die wir begegneten, förmlich bombardierten. Eine nette Art, moralischen Einfluß im Lande umherzustreuen.

„Wir sind alle vergnügt und im besten Wohlsein. Wirf nur einmal einen Blick auf unsere Reisekarawane! Du siehst uns hier im Vorderzimmer des ländlichen Gasthofs so häuslich niedergelassen, als wären wir in Boston. Vater sitzt mir gegenüber am Tisch und liest. Kate schreibt einen Liebesbrief an Mary auf einem ebenso großen Bogen wie der meinige. Thomas ist ihr gegenüber mit seinem Tagebuch beschäftigt, auch Bella macht ihre kleinen Notizen. George wartet auf einen Sitzplatz, um seinerseits Papier und Feder zur Hand zu nehmen. Was mich betrifft, so schweift mein Herz und Sinn aus der Mitte der Lieben, die mich umgeben, zu den fernen Freunden hinüber, voll Dank gegen Gott, der sie uns geschenkt hat. An Dich habe ich schon oft gedacht, meine G. Als wir heute Mittag in einem stattlichen Gasthof Pennsylvaniens einkehrten, sah ich unter den Blumen im Garten einen spätblühenden Jelängerjelieber, wie er in North Guildford wächst. Ich stürzte gleich darauf los, aber George pflückte den schönsten Zweig und trug ihn voll Stolz bei Tische im Knopfloch.

„Heute Nachmittag stimmten wir während der Fahrt den Lobgesang an. Es erinnerte mich an die Zeit, als wir auf den holperigen Guildforder Straßen unsere Lieder in die Lüfte schmetterten. Das waren schöne Tage! Wie blau war der Himmel und wie spiegelten sich in dem schönen See die Felsen mit den herrlichen Tannen. Weißt Du es noch? — Das liegt nun hinter uns auf Nimmerwiedersehen.

„Aber es giebt ein Land, liebes Herz, wo kein Scheiden und Meiden mehr ist. Dort strahlt der Himmel in ewigem Glanz und nichts trennt uns mehr von dem Wasser des Lebens. Wir haben hier keine bleibende Statt, wir suchen die zukünftige. In diesen Verheißungen möchte ich stets Trost und Ruhe finden; laß uns einander mit solchen Worten stärken und aufrichten.

„Harrisburg. Sonntag Abend. Mutter, Tante Esther, George und die Kleinen sind alle in Kates Zimmer versammelt, wo wir miteinander gesungen haben. Vater ist ausgegangen, um für Mr. De Witt zu predigen. Morgen müssen wir zweiundsechzig Meilen fahren und sind dann noch zwei Tage bis Wheeling unterwegs, wo wir uns auf dem Dampfboot nach Cincinnati einschiffen."

Von derselben Reise schreibt George Beecher:

„Wir hatten schlechte Pferde zur Fahrt über das Gebirge, so daß wir die letzten vier Tage bis Wheeling durchschnittlich nicht mehr als fünfundvierzig Meilen zurücklegten und acht Tage zu dem Weg brauchten, den die Postkutsche in achtundvierzig Stunden macht. . . . In Wheeling überlegten wir lange, ob wir mit dem Dampfboot nach Cincinnati reisen sollten, gaben es aber wegen der dort herrschenden Cholera schließlich auf. Wir blieben eine Woche in Wheeling und fuhren dann mit Extrapost weiter. . . ."

Obgleich die neuen Ankömmlinge in Cincinnati aufs herzlichste bewillkommnet wurden und alles Erdenkliche geschah, um es ihnen dort heimisch und behaglich zu machen, fühlten sie sich doch wie Wanderer in der Fremde. Ihr Heimweh und ihre Sehnsucht nach Neuengland schildern die folgenden Auszüge aus Mrs. Stowes Antwort auf den ersten Brief, der nach ihrer Abreise aus Hartford eintraf:

„Liebe Schwester (Mary). — Der Hartforder Brief mit allen Einlagen ist soeben angekommen. Zuerst that ich einige Freudensprünge, um meiner Dankbarkeit Luft zu machen, und bin dann gleich in die Studierstube hinaufgestürmt, immer drei Stufen auf einmal. Nach meiner Ansicht sollte man sich nämlich, sobald man einen Brief gelesen hat, hinsetzen, um zu sagen, was man darüber denkt, und nicht erst ein halbes Jahr warten und dann eine saumselige Antwort von Stapel lassen. Wäre es mir nur ganz unzweifelhaft, daß mir die Pflicht heute gebietet, mich mit Dir zu unterhalten! Statt dessen mahnt mich aber mein Gewissen laut daran, die Fersen in Georges Strümpfen nicht zu vergessen; ich darf Dir daher nur wenige Worte schreiben, dann muß ich die Stopfnadel wieder zur Hand nehmen. Du glaubst nicht, wie sehnsüchtig wir auf Nachricht aus Hartford ge-

wartet haben. Tag für Tag wußte ich es zu bewerkstelligen, daß irgendjemand auf die Post ging, aber täglich lautete die betrübende Botschaft: ‚Keine Briefe!‘

„Einem Liebhaber hätte das Herz nicht stürmischer klopfen können wie mir, als ich Deine Handschrift wiedersah. Daraus siehst Du, daß Du noch in Deinen alten Tagen gerade soviel Begeisterung zu erwecken vermagst wie die schöne Miß Byron, die sich von Sir Charles anbeten läßt. Hoffentlich wird Dich die reifliche Erwägung dieser Thatsache kräftig zur Fortsetzung ermuntern.

„Die Ankunft des bewußten Briefes ist bis jetzt noch ein Staatsgeheimnis, das dem Familienkreise erst in vollzähliger Versammlung beim Theetisch verkündet werden soll. Welche Verklärung, welche Erbauung wird das geben! Es scheint unverzeihlich, ihn Mutter und Tante Esther noch bis zum Abend vorzuenthalten, aber ich beruhige mich damit, daß es eigentlich zu ihrem wahren Besten geschieht; ich nenne das ‚Nächstenliebe vom höheren Standpunkt aus‘.

„Die gute Mrs. Parsons — mitten in ihren Kürbispasteten hat sie an uns gedacht! Mir ist, als sähe ich ihr kluges, fröhliches Gesicht vor mir. Und dann alle die wohlbekannten Handschriften! Wahrlich, wir lieben unsere Hartforder Freunde von ganzem Herzen, das läßt sich nicht bestreiten. Kate sagt, das Wort Liebe wird in sechserlei verschiedenem Sinne gebraucht, da sind sie in der einen oder anderen Bedeutung sicherlich alle mit einbegriffen. Nun lebe wohl für jetzt.

„Abends. Das letzte Loch an Georges schwarzer Weste ist gestopft; ich stecke die Nadel weg, um weiter mit Dir zu plaudern. Du glaubst nicht, wie sentimental wir durch unsern Abschied von Neuengland alle geworden sind. Die Betrachtungen über unser Heimatland, über das Glück der Freundschaft und den Trennungsschmerz nehmen gar kein Ende. Bei Catherine wurde dieser Zustand in Philadelphia ordentlich beängstigend; erst nachdem sie sich mit ‚des Auswanderers Lebewohl‘ Luft gemacht hatte, fühlte sie sich beträchtlich erleichtert. Bei mir sind die Symptome der Krankheit zwar weniger heftig aufgetreten, sie wird sich aber, fürchte ich, um so mehr in die Länge ziehen. — Horch, das ist die Theeglocke. Wie schade!

Ich wollte eben etwas sehr Geistreiches sagen. Nun schnell den Brief genommen und hinunter. Was sie für Augen machen werden, wenn er zum Vorschein kommt!

„Nach dem Thee. Es war zu reizend. Als das Abendessen halb vorbei war, fing Catherine an: ‚Den ganzen Nachmittag über haben wir einen Nachtisch für euch aufgehoben‘; zugleich hielt ich meinen Brief in die Höhe. ‚Denkt einmal, der kommt aus Hartford.‘ — Ich wollte, du hättest Tante Esthers Augen funkeln sehen können, und das Lächeln in Mutters bleichem Gesicht und Vaters Miene, als ich den Brief auseinanderfaltete und zu lesen begann. Bei dem Bericht über Mrs. Parsons' Verlegenheit am Danksagungsfest ward zuerst gelacht, dann kamen ein paar schwere Seufzer (ich sagte Dir ja, daß wir sentimental werden). Wir hatten auch daran gedacht, das Fest zu feiern, aber es wäre uns wohl allen nach dem Text zumute gewesen: ‚Wie sollten wir des Herrn Lied singen in fremdem Lande?‘ — Dein Lob der Tante Esther las ich zweimal mit vernehmlicher Stimme, denn das erste Mal hatten die Kinder Lärm gemacht. Es schildert einen ‚Engel und nicht ein Adamskind‘, wie die Methodisten sagen. Ich glaube, sie wurde ganz rot über diesen Angriff auf ihre Bescheidenheit und machte sich bloß deshalb so viel mit James' Teller und seinen Butterbroten zu schaffen.

„Gestern ist Jamie zum erstenmal in die Sonntagsschule gegangen. Der Inspektor fragte ihn, wie alt er sei. ‚Vier Jahre, und wenn es sehr stark schneit, werde ich fünf‘, gab er zur Antwort. Ich habe mich eben bemüht, aus ihm herauszubekommen, was das heißen sollte, aber er meint: ‚Oh, ich habe es nur gesagt, weil ich nichts anderes wußte.‘ — Übrigens muß ich gestehen, Mary, daß ich die Versuchungen der großen Stadt für James etwas fürchte. Wenn er nur nicht in schlechte Gesellschaft gerät. Gestern oder vorgestern sahen wir ihn am Hause vorbeistolzieren, den Arm um den Hals eines großen Schweines, mit dem er offenbar innige Freundschaft geschlossen hatte; neulich ist er einem andern sogar auf den Rücken gesprungen und eine Strecke weit geritten. Das kommt davon, wenn man diese Tiere in den Straßen herumspazieren läßt; Dame Cincinnati scheint hierin ihren ältern Schwestern nacheifern zu wollen;

ich kann aber solche wirtschaftliche Einrichtungen durchaus nicht bewundern.

„Unser Hausarzt, Doktor Drake, ist ein Mann von großer Gelehrsamkeit und theoretischen Kenntnissen, auch wegen seiner Geschicklichkeit berühmt; doch scheinen sich seine sämtlichen Berufsgenossen in der Stadt mit ihm in Widerspruch zu befinden. Er ist groß und steif, schnurgerade aufgeschossen wie eine Stange und sagt seine Rezepte so feierlich her, als hielte er eine Predigt über die Gnadenwahl. Als er neulich Abend verhindert war, Kate seinen Besuch zu machen, schickte er ein sehr höfliches, förmliches Briefchen mit dem Rezept und Dr. D.'s Empfehlung an Miß Beecher, sie möchte ‚die Freundlichkeit haben, das Inliegende in etwas Syrup pünktlich um neun Uhr einzunehmen'.

„Das Haus, welches wir jetzt bewohnen, ist die unbequemste, schlechteingerichtetste, nichtsnutzigste und abscheulichste Bude, die je zusammengebaut worden ist. Den Winter scheint man dabei ganz außeracht gelassen zu haben, denn die Küche steht zum Beispiel mit keinem Teil der Wohnung in Verbindung; man kann nicht hingelangen, ohne ins Freie zu gehen, und Mutter muß thatsächlich jedesmal Hut und Mantel anziehen. Zwischen den beiden Wohnzimmern sind Flügelthüren, das hintere hat nur ein Fenster, welches auf die Veranda geht und dessen unterer Teil gemalt ist, was das Zimmer noch dunkler macht. Es versteht sich hiernach von selbst, daß unser Wirt ein alter Junggeselle ist, der bei der ganzen Einrichtung sein Licht hat leuchten lassen; leider ist für seine Mieter dabei sehr wenig Helligkeit herausgekommen."

Während der ersten Zeit in Cincinnati war Harriet viel kränklich und litt dabei an großer Niedergeschlagenheit; trotzdem half sie ihrer Schwester Catherine fleißig bei der Gründnng der Schule. Das ‚Töchterinstitut des Westens' sollte von einer Lehrerfakultät geleitet und wie ein College eingerichtet werden. Mrs. Stowes Briefe an ihre Freundin Georgina May geben uns über alle diese Verhältnisse den besten Aufschluß. Im Mai 1836 schreibt sie:

„Heute besuchte Bischof Purcell unsere Schule und äußerte sich

sehr befriedigt über ihre Gründung in hiesiger Stadt. Er sprach auch von meinem geographischen Leitfaden und dankte mir, daß ich darin die katholische Frage so vorurteilsfrei behandelt habe. Natürlich schmeichelte es mir, daß er überhaupt etwas von dem Buche wußte*).

„Ich wollte, Du könntest Walnut Hills sehen. Es liegt etwa zwei Meilen von der Stadt und der Weg dahin ist so malerisch, wie er ohne einen ‚murmelnden Bach' nur immer sein kann. Abwechselnd Thal und Hügel und sanfte Abhänge; der sammetweiche Rasen, mit dem das wellenförmige Land bedeckt ist, hier und da von schönen Baumgruppen und Laubwäldern unterbrochen. Man glaubt in Arkadien zu sein. Die Hügel erheben und senken sich in den mannigfaltigsten Formen und bieten stets neue Ausblicke, so daß man denselben Weg mit Vergnügen wohl ein dutzendmal des Tages zurücklegen könnte. Viele von den Bäumen sind prächtige Buchen, deren gerade Stämme in der grünen Waldeinsamkeit emporragen wie Säulenschäfte eines alten Dryadentempels. — O weh! Catherine brummt mit mir, weil ich so spät aufsitze, drum gute Nacht für diesmal. Ich wollte Dir alle möglichen klassischen Gedanken mitteilen, die mir heute Abend durch den Kopf gingen. Schade darum! —

„Seit ich obiges schrieb, habe ich meine ganze Zeit mit der Einrichtung unserer neuen Schule verbracht oder in Müdigkeit und Abspannung, wie sie solcher Arbeit zu folgen pflegt. Heute ist Sonntag und ich bin zuhause geblieben, weil es meiner Meinung nach hohe Zeit ist, kräftige Mittel zu gebrauchen, um gegen die Krankheit und das Übelbefinden aller Art zu Felde zu ziehen, das mich schon lange belästigt. Von System oder Regelmäßigkeit kann jetzt bei mir gar nicht die Rede sein. Während der Hälfte meiner Zeit bin ich kaum noch am Leben und im übrigen meist der Sklave und Spielball bitterer Gefühle und unverständiger Vorurteile. Doch fehlt mir nichts — außer der Gesundheit.

„Es ist mir ein lieber Gedanke, daß Dich dieser Brief in dem

---

1) Diese Geographie verfaßte Harriet Beecher 1832 während eines Besuches bei ihrem Bruder William in Newport (Rhode Island). Sie war 1833 bei Corey Fairbank & Webster in Cincinnati erschienen.

guten alten Connecticut finden wird — Gott segne es — ‚hätte ich Taubenflügel‘, ich flöge auch dahin. Grüße doch Mary H. von mir. Ich weiß noch, wie sie dem armen alten Väterchen, das einmal im Sommer euer Kostgänger war, so freundlich zulächelte und mit ihm sprach. Dabei habe ich zuerst gelernt, mich von unangenehmen Leuten nicht abzuwenden, sondern mich mit ihnen zu unterhalten, auch wenn ich nicht wußte, was ich sagen sollte, was bei solcher Gelegenheit meist der Fall ist.“

Ein andermal schreibt sie der Freundin:

„Deinen Brief, liebe G., habe ich soeben erhalten und dreimal durchgelesen. Hier folgt sofort meine Antwort: Du bist ja eine richtige Weltdame geworden. Wie zuträglich wäre es mir, unter Verhältnissen zu leben, bei denen ich keine Zeit zum Grübeln hätte. Das viele angestrengte und aufregende Nachdenken ist meine ganze Krankheit. Vielleicht fände ich Heilung an einem Ort, wo ich gedankenlos sein müßte. . . .

„Ich habe soeben eine Klasse kleiner Mädchen ihre Aufgaben hersagen lassen und ihnen dann ein Märchen erzählt. ‚Es war einmal‘, fing die Geschichte an nach guter alter Art, und ich mußte sie immer weiter ausspinnen.

„Kürzlich las ich Madame de Staëls Leben und ihre Corinne. Einige Teile des Buches und einige Seiten des Charakters der Heldin interessieren mich außerordentlich. Bei uns in Amerika werden so heftige und ungestüme Gefühle wie die ihrigen noch stärker, ungesunder und leidenschaftlicher durch die beständige Selbstbeherrschung, welche unsere strengen Gesellschaftsformen verlangen. Die Gefühle werden unterdrückt und brennen nach innen, bis die Seele sich dabei verzehrt und nur noch Staub und Asche zurückbleibt. — Mir scheint, daß die Tiefe und Innerlichkeit, mit der ich jede Empfindung, jeden Gedanken erfaßt habe, auf mein Gemüt diese Wirkung geübt hat. Es ist verdorrt und ausgesogen; obgleich jung an Jahren, teile ich doch die Gefühle der Jugend nicht. Mit leidenschaftlicher Begeisterung habe ich für alles Schöne und Große geglüht, das die Natur, die Dichtkunst, der Menschengeist bietet, habe mich mit solcher Inbrunst in die Gefühle der Andacht und Liebe versenkt, daß ich jetzt völlig

erschöpft bin und alles in mir erstorben scheint. Ich bin oft froh, mich in träger Gleichgültigkeit mit nichtssagenden Dingen zu beschäftigen, denn alles Denken bereitet mir Schmerzen und alles Fühlen nicht minder."

Während des Winters von 1833 auf 1834 beunruhigte sich die junge Lehrerin so sehr über ihre zunehmende geistige Schlaffheit, daß sie dieselbe mit aller Anstrengung abzuschütteln suchte. Sie zwang sich mehr in Gesellschaft zu gehen, und als James Hall, der Herausgeber des neugegründeten Journals „Western Monthly", einen Preis von fünfzig Dollars für die beste Novellette aussetzte, beteiligte sie sich an dem Wettbewerb. Ihre Erzählung, „Onkel Lot", später in der Sammlung „Mayflower" wieder abgedruckt, war bei weitem die beste unter allen eingesandten und der Preis wurde ihr ohne Zögern zuerkannt. Dieser Erfolg gab ihren Gedanken eine neue Richtung, lehrte sie ihre Fähigkeiten kennen und ermutigte sie so sehr, daß sie von da ab fast alle ihre Mußezeit der Schriftstellerei widmete.

Auch durch die Gründung des Semi-Colon-Klubs ward sie damals zu litterarischen Versuchen angeregt. Dies war eine gesellige Vereinigung im Freundeskreis, welche eine Woche um die andere im Hause von Samuel Foote oder Doktor Drake stattfand. Der Name des Klubs entstammte der etwas weit hergeholten, nicht gerade sehr geistreichen Erfindung eines der Stifter. „Columbus", meinte dieser, „heißt, wie ihr wißt, auf spanisch ‚Colon'. Wer eine neue Unterhaltung erfindet, ist wenigstens halb so groß, als wer einen neuen Weltteil entdeckt. Den Weltteil hat Colon entdeckt, wir haben diesen Klub erfunden und können uns daher mit Fug und Recht ‚Semi-Colons' nennen." So waren sie denn Semi-Colons und blieben es mehrere Jahre lang.

Bei den Zusammenkünften wurden entweder eigene Ausarbeitungen vorgelesen oder es fanden allgemeine Erörterungen über ein interessantes Thema statt, welches vorher angekündigt worden war. Zu den Mitgliedern zählte Professor Stowe, der in der Bibelkunde nicht seines Gleichen hatte, James Hall, Herausgeber des „Western Monthly", General Edward King, Mrs. Peters, Begründerin der Zeichnenschule

in Philadelphia, Catherine Beecher, Mrs. Caroline Lee Hentz, E. P. Cranch, Dr. Drake, S. P. Chase und viele andere, die sich später in verschiedenen Lebensstellungen auszeichneten.

Auf welche Weise Harriet Beecher zu der Unterhaltung der Semi-Colons beitrug, beschreibt sie in einem Brief an Miß May wie folgt:

„Ich möchte wissen, was ich nächstens noch ausführen werde. Zuletzt habe ich etwas für Onkel Sams Soirée (Semi-Colon) am kommenden Montag geschrieben. Es ist ein Brief, der angeblich von Dr. Johnson herrühren soll, und nachdem ich so lange in seinem Stil herumgekünstelt habe, bin ich ordentlich froh, wieder meine natürliche Sprache schreiben zu können. Ich will Dir einmal meine bisherigen Thaten in dem Klub aufzählen: Mein erstes Werk war ein Brief von Bischof Butler, in seinem abscheulichen, nebelhaften Parenthesenstil geschrieben. Mein zweites eine satirische Abhandlung über den heutigen Gebrauch der Sprachen. Dies werde ich Dir schicken, da es gedruckt worden ist. Die Herren, denen es gefiel, erbaten sich die Erlaubnis, es in dem ‚Western Magazine' erscheinen zu lassen. Man hielt Catherine für die Verfasserin, sonst hätte ich es nicht gestattet, denn es fällt mir nicht ein, mich in eigener Person an die Öffentlichkeit zu wagen.

„Hierauf folgte eine Satire auf gewisse Mitglieder, welche die Gewohnheit angenommen hatten, über das Heiraten und alte Jungfern und Junggesellen abgedroschene Witze zu machen. Durch eine Reihe Gesetzesparagraphen, die scheinbar von den Damen der Gesellschaft herrühren sollten, wurden dergleichen Anspielungen in Zukunft untersagt. Dies verursachte viel Spaß; ich suche selbst in der Satire höflich zu bleiben und nicht persönlich zu werden.

„Aber in dieser Woche habe ich ein Opus verfaßt, welches mich einigermaßen beunruhigt. Es verdroß mich nämlich, daß so wenig Ernstes und Vernünftiges vorgelesen wurde. Da kam ich auf den Einfall, eine Anzahl Briefe zu schreiben und von Zeit zu Zeit einen aufzugeben, als käme er von einem Freunde. Der erste, mit dem ich diese Woche den Anfang gemacht habe, schildert auf völlig ungezwungene, nicht allzu lebhafte Weise, Verhältnisse, die von mir er-

funden sind: ein Haus auf dem Lande, ein Ehepaar, Mr. und Mrs. Howard, fromme, gebildete, liebenswürdige Leute. Ich habe allerlei kleine Einzelheiten und zufällige Anspielungen hineingeflochten, um den Schein zu erwecken, als sei es ein wirklicher Brief. Bei der Fortsetzung könnte ich dann die verschiedensten Themas uud Charaktere einführen und mancherlei besprechen, was ich auf dem Herzen habe. Cousine Elisabeth ist die einzige, welche um das Geheimnis weiß, Onkel Samuel und Sarah Elliot sind nicht eingeweiht.

„Gestern früh schrieb ich meinen Brief fertig, hielt ihn in den Rauch, um ihn gelb zu machen, riß ein Stück ab, damit er alt aussähe, schrieb die Adresse und radierte sie wieder aus, drückte einen Poststempel mit roter Tinte darauf, machte ein Siegel und zerbrach es wieder — alles, damit man glauben möchte, es sei ein wirklicher Brief. Dann schloß ich ihn in ein Couvert, auf dem ich mit verstellter Schrift, welche aussah wie eine kritzlige Herrenhand, den Vermerk machte, er gehöre zu einer Sammlung, die sich zufällig in meinem Besitz befinde. Ich adressierte ihn an Mrs. Samuel E. Foote, legte ihn heute Morgen in Onkels Bureau und ließ Elisabeth wissen, daß er da sei, damit sie ihre Rolle spielen konnte.

„Der Streich gelang. Onkel Samuel untersuchte das Schriftstück und erklärte es mit Kennermiene für einen wirklichen Brief. Mr. Greene (der Vorleser) meinte, er käme auf jeden Fall von Mrs. Hall und bewies diese Behauptung durch die Namen und Daten, welche ich ausradiert hatte und die er buchstabierte, wie es ihm paßte. So weit ist alles gut; aber mich beunruhigt, daß Elisabeth, auf deren Urteil ich viel gebe, mit dem Brief nicht recht zufrieden ist, nachdem sie ihn gelesen hat. Sie findet zu viel Gefühl darin, zu vielerlei Einzelheiten, kurz, er ist nicht ganz nach ihrem Geschmack. Auch fürchtet sie, die Kritik werde unbarmherzig darüber herfallen. Das bin ich nicht gewöhnt und ich weiß nicht, wie mir dabei zumute sein würde."

Im Jahre 1833 kam Mrs. Stowe zum erstenmal mit der Sklavenfrage in Berührung und zwar bei Gelegenheit eines Ausfluges, den sie in Begleitung einer der Lehrerinnen des Töchterinstituts, Miß Dutton, von Cincinnati auf das jenseitige Ufer des

Ohioflusses nach Kentucky unternahm. Sie besuchten ein Landgut, welches später als Oberst Shelbys Besitzung in „Onkel Toms Hütte“ eine Rolle spielte, und hier war es, wo die junge Schriftstellerin zuerst die Negersklaven des Südens kennen lernte. Viele Jahre nachher schrieb Miß Dutton über diesen Besuch:

„Harriet schien auf das, was vorging, nicht besonders acht zu geben, sie saß meistens ganz in Gedanken versunken da. Weder die komischen Luftsprünge der Schwarzen, noch was sie sonst Lächerliches thaten und sprachen, erregte anscheinend ihre Aufmerksamkeit. Später jedoch, als ich ‚Onkel Tom‘ las, erkannte ich jenen Besuch in allen Einzelheiten wieder. Scene für Scene war mit der größten Treue geschildert und ich sah auf den ersten Blick, woher der Stoff zu diesem Teil der Geschichte stammte.“

Daß sich Mrs. Stowe damals jedoch mehr für Mädchenerziehung als für die Sklavenfrage interessierte, beweist folgender Auszug aus einem Brief an Miß May, welche selber Lehrerin war. Sie schreibt:

„Wir gedenken hier in der Hauptstadt verschiedene Musterschulen zu errichten und dadurch den ganzen Westen zu beeinflussen. Erstens eine höhere Töchterschule mit fünfzig oder sechzig Zöglingen, dann eine ebenso große Elementarschule für kleine Mädchen, und schließlich eine Elementarschule für Knaben. Wir sind zu dem Schluß gelangt, daß der Jugendunterricht erst dann gedeihliche Früchte tragen wird, wenn er in weiblichen Händen liegt. Dies findet besonders bei Knaben seine Bestätigung. Um Knaben durch sittlichen Einfluß zu lenken, bedarf man Talent, richtiges Gefühl und geistige Lebendigkeit, auch ist für ihren Unterricht dieselbe Arbeitsteilung erforderlich wie bei der weiblichen Erziehung. Aber begabte Männer, welche Frömmigkeit, Takt und vielseitiges Wissen besitzen, begnügen sich nicht mit dem Lehrerberuf; sie wollen Prediger und Missionare werden. So lange man auf diesem Felde noch so dringend der Arbeitskräfte bedarf, kommt sich jeder Mann, der nur Schullehrer ist, vor wie Herkules am Spinnrade; beim ersten Ruf, der zu ihm dringt, eilt er zu größeren Thaten von dannen. Überdies müssen die Männer mit ihrem Gehalt Weib und Kind ernähren, daher läßt sich die nötige Arbeitsteilung nicht durchführen, denn es würde bedeutende Mittel erfordern,

wollte man die wünschenswerte Anzahl von Lehrern anstellen, wenn dieselben überhaupt aufzutreiben wären.

„Die Männer haben vielleicht mehr Kenntnisse, aber weniger Anlage dieselben mitzuteilen; auch fehlt ihnen die Nachsicht, Geduld und Langmut, welche man braucht, um den Charakter der Jugend zu bilden. — Wir sind bemüht, diese Grundsätze zu allgemeiner Anerkennung zu bringen, und wollen durch unser Beispiel beweisen, was die Frau auf dem Felde der Erziehung zu leisten vermag. Du siehst, daß es einer hervorragenden Begabung bedarf, um alle unsere Pläne auszuführen, besonders den letzteren, denn es handelt sich darum, die Vorurteile der Gesellschaft zu besiegen, und wir müssen außerordentliche Erfolge aufweisen können, wenn man uns glauben soll. Wir brauchen dazu erfinderische Köpfe mit eigenen Gedanken und Du glaubst nicht, wie selten die bei Frauen sind und wie wenige von den vorhandenen zu unserer Verfügung stehen."

Im Sommer 1834, zwei Jahre nachdem sie Neuengland verlassen hatte, machte die junge Lehrerin und Schriftstellerin ihren ersten Besuch im Osten. Die Veranlassung zu der Reise war hauptsächlich ihr Wunsch, der Promotion ihres Lieblingsbruders, Henry Ward, in Amherst College persönlich beizuwohnen. Sie fuhr zuerst mit der Post nach Toledo und von da mit dem Dampfboot nach Buffalo. In einem Brief nach Cincinnati schildert sie u. a. ihre Eindrücke beim ersten Anblick des Niagarafalles:

„Ich habe ihn gesehen (den Niagara) und lebe noch. Oh, wie klein ist doch die Menschenseele! Aber nicht davon will ich reden — laß mich versuchen, das Unaussprechliche zu sagen, so gut ich es vermag. Elisabeth, es ist mit nichts zu vergleichen, es war ganz anders als ich erwartete; man denkt dabei an keinen Wasserfall. Ich wußte nicht, ob er hoch oder niedrig sei, ob er brüllte und toste, ob meine Erwartungen übertroffen waren oder getäuscht. Ich war mir selbst entrückt, in eine neue, fremde Welt. Es schien überirdisch, wie die gestaltlosen, wunderbaren Bilder der Offenbarung: ‚der große leuchtende Thron, der gesetzt ist, der Regenbogen, der ihn umgiebt, anzusehen gleich einem Smaragd'. — Ich sah das herrliche Wasser wie

Mondlicht strahlen und steigen und niederfallen, gleich der Seele, die im Tode dahinsinkt, um sich geläutert, verfeinert und vergeistigt wieder zu erheben. Der Regenbogen brach hervor, zitternd, verbleichend und neu erscheinend; man meint einen verklärten Geist zu sehen, der über den Wassern schwebt. Das Schauspiel ist aber doch weit mehr noch lieblich als großartig. Es ist wie der Schöpfer selbst — bei aller Größe so mit Schönheit umkleidet, daß wir es ohne Schrecken schauen. Ich hätte mich mit den Wassern hinabstürzen mögen, es müßte ein so schöner Tod sein, ohne Furcht und Grauen. Als ich den Felsen unter mir wanken fühlte, ergriff mich eine wilde Freude; ich war wie berauscht, der Gedanke, mit ihm in die Tiefe zu versinken, schreckte mich nicht."

Während des Besuchs in Neuengland traf sie die erschütternde Nachricht von dem Tode ihrer geliebten Freundin Eliza, der Gattin des Professors Stowe. Dieselbe, eine Tochter von Dr. Bennett Tyler, dem Präsidenten des theologischen Instituts von Connecticut in East Windsor, eine sehr schöne Frau, war bei ihrem Tode erst fünfundzwanzig Jahre alt. Reich an Kenntnissen, mit einer wundervollen Stimme begabt und von höchst einnehmendem Wesen, gehörte sie zu den beliebtesten Mitgliedern des Semi-Colon-Klubs, an dessen Unternehmungen sie den regsten Anteil nahm.

Professor Stowe blieb bei ihrem Tode als kinderloser Witwer zurück und seine Vereinsamung erregte das tiefste Mitgefühl derjenigen, welche die vertrauteste Freundin seiner verstorbenen Frau gewesen war. Es bedurfte nur wenig, um diese Teilnahme in Liebe zu verwandeln, und so geschah es, daß kaum zwei Jahre später Professor Calvin E. Stowe nach kurzer Verlobungszeit am 6. Januar 1836 Harriet E. Beecher als zweite Gattin heimführte.

Unmittelbar vor der Hochzeit schrieb sie die folgenden Zeilen an Georgina May, die Freundin ihrer Mädchenjahre:

„Liebe G. — In etwa einer halben Stunde wird Deine alte Freundin, Genossin, Schulgefährtin und Herzensschwester nicht mehr Hatty Beecher sein, sondern ein anderes, noch unbestimmtes Etwas.

„Auch Du bist verlobt, liebes Herz, und ein ähnliches Schicksal wartet Deiner in einem oder zwei Jahren. Willst Du wissen, wie Dir

dann zumute sein wird? Mir war unsäglich bange davor und ich habe die ganze letzte Woche kein Auge zugethan, weil ich nicht wußte, wie ich diese ungeheuere Wandlung in meinem Leben überstehen sollte; und siehe da — der Augenblick ist gekommen und ich empfinde — gar nichts.

„Die Hochzeit wird im engsten Kreise gefeiert. Niemand ist zugegen als meine eigenen Geschwister und meine alte Kollegin, Mary Dutton. Da zudem an Predigern in unserer Familie kein Mangel ist, braucht nicht einmal ein Fremder die Trauung zu vollziehen. Schwester Katy ist nicht hier und wird daher nicht Zeuge sein, wie ich ihre Obhut verlasse, um in die eines andern überzugehen. Von all' meinen vielen Freunden und Bekannten, die sich so eifrig um das Zustandekommen dieser Verbindung bemüht haben, weiß keiner auch nur den Tag, und alles wird vorüber sein, bevor sie etwas davon erfahren.

„Es ist wirklich eine wahre Erlösung, daß mich diese völlige Stumpfheit gerade jetzt befällt. Wenn es mir noch zumute wäre wie gestern oder ich überhaupt ein bestimmtes Gefühl hätte, ich könnte den Verstand darüber verlieren. Da ich mir nun aber einmal gelobt hatte, daß meine letzten Gefühle und Gedanken vor dem entscheidenden Schritt Dir gewidmet sein sollten, teile ich Dir mit, daß ich gar keine habe — was vielleicht ebenso gut ist. Doch hier kommt Mr. S. — Drum Lebewohl. Zum letztenmal unterzeichne ich mich als

Deine getreue

H. E. B.

Viertes Kapitel.

Die ersten Ehejahre 1836—1840.

Der Brief, welchen Harriet eine halbe Stunde vor der Trauung an die Freundin geschrieben hatte, wurde damals nicht abgeschickt. Nach einiger Zeit nahm sie ihn wieder aus der Mappe, um folgendes hinzuzufügen:

„Seit ich jene Zeilen schrieb, liebes Herz, sind über drei Wochen vergangen, und wir, mein Gatte und ich, sitzen jetzt ruhig an unserem häuslichen Herd, wie das zahmste Paar Turteltauben von der Welt; er schreibt an seine Mutter und ich an Dich. — Zwei Tage nach unserer Verbindung haben wir eine Art Hochzeitsreise gemacht, nicht etwa, um die allgemeine Sitte nachzuahmen, sondern weil mein Mann nötige Geschäfte in Columbus hatte und ich mich nicht entschließen konnte, ihn allein reisen zu lassen. Mit den Landstraßen von Ohio ist um diese Jahreszeit nicht zu spaßen, das kannst Du mir glauben. Es ist uns jedoch im ganzen wunderbar gut ergangen und die Unternehmung hat uns soviel Vergnügen gemacht, als das mitten im Winter überhaupt möglich war.

„Du wunderst Dich gewiß, liebe G., daß eine so schwachnervige Person wie ich, bei dem wichtigsten Wendepunkt des Lebens so gelassen geblieben ist. Mir scheint es selbst unerklärlich, aber ich bin ruhig und glücklich, lebe nur in der Gegenwart und stelle die Zukunft Gott anheim, der mich bisher so gnädig geführt hat. ‚Sorget nicht für den anderen Morgen‘ ist mein Wahlspruch, und meine Hilfe steht bei dem,

in dessen Hause viele Wohnungen bereitet sind, wenn einst unsere irdische Hütte in Staub zerfällt.

— — — — — — — — — — — —

„Ich bin recht böse auf mich selbst, liebe Georgy, daß ich diesen Brief seit einem Monat liegen gelassen habe, weil mir vor den Gefühlen bange war, die er in mir erregte. Länger darf ich aber nicht zögern. In etwa fünf Wochen reise ich mit meinem Mann nach Neuengland. Er segelt am ersten Mai ab und ich begleite ihn nach Boston, Newyork und verschiedenen anderen Städten. Schließlich bleibe ich in Hartford, von wo ich, sobald er abgereist ist, nach dem Westen zurückkehren will."

Professor Stowe stand im Begriff eine Reise nach Europa anzutreten, teils um den Einkauf von Büchern für das Lane-Seminar zu besorgen, teils um sich als Abgesandter des Staates Ohio mit den Einrichtungen der Volksschulen in der alten Welt bekannt zu machen. Es war schon längst seine Überzeugung, daß nur bei verbesserter Volkserziehung von einer Hebung des Unterrichtswesens im Westen überhaupt die Rede sein könne. Im Jahre 1833 hatte er sich bei der Gründung des Lehrerseminars in Cincinnati beteiligt, einer Anstalt, welche während ihres zehnjährigen Bestehens wesentlich dazu beitrug, die öffentlichen Schulen mehr in Aufnahme zu bringen, den Bildungsstandpunkt der Lehrer zu heben und im Volk das Verlangen nach gutem Unterricht zu verbreiten. Die wichtige Frage der Volksbildung beschäftigte damals die bedeutendsten Persönlichkeiten Ohios, und schließlich sah sich die Regierung des Staates veranlaßt, Professor Stowe den Auftrag zu erteilen, bei seiner europäischen Reise die Volksschulen, besonders in Preußen, zu besuchen und über seine Ermittelungen später Bericht zu erstatten.

Er fuhr am achten Juni 1836 mit dem ‚Montreal' von Newyork nach London. In der Tasche trug er einen Brief seiner Frau, den er erst auf dem Meer öffnen sollte. Wir entnehmen demselben folgenden Auszug:

„Jetzt, da ich Dir nicht wie sonst mit Rat und That kräftig zur Seite stehe, lieber Mann, sollst Du wenigstens ein Dokument von meiner Hand haben, zu Trost und Förderung in der neuen Welt, die

sich vor Dir aufthun wird. Vor allem ermahne ich Dich, daß Du Dir unter keiner Bedingung gestatteſt ‚Grillen zu fangen'. Enthalte Dich deſſen mit der größten Strenge und Gewiſſenhaftigkeit. Wenn Du auch Kempers Troſtbüchlein *), dieſen köſtlichſten aller Sorgenbrecher, nicht bei Dir haſt, ſo kannſt Du Dir doch alle für Dich paſſenden Stellen ins Gedächtnis rufen, beſonders ſolche, mit denen Du Kate, Tante Eſther und Deine getreue Ehehälfte ſo oft getröſtet und aufgerichtet haſt, als Du noch in Walnut Hills weilteſt. Aber Scherz beiſeite, Geliebter, Du mußt mehr in der Hoffnung als in der Erinnerung leben. Auf dem neuen Schauplatz, den Du betrittſt, wird ſich Dir mancher Genuß bieten, und ich möchte, daß Du Dich ganz ungeſtört daran erfreuſt.

„Stelle Dir nur vor, was Du alles zu ſehen bekommſt: die großen Bibliotheken und ſchönen Gemälde, die herrlichen Kirchen und vor allem Tholuck, Deinen verehrten Apollo. Wäre ich ein Mann und an Deiner Stelle, ich wollte es mir ſchon wohl ſein laſſen!"

Während der Abweſenheit ihres Gatten lebte Mrs. Stowe ruhig im väterlichen Hauſe in Cincinnati. Sie ſchrieb gelegentlich kürzere Erzählungen, Abhandlungen und Artikel für das ‚Weſtern Monthly Magazine' oder den ‚Newyork Evangeliſt', und unterhielt den Briefwechſel mit ihrem Mann in Form eines Tagebuchs, das ſie ihm einmal monatlich zuſchickte. Auch half ſie ihrem Bruder Henry Ward bei dem ‚Journal', einem kleinen Tageblatt, deſſen Redaktion er eine Zeit lang übernommen hatte.

Damals brachte die Sklavenfrage ganz Cincinnati in Aufregung; auch die Studenten des Lane-Seminars nahmen eifrig Partei für die Sklavenemanzipation, an ihrer Spitze Theodore D. Weld. Dieſer junge Mann hatte, um ſich die Mittel zur Fortſetzung ſeiner Studien zu verſchaffen, eine Zeit lang Vorleſungen im Süden gehalten und bei der Gelegenheit einen ſolchen Abſcheu vor den Greueln der Sklaverei gefaßt, daß er nicht nur ſelbſt ihr entſchiedener Gegner wurde, ſondern auch mehrere Bewohner der Südſtaaten von der Verwerflichkeit des Syſtems überzeugte. Einer der letzteren, Mr. J. G. Bir-

1) Ein ſpaßhaftes Buch, mit welchem Mr. Stowe gern ſeinen Witz trieb.

ney aus Huntsville in Alabama, gab seinen Sklaven die Freiheit und gründete im Verein mit Dr. Gamaliel Bailey in Cincinnati eine Antisklaverei-Zeitung, den „Philanthropen". Das Blatt erregte große Erbitterung und ward schließlich mit Gewalt unterdrückt, nachdem Sklavenhalter aus Kentucky einen Pöbelhaufen angestiftet hatten, Birneys Büreau zu zerstören. Über dies Ereignis berichtet Mrs. Stowe an ihren Mann wie folgt:

„Gestern Abend schrieb ich nachstehende Notiz für Henrys Blatt (das ‚Journal'). — ‚Birneys Druckerei ist von einer Pöbelrotte gestürmt worden. Viele ehrbare Bürger scheinen nicht übel Lust zu haben, wegen dieser Gewaltthat ein Auge zuzudrücken, weil dieselbe zugunsten einer Parteirichtung verübt wurde, mit welcher sie übereinstimmen.'

„Ich verfaßte auch eine Skizze in Gesprächsform, in der ich gegen solchen ordnungswidrigen Geist stark zu Felde zog und die Folgen schilderte, die notwendig entstehen müßten, sobald die Verletzung irgendwelcher Privatrechte gestattet und gutgeheißen werde. Die kleine Skizze sollte nur auf Henrys langen, wirkungsvollen Leitartikel aufmerksam machen, in welchem er den Gegenstand mit Ernst und Ausführlichkeit behandelt. Während ich sie gestern Abend schrieb, dachte ich daran, daß ich als gute Frau in Deiner Abwesenheit mannhaft für Deine Grundsätze eintreten wolle. . . . Henry wird gewiß ein Schriftsteller ersten Ranges werden, seine Sprache ist voll Kraft und Leben; ich bin ordentlich stolz auf seine Leitartikel, die so durchdacht, würdig und überzeugend sind. Die beiden Schriftstücke erscheinen heute in derselben Nummer, zusammen mit einem Artikel von Charles über die Musik. Wir haben großen Spaß an unserer ‚Familienzeitung'."

Ferner:

„Die Aufregung gegen Birney wächst. Viele Bewohner des Franklin-Hotels haben eine Eingabe an den Besitzer gerichtet, mit der Forderung, daß er Birney hinausweisen solle. Da er dieselbe nicht berücksichtigte, verließen ihn zwölf seiner Gäste auf der Stelle, darunter Dr. F. — Man hat Zettel herumgeschickt, um die angesehensten Bürger der Stadt zu einer Zusammenkunft zu laden, auf welcher beschlossen

werden soll, ob das Erscheinen von Birneys Zeitung noch länger geduldet werden dürfe. Mr. Greene sprach sich höchst überrascht aus, daß viele ehrenwerte Leute ihre Beteiligung zugesagt haben. Denen, welche ihm die Aufforderung brachten, hat er erwidert, er wolle durchaus nichts mit ordnungswidrigen Zusammenkünften oder gewaltthätigen Pöbelhaufen zu thun haben und das ganze Verfahren sei gegen seine Überzeugung.

„Wenn die Versammlung überhaupt zustande kommt, wird es stürmisch genug dabei zugehen. Ich wollte, Vater wäre hier, um in seiner Kirche eine Predigt über diese Zustände zu halten; viele von den Gemeindegliedern sind lange nicht entrüstet genug darüber." Später: —

„Die Versammlung hat stattgefunden. An der Spitze standen Morgan, Neville, Mr. Burke und ich weiß nicht, wer noch alles. Auch Richter Burnet war zugegen und gab seine Zustimmung. Es muß mit einer Stadt schon weit gekommen sein, wenn verständige, angesehene Bürger Beschlüsse fassen, durch welche mit klaren Worten die Auflehnung gegen Gesetz und Ordnung gutgeheißen wird. Das ist in dieser Versammlung geschehen, und man hat dabei als Präcedenzfall die Zerstörung der Theekisten im Hafen von Boston angeführt.

„Viele Einwohner von Cincinnati — vielleicht die Mehrzahl — sind mit dem Verfahren nicht einverstanden, aber ich fürchte, sie werden ihre Mißbilligung nicht öffentlich kundthun. Selbst N. Wright leistet nur schwachen Widerstand und Dr. Fore ist maßlos heftig geworden. Die Zeitungen haben entweder geschwiegen oder den Pöbelhaufen in Schutz genommen. Außer Henry, der sich ganz unumwunden dagegen ausspricht, hat nur Dr. Hammond in der ‚Gazette' den Unfug auf sehr würdevolle, verständige Weise verurteilt. Wohin das alles führen wird, muß sich schon in wenigen Tagen herausstellen.

„Solche Vorgänge können, meiner Ansicht nach, die Zahl der Gegner der Sklaverei nur vermehren; ich selbst hege schon das größte Mitgefühl für Mr. Birney und hoffe, er wird nicht vom Platze weichen und seine Rechte zu verteidigen wissen. Das Büreau ist feuerfest und von hohen Mauern umgeben; er sollte es mit Bewaffneten besetzen und sich zu behaupten suchen. Wäre ich ein Mann, ich würde

mich ihm anschließen und wenigstens die Verteidigung eines Fensters übernehmen. Henry, der mir gegenüber bei einem streitbaren Leitartikel sitzt, trägt mir auf Dir zu sagen, er sei ein wahrer Schlachtenheld geworden."

In einem späteren Briefe schreibt sie: „. . . . . Eine Deputation hat sich zu Mr. Birney begeben, um ihn zu fragen, was er zu thun gedenke. Seltsamerweise sind sogar verständige Leute wie Onkel John und Richter Burnet kurzsichtig genug gewesen, um sich dabei zu beteiligen. Wie vorauszusehen war, weigerte sich Birney die Stadt zu verlassen. In derselben Nacht zertrümmerte darauf der Pöbel seine Druckerpresse, streute die Lettern umher, schleppte dann alles nach dem Fluß, warf es hinein und kehrte zurück, um das Büreau zu zerstören.

„Darauf zogen die Ruhestörer vor die Häuser von Dr. Bailey, Mr. Donoldson und Mr. Birney, fanden aber die Herren, welche sie suchten, nicht daheim, da dieselben von ihrem Vorhaben unterrichtet waren. Der Bürgermeister stand als unthätiger Zuschauer dabei: ‚Nun, gute Leute', soll er gesagt haben, ‚so weit habt ihr's brav gemacht; jetzt geht nachhause, sonst kommt ihr noch in Ungelegenheiten.' Aber die ‚guten Leute' brachten den Rest der Nacht und den größten Teil des folgenden Sonntags damit zu, die Häuser harmloser und achtbarer Neger niederzureißen. Auch das Büreau der ‚Gazette' wurde bedroht; nach diesem sollte das Büreau des ‚Journals' an die Reihe kommen; auf das Lane-Seminar und die Wasserwerke hatte es der Pöbel gleichfalls abgesehen.

Bereits am Dienstag Morgen war die ganze Stadt in Alarm. Eine freiwillige bewaffnete Bürgerwehr machte drei Nächte lang in den Straßen die Runde, vom Bürgermeister mit obrigkeitlicher Vollmacht versehen. Er war jetzt zu allem erbötig, um nur den Pöbel wieder zur Ruhe zu bringen, selbst Blutvergießen hätte er nicht gescheut.

„Ein oder zwei Tage lang fürchtete man alles Ernstes, es möchte zum Kampf bis aufs Messer kommen, wie die Rädelsführer drohten. Voll Angst sahen wir Henry täglich mit seinen Pistolen das Haus

verlassen; doch hätten wir in unserer Begeisterung für Freiheit und Ordnung am liebsten alle unsere Brüder gegen den Feind geschickt.

„Jetzt aber trat eine Wendung der Dinge ein. Der Pöbel, von der geängsteten Bürgerschaft nicht mehr unterstützt, zog sich in seine Höhle zurück und verhielt sich ruhig. Während der Herrschaft desselben hatte Hammond sich jeder Äußerung enthalten und nur einfach die Bergpredigt, die Verfassung des Staates Ohio und die Unabhängigkeitserklärung in seiner Zeitung abgedruckt. Nun aber ließ er sich vernehmen. Kurz und bündig setzte er die ganze Entwickelung des Aufruhrs auseinander, dessen Ursprung er auf jene Bürgerversammlung zurückführte. Er nannte die Namen derjenigen, welche teil daran genommen und lud ihnen und den Mitgliedern der Deputation die volle Verantwortung auf für die späteren Pöbelausschreitungen. Der Artikel macht ungeheueres Aufsehen, aber er bringt die Menschen allmählich zur Vernunft. Die öffentliche Meinung wendet sich jetzt gegen jeden, der nicht von Anfang an der Bewegung hartnäckig Widerstand geleistet hat, und alle auswärtigen Zeitungen ergehen sich im schärfsten Tadel über die schmählichen Vorgänge in Cincinnati. Das ist die gerechte Strafe für die Thorheit und Unentschlossenheit aller derjenigen, welche dem Aufstand anfänglich das Wort geredet haben. Leute wie Mr. Greene und Onkel John werden sich ein andermal wohl hüten in solche Falle zu gehen. Ganz entrüstet über die Pöbelrotte, wollten sie zuerst der Versammlung nicht beiwohnen und haben sich dann doch bereden lassen, sich der Deputation anzuschließen. Ihre Hoffnung, Birney zum Fortgehen zu bewegen, um fernere Gewaltthätigkeiten zu verhüten, war aber ganz vergeblich."

Mrs. Stowes Briefe aus jener Zeit beweisen, daß sie zwar zu den Gegnern der Sklaverei zählte, aber noch keine erklärte Anhängerin der Abolitionistenpartei war. Sie schreibt:

„Mir scheint, wir bedürfen einer Mittelpartei; sonst werden sich bei zunehmender Erkenntnis alle menschlich fühlenden, gewissenhaften Leute doch den Abolitionisten zugesellen müssen, trotz aller Ausschreitungen, die sie sich zuschulden kommen lassen. . . . Wem einmal die Mißstände zum Bewußtsein gekommen sind, welche das System der

Sklaverei mit sich bringt, der fühlt den unwiderstehlichen Drang, etwas dagegen zu thun — aber was?"

Am 29. September 1836, während Mr. Stowe noch in Europa war, wurden ihm ein Paar Zwillingstöchterchen geboren, welche Mrs. Stowe Eliza und Isabella nannte. Als er bei seiner Rückkehr nach New York die fröhliche Kunde erhielt, bestand er jedoch darauf, sie sollten Eliza Tyler und Harriet Beecher heißen. Seine Überfahrt von London im ‚Gladiator' hatte vom 19. November 1836 bis zum 20. Januar 1837 gedauert, eine selbst für die damaligen Segelschiffe ungewöhnlich lange Zeit.

Während des Sommers 1837 ließ Mrs. Stowes Gesundheitszustand viel zu wünschen übrig, und sie ward auf Besuch zu ihrem Bruder, dem Rev. William Beecher nach Putnam geschickt, um ihr die häuslichen Sorgen abzunehmen. Dorthin schrieb ihr Mann in einem seiner Briefe:

„Wir sind alle über die Verhandlungen auf der letzten Generalversammlung höchlich entrüstet und sehen sie mit der gebührenden Verachtung an. Diese Verbindung zwischen der alten Schule (Presbyterianer) und den Sklavenhaltern wird mehr Leute in das Lager der Abolitionisten treiben, als alles, was bis jetzt geschehen ist."

Im Dezember ging Professor Stowe nach Columbus, um in der Hauptstadt von Ohio seinen Bericht über Volkserziehung vorzutragen, welchen er während des Sommers ausgearbeitet hatte. Er schreibt von dort an seine Frau:

„Heute habe ich dem Gouverneur und den Mitgliedern der Regierung meine Aufwartung gemacht und bin überall mit der größten Freundlichkeit empfangen worden; offenbar erwarten sie große Dinge von meinem Bericht. Ich soll denselben in Dr. Hodges Kirche morgen und übermorgen Abend im Beisein des gesetzgebenden Körpers und der Bürgerschaft vorlesen. Der Gouverneur (Vance), der mir sehr gut gefällt, wird bei beiden Versammlungen den Vorsitz führen. Er hat mehr staatsmännische Anlagen als sein Vorgänger in der Regierung und ist ein ebenso braver, schlichter, aufrichtiger und gerader Charakter, wie König Friedrich Wilhelm von Preußen.

„Für die Arbeit, die mich das Jahr über beschäftigt hat, soll ich fünfhundert Dollars erhalten."

Am vierzehnten Januar 1838 wurde Mrs. Stowes drittes Kind, Henry Ellis, geboren.

Etwa um diese Zeit fand die berühmte Zusammenkunft der Familie Beecher statt, welche Lyman Beecher in seiner Selbstbiographie *) beschreibt. Edward hatte eine Reise nach dem Osten gemacht und bei seiner Rückkehr Mary (Mrs. Thomas Perkins) aus Hartford mitgebracht. William kam von Putnam (Ohio), George aus Batavia (New York), während Catherine, Harriet, Henry, Charles, Isabella, Thomas und James daheim in Cincinnati waren. Die Geschwister fanden sich zum erstenmal sämtlich vereinigt; Mary hatte James noch nie gesehen und Thomas nur einmal. Von allen seinen Kindern umgeben, strahlte der alte Doktor vor Freuden. Als nun aber gar tags darauf, an einem Sonntag, Edward morgens seine Kanzel bestieg, William nachmittags und George am Abend für ihn predigte, da kannte sein Glück keine Grenzen mehr.

Eine Ergänzung zu diesem anziehenden Familienbilde giebt uns ein Brief, in welchem Mrs. Stowe am 21. Juni 1838 für ihre Freundin Miß May mit eigener Hand eine Schilderung ihres häuslichen Lebens entwirft. Sie schreibt:

„Meine innig geliebte Georgiana! — Wie lange, lange habe ich Dir nicht geschrieben, und welche Veränderung ist seitdem mit mir vorgegangen — ich bin Mutter von drei Kindern! Dies laß meine Entschuldigung sein, wenn die alte Zeit vielleicht zu sehr in den Hintergrund getreten ist; ich habe wahrhaftig, seit ich Dich zuletzt sah, Kopf, Herz und Hände voll gehabt.

„Soll ich Dir sagen, was mich heute zum Beispiel vom Morgengrauen bis zur Abenddämmerung in Anspruch genommen hat? — Ich wachte etwa um halb fünf Uhr mit dem Gedanken auf: ‚Du meine Güte, wie hell es ist! Ich muß schnell aufstehen und Mina wecken, denn um sechs Uhr muß das Frühstück fertig sein.' Ich

*) Bei Harper und Brothers in New York erschienen.

springe aus dem Bett, greife nach der Feuerzange und klopfe aus Leibeskräften auf den Boden, damit die arme Mina munter wird. Sie braucht eine halbe Stunde, um ihre Schlaftrunkenheit abzuschütteln — ungefähr so lange wie ich selbst — vor Zeiten. Dann wacht der Kleine auf und schreit — ich gebe ihm zu trinken, dazwischen fallen mir aber die Augen zu und ich halte allerlei Selbstgespräche: ‚Ich darf nicht vergessen, meinen Mann an die Apfelschnitze und die Stärke zu erinnern — ein Schläfchen —, ach so — aber um alles in der Welt, warum steht denn Mina nicht auf? Ich höre sie gar nicht — wieder ein Schläfchen —, ja, so — ob Mina wohl Seife genug hat? Am Sonnabend waren noch zwei Stangen da‘ — ich schlafe wieder ein, dann wache ich auf. ‚Himmel! heller, lichter Tag! Ich muß hinunter und sehen, wie weit Mina mit dem Frühstück ist.‘ Wie ich aus dem Bette springe, ist der Kleine wach. ‚Nun, mein Bübchen, sei brav, laß Mama sich anziehen, sie hat große Eile.‘ Bis ich den Rock übergeworfen habe, rollt er sich vom Kissen herunter, bearbeitet das Betttuch mit den Fäustchen und schreit nach Herzenslust. Ehe ich in den zweiten Ärmel fahren kann, muß ich ihn erst zur Ruhe bringen. Ich setze ihn aufrecht, laufe barfuß durchs Zimmer, um Kissen und Decken zu holen, mit denen ich ihn feststopfe, dann ziehe ich den Morgenrock fertig an und eile, mich durch den Augenschein zu überzeugen, daß die Vorbereitungen zum Frühstück wirklich im Gange sind. Wieder ins Kinderzimmer zurückgekehrt, begebe ich mich mit aller Macht ans Fegen und Abstäuben, denn es ist Waschtag und es giebt immer viel aufzuräumen, wo drei kleine Unheilstifter alles wieder durcheinander werfen, was man kaum in Ordnung gebracht hat.

„Harriet und Eliza, über die Dir Mary alles Nähere mitteilen wird, schwatzen, gröhlen und singen unterdessen in den höchsten Tönen, je nach ihrer Stimmung, während die Wärterin für ihr Frühstück sorgt. Endlich ist die Mahlzeit zu Ende und alles abgeräumt, ich habe Mr. Stowe aufgetragen, was er mir vom Markt besorgen soll, auch der Kleine ist gewaschen und angezogen und ich kann mich zu neuen Thaten rüsten. Ich fange an, Kinderkleider zuzuschneiden, habe eben die Länge gemessen und eine Breite abgerissen, als ich sehe, wie

Master Henry die Unterlippe hängen läßt und gleich darauf ein jämmerliches Geschrei anhebt. Kaum habe ich ihn auf dem Arm, da hat eins seiner Schwesterchen voller Entzücken meinen ganzen Arbeitskorb ausgeräumt, und wie ich nach der andern Seite blicke, sitzt da die zweite kleine Person am Herd, läßt sich die Kohlen schmecken und wühlt nach Herzenslust in der Asche. Großmutter kommt dazu, bemächtigt sich ihrer und erbietet sich auch freundlichst, den Kleinen zu beruhigen, damit ich ungestört arbeiten kann. Ich setze mich hin, messe noch einmal alle Teile durch, um mich nicht zu irren, und will eben weiter zuschneiden, als ich die Zwillinge miteinander in Streit geraten sehe. Numero eins wirft Numero zwei zu Boden, Numero zwei schreit, das erschreckt den Kleinen und er stimmt auch mit ein. Ich nenne Numero eins ein unartiges Mädchen, nehme die kleine Verfolgte auf den Schoß und suche sie zu trösten, indem ich sie kutschieren lasse und dazu den alten Reim singe:

‚So fahren die Damen,
In stolzen Karossen.‘

„Inzwischen hat sich Numero eins an die Spülwanne gemacht und eifrig begonnen, ihr Schürzchen darin zu waschen. Großmutter faßt das Kind bei der Schulter, zieht es fort und stellt die Wanne so hoch, daß es sie nicht erreichen kann. Allmählich kommt denn auch das Kindermädchen herauf von der Hausarbeit. Ich übergebe ihr die Kleinen und gehe wieder an mein Zuschneiden.

„Mit solchen kleinen Plackereien habe ich zu thun, einen Tag wie alle Tage. Mein Leben dreht sich nur noch um Kinder und Haushalt. Von Gedanken, Betrachtungen und Gefühlen ist gar nicht mehr die Rede.

„Ich bin wohl jetzt eine schrecklich langweilige Person, aber ich hoffe, noch einmal wieder jung zu werden, denn immer können die Dinge doch nicht bleiben, wie sie augenblicklich sind.

„Weißt Du, Georgy, das Heiraten ist — — aber nein, ich will trotz allem nur Gutes davon sagen. Wenn ich einmal Zeit genug habe, um zu wissen, wo mir der Kopf steht, preise ich mich sehr glücklich als Frau und Mutter. Meine Kinder möchte ich nicht hergeben um alle Lust, alle Ruhe und Muße, die ich ohne sie haben

könnte. Sie sind ein Kapital, das auf Zinsen liegt und täglich an Wert zunimmt."

1839 nahm Mrs. Stowe eine frühere Sklavin aus Kentucky in ihren Dienst. In Ohio galt dieselbe für frei nach dem Gesetz, denn sie war mit ihrer Herrin in den Staat gekommen und daselbst zurückgeblieben. Die junge Magd lebte bereits mehrere Monate in der Familie, als Professor Stowe die Nachricht erhielt, ihr Herr sei in der Stadt, um sie zu suchen; er werde sie ergreifen und in die Sklaverei zurückschleppen lassen, wenn sie nicht auf ihrer Hut sei.

Bei gehöriger Frechheit ließ sich das mit Hilfe eines gewissenlosen Richters und bestochener Zeugen leicht bewerkstelligen. Das wußte Professor Stowe und beschloß daher, die farbige Dienerin in Sicherheit zu bringen, um sie vor Nachstellungen zu schützen. Von seinem Schwager Henry Ward begleitet, welcher, wie er, Waffen trug, fuhr er dieselbe bei dunkler Nacht in einem geschlossenen Wagen zwölf Meilen landeinwärts auf abgelegenen Pfaden, bis sie für die Verfolgte im Hause ihres Freundes, des alten John Van Zandt, eine Zuflucht fanden.

Dieses wirkliche Ereignis aus ihrem Leben hat Mrs. Stowe zu der erschütternden Episode in „Onkel Toms Hütte" benutzt, in welcher sie die Rettung der Flüchtlinge aus Marks und Tom Lokers Gewalt schildert.

Unter wie schwierigen Umständen die junge Frau zu jener Zeit neben den dringendsten häuslichen Arbeiten ihrer schriftstellerischen Thätigkeit oblag, davon giebt uns eine ihrer Freundinnen einen ebenso unterhaltenden wie interessanten Bericht; dieselbe schreibt:

„Als ich Mrs. Stowe, mit der ich genau befreundet war, eines Tages besuchte, hatte ich Gelegenheit, sie bei der gleichzeitigen Ausübung ihres schriftstellerischen und häuslichen Talents zu beobachten, was in seiner Art höchst ergötzlich war.

„Ich fand sie mit dem Jüngsten auf dem Arm, die Zwillinge beaufsichtigend, die kaum erst fest auf den Füßen standen. ‚Harriet', sagte ich, ‚bist du mit deiner Erzählung für das „Souvenir" fertig,

die ich dem Redakteur auf nächste Woche versprochen habe? Heute ist der letzte Tag, der dir noch bleibt, dann muß ich sie haben.'

„‚Wo denkst du hin?' war Harriets Antwort; ‚warte wenigstens bis das große Reinmachen vorbei ist und der Kleine nicht mehr zahnt.'

„‚Das Reinmachen läßt sich um einen Tag verschieben, und bis der Kleine alle Zähne bekommen hat, können wir unmöglich warten. Nein, nein, die Geschichte muß heute noch fertig werden. Seit mehr als einem Monat sitzt Frederick jetzt neben Ellen und schüttet ihr sein Herz aus, während sie sich schon so lange abwendet und errötet, daß man ihr wirklich zuhilfe kommen muß. In höchstens drei Stunden kannst du die Verlobung, die Hochzeit, die Katastrophe und sämtliche Aufklärungen am Schluß zu Papiere bringen und dir mit dieser dreistündigen Kopfarbeit mehr verdienen, als du bei allem Fleiß im ganzen Jahr für Nähterlohn ersparst. Zwei Dollars die Seite, mein Herz, und du brauchst keine Viertelstunde dazu. Das rechne einmal als gute Hausfrau zusammen. Wirtschaftlichkeit ist eine Kardinaltugend.'

„‚Unmöglich! — Ein Kind habe ich auf dem Schoß, zwei andere krabbeln auf der Erde herum, in der Küche wird gebacken, die Vorbereitungen zum Reinmachen für nächste Woche sind im Gange und das neue Mädchen muß angelernt werden. Du siehst, es kann gar keine Rede davon sein.'

„‚Das gebe ich durchaus nicht zu. Was wäre denn der Genius, wenn er uns nicht aus der Klemme helfen kann? Komm, nimm deinen Kopf zusammen und thue mir den Willen. Du sollst sehen, alle Arbeit wird fertig und die Geschichte obendrein.'

„‚Aber die Küchengeschäfte!'

„‚Die werden auch besorgt. Du kannst ja überall und zu allen Zeiten schreiben. Setze dich an den Küchentisch, nimm Tinte und Feder, und während du Mina beaufsichtigst, fülle die Pausen mit der Schreiberei aus.'

„Sie ließ sich überreden. Nach zehn Minuten saß sie bei der Arbeit, neben ihr auf dem Tisch das Backbrett und Rollholz, Mehl, Speck, Ingwer, Eier, Schweinefleisch, weiße Bohnen und verschiedenes

Kochgerät; das Feuer brannte im Ofen und davor stand eine schwarze Küchenfee, ihres Befehls gewärtig.

„‚Nimm den Atlas als Unterlage, Harriet, und schreib auf dem Schoß, so gut es geht', sagte ich; ‚lesen werde ich es schon können, um die Reinschrift zu machen.'

„‚Nun, wenn es denn sein muß', meinte sie belustigt, und ergab sich in ihr Schicksal. — ‚Ich habe dir schon gesagt, Mina, was du thun sollst, bis es Zeit ist, den Brotteig zu kneten; ich muß einstweilen etwas schreiben. Wo ist das Tintenfaß?'

„‚Hier, an deinem Ellbogen, auf dem Theekessel', sagte ich.

„Mina begann zu kichern und ihr Vergnügen über unsere litterarischen Bestrebungen brachte auch uns zum Lachen.

„Inzwischen durchsuchte ich die Mappe: ‚Hier bist du stehen geblieben', sagte ich, und nahm das zuletzt beschriebene Blatt heraus. ‚Frederick sitzt neben Ellen, sieht ihr in das glückstrahlende Gesicht und sagt etwas von Schutzengel und dergleichen — erinnerst du dich nicht?'

„‚Jawohl', entgegnete sie nachdenklich, offenbar bemüht, den Faden der Erzählung wieder anzuknüpfen.

„‚Soll ich die Bohnen zu unterst in den Topf legen, oder das Schweinefleisch?' fragte Mina.

„Harriet lachte. ‚Du siehst, es geht nicht', sagte sie; ‚Mina ist ein Neuling und kann nichts selbständig thun. Wir müssen die Schriftstellerei für heute aufgeben.'

„‚Nein, nein, laß uns noch einen Versuch machen. Diktiere mir und ich will schreiben. Den Kleinen setzen wir in den Waschkorb und geben ihm etwas zu spielen, damit er sich still verhält. Der letzte Satz in der Scene zwischen Ellen und ihrem Geliebten war: ‚Von Kummer überwältigt, verbarg sie das Gesicht in den Händen, Thränen strömten ihr über die Wangen und ein krampfhaftes Schluchzen durchbebte ihre Gestalt.' ‚Wie geht es nun weiter?'

„‚Mina, gieße etwas Milch in die Potasche', sagte Harriet.

„‚Bitte' rief ich: ‚Ein krampfhaftes Schluchzen durchbebte ihre Gestalt — was kommt nun?'

„Harriet sah sinnend aus dem Fenster und wandte ihre Ge-

danken wieder der Geschichte zu. ‚Also schreibe', sagte sie, und diktierte dann wie folgt: ‚Auch ihr Geliebter weinte und wagte nicht wieder jenen wunden Punkt zu berühren — Rolle den Rand etwas dünner aus, Mina — Er sprach die tröstenden Worte — Mina, schüre das Feuer im Ofen.'

„‚Laß mich Mina eine Weile anweisen', meinte ich, ‚und schreibe lieber selber weiter.'

„Harriet nahm mir die Feder aus der Hand und machte sich geduldig ans Werk. Eine Zeit lang genügten meine Kochkenntnisse, um auf Minas wißbegierige Fragen zu antworten. Als ich mit meiner Weisheit zu Ende war, hatte Harriet schon zwei Seiten geschrieben.

„‚Bravo', rief ich das Manuskript durchlesend; ‚nun hilf du Mina weiter und diktiere dazwischen, ich will schreiben.'

„Bereitwillig überließ sie mir ihren Platz.

„‚Die letzten Worte waren: Wer so viel gelitten hat wie ich, dem liegt nur noch wenig am Leben — was nun?'

„‚Soll ich zuerst das schwarze oder das weiße Brot in den Ofen schieben?' fragte Mina.

„‚Zuerst das schwarze', belehrte sie Harriet.

„‚Wer so viel gelitten hat wie ich, dem liegt nur noch wenig am Leben', wiederholte ich.

„Harriet schüttelte sich das Mehl von der Schürze und setzte sich einen Augenblick hin, um nachzudenken. Dann diktierte sie weiter: ‚Das Herz wollte mir brechen, aber ich verlor den Mut nicht. Ich bin standhaft geblieben unter den schwersten Prüfungen, die ein Weib treffen können, aber dieser Gedanke — oh Henry!'

„‚Soll ich jetzt den Ingwer zu dem Kürbis thun, Madame?' fragte Mina.

„‚Nein, jetzt nicht', erwiderte meine Freundin und fuhr fort: ‚Ich weiß, was die Mutterpflicht von mir fordert; die Stunde ist da. Nimm meine Kinder, Henry, sie sind mein letzter Trost auf Erden.'

„‚Was soll ich mit den Eierschalen und dem übrigen Abfall thun?' unterbrach sie Mina.

„‚Wirf sie dort in den Spüleimer', versetzte Harriet.

„‚Sie sind mein letzter Trost auf Erden', sagte ich — was nun?'

„Sie diktierte weiter — ‚Nimm sie hin. Vielleicht werde ich es nicht lange überleben, aber das brechende Herz des Weibes fleht dennoch: gewähre mir eine kleine Frist, nur etwas länger —'

„‚Wie lange muß das Schwarzbrot noch im Ofen bleiben?' fragte Mina.

„‚Fünf Minuten', war Harriets Antwort.

„‚Nur etwas länger', — wiederholte ich in klagendem Ton und wir fingen beide an zu lachen.

„So ging es weiter mit Kochen, Schreiben, Kinderwarten und Lachen, bis mein Zweck erreicht war. Die Erzählung ward beendigt, abgeschrieben und am nächsten Tage dem Redakteur übersandt."

Die weitverstreuten Mitglieder der Familie Beecher hatten unter sich eine Art Rundschreiben eingeführt, um den Verkehr aufrecht zu erhalten. Der Brief wurde auf einem großen Bogen angefangen und von einem der Geschwister zum andern geschickt, wobei jedes den Aufzeichnungen des Vorhergehenden seine eigenen Mitteilungen folgen ließ. Nachdem der vollgeschriebene Bogen das letzte Familienglied erreicht hatte, ging er wieder nach dem Ausgangspunkt zurück. Außer für Mrs. Stowe und Mrs. Perkins war in keiner Stadt, nach welcher der Brief geschickt wurde, eine andere Adresse nötig als: „Rev. Mr. Beecher."

Ein solcher großer, engbeschriebener Bogen, auf welchem mit verblaßter Tinte die Namen sämtlicher Beecher stehen, liegt vor uns, während wir dieses schreiben. Er trägt die Postzeichen von Hartford Connecticut, Batavia Newyork, Chillicothe Ohio, Zanesville Ohio, Indianopolis Indiana, Jacksonville Illinois und New-Orleans Louisiana. — Mrs. Stowes Beitrag zu diesem Schriftstück lautet wie folgt:

„Wallnut Hills, 27. April 1839.

„Ihr Lieben! — Da ich selbst nach Hartford komme, brauche ich nicht zu schreiben und will lieber meine Vorbereitungen zur Reise

treffen. Belle, Vater erlaubt, daß Du mit meinem Mann und mir im Sommer nach den White Mountains gehst; George, wir sprechen wahrscheinlich auf dem Rückweg bei Dir vor. Lebt wohl. Mit herzlichem Gruß an alle

Eure

H. E. Stowe.

Fünftes Kapitel.

Armut und Krankheit 1840—1850.

Am 7. Januar 1839 schrieb Professor Stowe an seine Mutter nach Natick (Mass.):

„Du bist, wie ich glaube, gerade zur rechten Zeit von hier fortgereist, denn da die Schiffahrt auf dem Ohio fast seit einem Jahr eingestellt ist, leiden wir Mangel an den nötigsten Lebensmitteln. Gewöhnliches Salz ist diesen Winter für drei Dollars der Scheffel verkauft worden; Reis zu achtzehn Cents das Pfund, ebenso weißer Zucker, brauner sogar für zwanzig Cents; Syrup das Quart zu einem Vierteldollar; Kartoffeln einen Dollar der Scheffel. Wir behelfen uns meist ohne diese Dinge und kommen recht leidlich durch, da Brot und Speck im Überfluß vorhanden ist. Für das Faß Mehl werden sechs bis sieben Dollars bezahlt und gutes Schweinfleisch kostet zwischen sechs bis acht Cents das Pfund.

„Unser neues Haus ist noch fast wie es war, doch soll es bis zum Juli fertig werden. Im Sommer hoffe ich Dich zu besuchen, da ich die Festrede im Dartmouth College halten soll; ob ich Frau und Kinder mitbringen kann, ist noch ungewiß."

Die Reise ward gemeinsam ausgeführt; die Familie verbrachte den Sommer im Osten und unternahm vor der Rückkehr noch einen Ausflug nach den White Mountains.

Im Mai 1840 wurde Mrs. Stowes zweiter Sohn geboren und Frederick William genannt, nach dem alten König von Preußen, für

welchen der Professor eine unbegrenzte Verehrung hegte. . . . Im Dezember desselben Jahres schreibt dessen Frau an Miß May:

„Ein Jahr lang habe ich die Feder nur in die Hand genommen, um die notwendigsten Geschäftsbriefe zu erledigen. Ich litt zwei Monate an starken neuralgischen Schmerzen in den Augen, die mich nicht nur am Schreiben hinderten, sondern es mir überhaupt unmöglich machten, den Blick fest auf einen Gegenstand zu richten und das geringste Tageslicht im Zimmer zu ertragen. Dann kam mein kleiner Frederick zur Welt und ich durfte erst acht Wochen nach seiner Geburt das Bett verlassen. Auch außerdem haben wir ungewöhnlich viel Krankheit in der Familie gehabt.

„Wieviel Mühsal mir aber auch das vergangene Jahr gebracht hat, es ist doch im ganzen kein mühseliges gewesen, ja für manches Gute, das mir zuteil geworden ist, kann ich gar nicht dankbar genug sein. Fast sechs Monate von den zwölfen war ich mit Krankheit geplagt, aber es ist alles Erdenkliche zu meiner Erleichterung geschehen und meine treue Anna hat mich aufs liebevollste gepflegt. Auch die Kinder sind gediehen und haben uns mehr Freude als Sorge bereitet. Du siehst, daß meine Beschwerden nur gerade groß genug waren, um mir die Erde nicht allzu lieb zu machen.“

Im Frühling 1842 ging Mrs. Stowe wieder zum Besuch nach Hartford und nahm ihre sechsjährige Tochter Hatty mit. Von dort schrieb sie an ihren Mann über verschiedene litterarische Pläne, und Mr. Stowe sagt in seiner Antwort:

„Liebe Frau, Du mußt Schriftstellerin werden; das steht nun einmal im Schicksalsbuch geschrieben. Triff also Deine Anstalten danach. Sorge für einen guten Vorrat an Gesundheit und einen klaren Kopf. Laß auch das E. aus Deinem Namen weg, es macht ihn nur schwerfällig und stört den Fluß und Wohllaut. Unterschreibe Dich immer unverkürzt Harriet Beecher Stowe, das hat einen guten, angenehmen Klang. Thust Du das, so gebe ich Dir mein Wort, ‚Dein Name wird berühmt sein in den Thoren und Deine Söhne werden aufkommen und Dich selig preisen.‘

„Unserm niedern Dach ist heute eine hohe Ehre widerfahren,

über die ich Dir berichten will. Se. Excellenz der Baron von Roenne, Gesandter Sr. Majestät des Königs von Preußen bei den Vereinigten Staaten, hat mir einen Besuch gemacht. Er war so freundlich zu versichern, daß mein Bericht über die preußischen Schulen dem König und dem ganzen Hof eine hohe Befriedigung gewährt habe und noch mehr dergleichen. Es that mir ordentlich leid, einen leibhaftigen Baron im Hause zu haben und ihn niemand zeigen zu können; aber weder Tante Esther noch Anna wagten sich in die Nähe des Studierzimmers; doch haben sie sich den vornehmen Herrn wenigstens verstohlen durch das kleine Kammerfenster angeschaut, als er sich wieder entfernte.

„Und nun komm wieder heim, liebe Frau, so schnell Du kannst. Ich halte es wirklich nicht länger ohne Dich aus; wären wir nicht so erstaunlich arm, ich holte Dich auf der Stelle ab. Eine Frau wie Dich giebt es nicht zum zweitenmal auf der Welt. Bei all' Deinem Talent hast Du so wenig Selbstgefälligkeit, trotz Deines großen Rufes keine Spur von Ziererei; Du prahlst nicht mit Deinen Kenntnissen, bist voller Pläne und weißt doch Maß zu halten. Deine Zunge ist geläufig, aber nie scharf; Deine Süßigkeit wird nie zur Süßlichkeit. Kurz, Du besitzest so viel von so vielen Gaben und so wenig von so manchen anderen Dingen."

Hierauf antwortet Mrs. Stowe aus Hartford:

„Ich habe Johnson, den Redakteur des ‚Evangelist' gesprochen, Er ist sehr freigebig gesinnt und ich kann sicher darauf rechnen, alles bezahlt zu erhalten, was ich dorthin gebe. Wer ist denn der Hale jr., welcher mir den ‚Boston Miscellany' geschickt hat? Was er sagt, klingt höchst großmütig, aber wird er Wort halten? Zwanzig Dollars für drei Seiten, nicht zu enger Druck — ein so gutes Anerbieten habe ich noch nicht gehabt. — Im Winter oder Frühling erhalte ich auch Honorar von den Harpers. Der Verleger Robertson schreibt, mein Buch (‚The Mayflower') werde Absatz haben und auch für mich einen Gewinn abwerfen, aber seine Bedingungen sind sehr niedrig; für einen zweiten Band würde ich mehr fordern können. Wenn ich Schriftstellerin werden will, habe ich wohl im ganzen keine allzuschlechten Aussichten auf Erwerb, aber trotzdem zweifle ich stark, daß

es sich durchsetzen lassen wird. Unsere Kinder kommen jetzt gerade in ein Alter, da sie meine Aufsicht nicht entbehren können. Sie sind körperlich zart, leicht erregbar und nehmen die Mutter ausschließlich in Anspruch. Habe ich unter solchen Umständen wohl das Recht, meine Gedanken zwischen ihnen und der Schriftstellerei zu teilen?

„Einen Vorschlag muß ich aber auf alle Fälle machen. Soll ich mich litterarisch beschäftigen, so brauche ich ein besonderes Zimmer, das ich als mein Zimmer betrachten kann. Mrs. Whipples Stube wäre geeignet dazu, nur müßte ein Ofen hineingesetzt werden. Einen billigen Teppich habe ich bereits gekauft, und Möbel, um es bequem einzurichten, sind auch vorhanden. Ich würde Dich nur noch bitten, die Glasthüre aus dem Kinderzimmer dort anbringen zu lassen, dann hätten auch meine Pflanzen Licht genug und ich würde mich ganz glücklich fühlen.

„Im letzten Winter habe ich mich oft nach einem Plätzchen gesehnt, wohin ich mich zurückziehen könnte. In der Kinderstube hatte ich keine Ruhe, da wurde fortwährend der Tisch gedeckt und wieder abgeräumt, die Kleinen gewaschen und angezogen und hunderterlei vorgenommen; auch daß sich so viel Ruß und Kohlenstaub auf alles im Zimmer lagerte, belästigte mich sehr; kurz, es war mir beim besten Willen nicht möglich, mich dort behaglich zu fühlen. Kam ich aber zu Dir ins Wohnzimmer, so fürchtete ich immer, Dich zu stören, und das war auch manchmal wirklich der Fall, wie Du wohl weißt.

„Diesen Winter wollen wir nun den Kochofen in das untere Zimmer setzen und das Rohr durch die Decke nach oben leiten. Wir nehmen dann nur noch unsere Mahlzeiten unten ein und die Kinder können im obern Zimmer ihre Spielsachen haben, gewaschen und angekleidet werden und dort spielen, wenn sie uns unten im Wege sind. Du studierst in der geheizten Wohnstube und ich ziehe mit meinen Pflanzen und sonstigen Habseligkeiten in das andere Zimmer, wo ich auch meine Arbeit aufbewahren und mich ordentlich einrichten will. Einen Teil des Tages widme ich dann regelmäßig den Kindern und hole sie zur bestimmten Zeit zu mir herunter."

In seiner Antwort auf diesen Brief sagt Professor Stowe:

„Das kleine Journal (‚Souvenir') ist im besten Gange. Fischer hat kürzlich in Fulton sechzig neue Abonnenten bekommen. Er wird die Juninummer so hübsch wie möglich ausstatten als Probenummer für die Studenten, von denen sich einige erboten haben, während der nächsten Ferien den Vertrieb des Blattes zu übernehmen. Es steht nun in Deiner Macht, mit Hilfe dieser kleinen Zeitschrift für die Hebung der Geistesbildung hier im Westen zu sorgen, zum Heil des kommenden Geschlechts. Wie ich Dir schon in meinem letzten Brief schrieb: Gott will, Du sollst Schriftstellerin werden, und wie dürften wir es wagen, uns gegen seine Fügung aufzulehnen? — Also triff nur Deine Vorkehrungen und mache Dich darauf gefaßt, den Rest Deiner Tage mit der Feder in der Hand zu verleben.

„Wie glücklich wäre ich, dürfte ich Deine Heimkehr heute erwarten. Täglich erkenne ich mehr (was ich freilich schon längst wußte), daß Du die klügste und liebenswürdigste Frau im ganzen Umkreis meiner Bekanntschaft bist."

Daß Professor Stowes Liebe und Bewunderung für seine Frau erwidert wurde und das innigste Verständnis zwischen den Ehegatten herrschte, geht aus einer Stelle in Mrs. Stowes Brief aus Hartford hervor; sie schreibt:

„Gestern sprach ich mit Belle davon, daß ich vor unserer Trennung gar nicht gewußt habe, wie sehr ich gewohnt bin, mir bei Dir über alles Auskunft zu holen. Von tausend Dingen, die mir am Herzen liegen, kann ich mit keinem Menschen so gut reden wie mit Dir. Wärst Du nicht schon mein zärtlich geliebter Mann, ich würde mich heutigen Tages noch in Dich verlieben."

In demselben Brief schreibt sie:

„Noch eins, was mich selbst betrifft: Meine Zerstreutheit und Vergeßlichkeit, die Dich so oft beunruhigt hat, geht aus einer körperlichen Schwäche hervor. Ich bin nicht stark genug, um den Druck der schweren Sorgenlast zu tragen, die mir aufgebürdet ist. Sie verwirrt und beängstigt mein Gemüt oft dergestalt, daß — wären nicht meine Kinder — das Dasein für mich alles in allem wenig Verlockendes haben würde. Jetzt, da ich im Begriff bin, nach so langer

Trennung wieder zu den Meinigen zurückzukehren, empfinde ich die Größe der Verantwortlichkeit doppelt lebhaft. Ich glaube nicht, daß mir ein langes Leben bestimmt ist, wenigstens habe ich das deutliche Gefühl, als sei mir ein Werk anvertraut, welches ich mit allem Eifer in Kürze beendigen muß. Es ist keine große und glänzende That in den Augen der Welt, es beschränkt sich auf einen kleinen Familienkreis, zu dessen Mittelpunkt ich berufen bin."

Auf ihrer Heimreise benützte Mrs. Stowe zum erstenmal die Eisenbahn. Über dieses ihr völlig neue Erlebnis schreibt sie an Georgiana May:

„Batavia, 29. August 1842.

„Ich bin hier im Hause meines Bruders William zu Besuch. Bei der Eisenbahnfahrt mußte ich recht an die Worte denken:

‚Ob Löwen brüllen, Stürme weh'n
Und uns Gefahren rings umdräu'n.'

„Eine solche Sprachverwirrung, solches Schreien und Fluchen, solcher Mangel an Ordnung und Anstand bei allen Einrichtungen ist mir noch nie vorgekommen. Im Bahnhof von Rochester bin ich im wahren Sinne des Wortes fast in Stücke gerissen und zu Boden getreten worden, als ich meinem armen, kurzsichtigen Gatten beistehen wollte, unser Gepäck herauszusuchen. Der Zug, welcher Rochester am Morgen verläßt, hatte nämlich einen Unfall gehabt und wir mußten infolge dessen zwei und eine halbe Stunde diesseits von Auburn auf dem Kreuzpunkt der Linien halten, bis jener Zug an uns vorüber gefahren war. Wir kamen erst bei Dunkelheit in Rochester an, wo nicht nur das Dampfboot, sondern auch das Kanalboot und der Zug der Westbahn mit dreistündiger Verspätung auf uns wartete. Kaum steckten wir die Köpfe aus den Wagenfenstern, so stürzte alles auf uns los und es entstand ein Drängen und Stoßen, ein Geschrei und Getümmel, ein Zanken und Toben, das aller Beschreibung spottet. Dazwischen fuhr die große Lokomotive hin und her und spie Feuer und Rauch aus, wie ein riesiges, feindliches Ungeheuer, das sich an unserer Aufregung ergötzte. — Ich muß gestehen, daß diese ganze Dampfwirtschaft viel zu sehr den Anstrich des Übernatürlichen hat,

um sich meines Beifalls zu erfreuen, besonders unleidlich ist es, wenn man bei dunkler Nacht in einen großen, finstern Bahnhof eingesperrt wird. Nach alledem mußten wir noch bis Mitternacht fahren, bevor wir Batavia erreichten, wo ich seither fast die ganze Zeit krank zu Bette gelegen habe."

Der Winter 1842 war für die Familie in Walnut Hills ganz besonders hart, „eine Zeit der Krankheit und Schwermut" nennt ihn Mrs. Stowe. Der Typhus war unter den Studenten im Seminar ausgebrochen, und das Haus des Präsidenten in ein Hospital umgewandelt, in welchem die Familienglieder die Pflege der Kranken und Sterbenden übernehmen mußten.

Am 6. Juli 1843 wurde Mrs. Stowe und mit ihr die ganze Familie durch den plötzlichen Tod ihres Bruders, des Rev. George Beecher, auf das schwerste betroffen.

Er war ein junger Mann von ungewöhnlicher Begabung, der sich sowohl bei seinen Amtsbrüdern als in der Gemeinde einer großen Beliebtheit erfreute. Mrs. Stowe beschreibt die näheren Umstände seines Todes wie folgt:

„Er hatte bemerkt, daß ihm die Vögel das Obst verdarben und die Pflanzen beschädigten, deshalb nahm er seine Doppelflinte mit, die er wegen der Ängstlichkeit seiner Frau nur selten gebraucht hatte. Kurz nachdem er das Haus verlassen, ging ein Kirchenältester vorbei und sah ihn den einen Lauf abfeuern, bald darauf vernahm er den zweiten, verhängnisvollen Schuß, sah auch den Rauch aufsteigen, aber die Bäume verdeckten ihm, was geschehen war. . . . Etwa eine halbe Stunde später versammelte sich die Familie zum Frühstück und die Dienerin ward ausgeschickt, George zu suchen. . . . Sie kam nach wenigen Minuten ins Zimmer zurückgestürzt mit dem Ruf: ‚Er ist tot — Mr. Beecher ist tot!' . . . Ein Gast der Familie hob ihn mit Hilfe eines Arbeiters auf und er ward ins Haus getragen. Sein Gesicht war bleich, aber nur wenig entstellt, die Augen geschlossen und sein Ausdruck der eines friedlich Schlummernden. . . . Die Vorbereitungen für das Begräbnis wurden in Eile getroffen. Um drei Uhr, als alles bereit war, trug man ihn aus seinem kaum

erst vollendeten Hause durch den blühenden Garten nach der neuen Kirche, deren Bau nach seinen Plänen und unter seiner Leitung unlängst fertig geworden war. . . . .

„Die Leichenpredigt war zu Ende, das Gebet gesprochen, der Chor, welchen er selbst herangebildet hatte, sang das letzte Lied, und gegen fünf Uhr setzte sich der Leichenzug in Bewegung, um eine Strecke von über siebzig Meilen zurückzulegen. Allen, welche diese Nacht mit erlebt haben, wird sie unvergeßlich sein.

„Um zehn Uhr Abends sammelten sich schwere Wolken am Horizonte, die bald den ganzen Himmel bedeckten und sich in grollendem Donner und zuckenden Blitzen entluden. Dazu kam die Dunkelheit der Nacht, die ungewöhnliche Hitze, die einsame Straße, das Flackern der Lampen und Laternen, dazwischen Blitz und Donner und die Furcht, der Gewitterregen möchte losbrechen, den Zug an einem abgelegenen Ort überraschen und die Lichter auslöschen. Auch alle die trüben Eindrücke des Unglückstages, das schmerzliche Weinen des kleinen Sohnes, den die Hitze krank gemacht hatte und der nach dem Vater verlangte, welcher stets sein Leid zu verscheuchen wußte — das alles wirkte mächtig zusammen, um die Seele zu erschüttern und sie mit tiefer Bangigkeit, Trauer und heiliger Scheu zu erfüllen.

„Das also ist das Ende! Es kommt die Zeit, da selbst die abgöttischste Liebe uns nichts anderes zu geben vermag als einen Sarg und ein Grab! Weiter blieb meinem Bruder nichts von all' seinem Besitz, von all' der hingebenden Treue seiner Pfarrkinder, seiner Freunde. Wahrlich, daß die Religion Christi gerade in solcher Zeit ihre Kraft offenbart, zeugt am besten für ihre Göttlichkeit. Nehmt uns Christus und seine Lehre, und was haben wir auf Erden? Nur Qual und Bangigkeit, Verwüstung und Vernichtung. Aber selbst das zerschlagenste Herz, wenn es Ihn nur hat, kann sich wieder aufrichten und sich triumphierend vom Staube erheben.

„‚Dein Bruder soll auferstehen', hat Jesus gesagt, und zu uns, die wir weinen, spricht der Apostel: ‚Freuet euch, daß ihr mit Christus leidet, auf daß ihr auch zu der Zeit der Offenbarung seiner Herrlichkeit Freude und Wonne haben möget.'"

Es folgte nun die Geburt von Mrs. Stowes dritter Tochter und darauf eine längere Krankheitszeit und der Kampf mit Armut und Mangel. Sie schreibt darüber im Oktober 1843:

„Selbst in unsern Annalen ist eine Geldklemme, wie sie dieses Jahr gebracht hat, unerhört. Nachbar Allen sogar, dessen Zuversicht sonst unerschütterlich ist, nimmt eine schwermütige Miene an und sagt, wir würden kaum mehr als sechshundert Dollars von unserm Gehalt beziehen, das früher zwölfhundert Dollars betrug. Die jetzigen Studenten des Seminars sind meist völlig unbemittelt, das heißt, zwar arm an Geld, aber reich an seelischen und geistigen Schätzen. Sie scheinen sich den begabten jungen Leuten, welche kürzlich abgegangen sind, ebenbürtig an die Seite stellen zu wollen. Zwei aus Iowa und Wiskonsin sind durch den dort herrschenden geistlichen Notstand förmlich aus ihrem weltlichen Beruf hinaus in das Amt gedrängt worden. Die Leute kamen zu ihnen und sagten: ‚Wir brauchen einen Geistlichen und haben keinen; ihr müßt uns predigen, denn ihr wißt mehr als wir.‘“

Um die Mittel für das Fortbestehen des Seminars herbeizuschaffen und sich in den mannigfachen Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte, die Hilfe weiterer Kreise zu sichern, reiste Professor Stowe im Frühling 1844 in die Oststaaten. Während seines dortigen Aufenthalts schrieb ihm seine Frau:

„Ich bin schon halb krank vor Überarbeitung und Mangel an Bewegung. Wenn ich aber auch einen Monat lang den ganzen Tag über beim Nähzeug säße, so könnte ich doch nicht die Hälfte von dem fertig bringen, was geschehen muß, und würde mich obendrein für meine übrigen Pflichten gänzlich unbrauchbar machen.“

Der Kampf mit Armut und Krankheit dauerte das ganze Jahr hindurch fort und noch weit in das nächste hinein. Während einer Reise ihres Mannes zur Predigerversammlung in Detroit schreibt Mrs. Stowe an ihn:

„16. Juni 1845.

„Lieber Mann! — Es ist draußen dunkel, schmutzig und regnerisch — ein widerwärtiger Tag. Ich habe vom Morgen bis zum

Abend schwere Küchenarbeit gethan (schwer für mich), Teller gewaschen, Kasten ausgeräumt und viel von den Schattenseiten des Lebens zu sehen bekommen, die eine Hausfrau findet, wenn sie bei warmem, feuchtem Wetter allzu genau nach Einzelheiten forscht und dabei ein Mädchen hat, das zwar ‚Becher und Schüsseln auswendig rein hält', aber auch, was das Inwendige betrifft, die Worte der Schrift zur Wahrheit macht.

„Milch, Fleisch und alle Lebensmittel haben einen sauern Geruch, von dem mir ganz übel wird; die Wäsche will nicht trocknen, alles fühlt sich feucht an und riecht nach Moder; mir ist, als würde ich nie wieder Lust verspüren einen Bissen zu essen.

„Inmitten so vieler häßlicher Dinge war mir Dein Brief die angenehmste Überraschung. Herzlichen Dank dafür. Um meine Gesundheit mache ich mir wenig Sorge, obgleich es mir recht schlecht geht und ich gar keine Besserung merke. In mir ist weder Leben noch Thatkraft, ich habe keine Eßlust, im Gegenteil, die Nahrung widert mich förmlich an und ich magere sichtlich ab. Mein Zustand ist überhaupt sehr qualvoll und schmerzhaft; ich kann mir nur denken, daß der himmlische Vater mich für jetzt im Feuer der Trübsal lassen will. Seit meiner Krankheit im letzten Winter leide ich fortwährend an heftigem Kopfweh; mein Gehirn ist oft so angegriffen davon, daß ich tagelang nichts denken und thun kann. Und doch hängt von meinem armen Kopf das Wohl des ganzen Haushalts ab; ich muß alles bestimmen und leiten, denn kein Mensch fühlt sich sonst im geringsten verantwortlich dafür, daß etwas zur rechten Zeit, am rechten Ort und auf die rechte Weise geschieht.

„Die kleine Georgiana ist so schwach und zart, so weinerlich und verdrießlich Tag und Nacht, daß Anna ihre Zeit und Kräfte völlig mit ihr verbraucht; die anderen Kinder aber sind wie alle kleinen Adamssöhne und Evastöchter, voller Unart und Thorheit.

„Was soll man anfangen, wenn einem die Gedanken vergehen, wie mir zuweilen, und man sich an nichts mehr erinnern kann? Alle gewöhnliche Ermüdung, Krankheit und Kraftlosigkeit ist nichts im Vergleich zu dieser Qual. Dennoch freue ich mich meines Gottes und

weiß, an wen ich glaube. Ich bete nur, daß das Feuer die Schlacken verzehren mögen, das Gold ist ja unzerstörbar. Mich kann kein wirkliches Übel treffen, deshalb fürchte ich nichts in der Zukunft und leide nur in der Gegenwart.

„Gott, der Allmächtige, ist mein, dessen bin ich gewiß. Er weiß, daß ich, bei aller Mutlosigkeit und Schwachheit des Fleisches, doch nichts erstrebe und wünsche, als daß sein Wille geschehe. Was für meinen Gesundheitszustand wünschenswert ist, danach brauche ich keinen Arzt zu fragen; nach menschlichem Ermessen scheint eine Luftveränderung unbedingt nötig, aber die Wahl steht nicht bei mir. Wenn es Gottes Wille ist, werde ich reisen. Es ist Ihm ein leichtes, die Mittel und Wege zu finden. Er ist noch immer der reiche Herr, wie Er es allezeit gewesen, und wenn Er es für das Beste hält, wird Er mir schon Hilfe senden."

Das nötige Geld muß wohl zusammengekommen sein, denn die Kranke unternahm die Reise und verlebte den Sommer 1845 in Hartford, Natick und Boston, ohne jedoch dauernde Besserung zu finden.

Im folgenden Frühjahr mußte zu durchgreifenderen Maßregeln geschritten werden, um ihrer immer zunehmenden Schwäche Einhalt zu thun. Nach vielen Überlegungen und Erkundigungen ward endlich beschlossen, sie nach Dr. Wesselhöfts Wasserheilanstalt in Brattleboro im Staate Vermont zu schicken.

Über diese Zeit schreibt sie im März 1846:

„Bei aller Not habe ich doch im letzten Winter Gottes Gnade und Erbarmung reichlich und täglich erfahren. So oft ich in Bedrängnis war, ist stets irgendein Freund mit Trost und Hilfe zur Hand gewesen, so daß es mir an nichts gemangelt hat. Auch entwickelt mein Mann ein überraschendes Talent als Hausvater und Pfleger. Du müßtest lachen, sähest Du ihn so ernsthaft, mit der Brille auf der Nase, die kleine Schar in den Nachtgewändern zu Bette treiben und hinter ihnen drein gehen, wie er sagt, gleich einer alten Henne hinter einer Herde junger Gänse. — Das Geld für meine Reise ist

uns auf wunderbare Art von unbekannter Hand geschickt worden. Das alles beweist die Fürsorge des himmlischen Vaters und flößt mir Mut ein, mich seiner zu freuen und auf Ihn zu hoffen."

Wenige Tage nach ihrer Abreise schrieb Professor Stowe an seine Frau:

„Dein kurzer Brief aus Pittsburgh war mir eine große Beruhigung. Als ich zurückkehrte, nachdem das Dampfboot abgefahren war, fand ich auf der Post einen Brief von Mrs. G. W. Bull aus New York, mit einer Einlage von fünfzig Dollars, wegen des ‚Krankheitsfalls in meiner Familie'. Ein anderer, ebenfalls mit fünfzig Dollars, kam von Mrs. Deveraux aus Raleigh N. C., auch liefen einige kleinere Summen ein. Ich pries Gott dafür aus dankbarem Herzen. Keinen der Geber habe ich, so viel ich weiß, je gesehen noch von ihm gehört.

„Henry und ich haben, seit Du uns verließest, ein Leben etwa wie Robinson Crusoe mit seinem Freitag geführt und uns sehr wohl dabei befunden."

Mrs. Stowe ging nach Brattleboro in Gesellschaft ihrer Schwestern Catherine und Mary, welche auch auf Heilung von allerlei Leiden durch die Wasserkur hofften. Vom Mai 1846 bis März 1847 blieb sie daselbst, ohne Mann und Kinder wiederzusehen. Während dieser endlos langen Trennungszeit waren ihre glücklichsten Tage diejenigen, welche ihr Nachrichten aus der Heimat brachten. Die Briefe, welche hier im Auszug folgen, geben einen Einblick in ihre Stimmung und Lebensweise:

„Brattleboro, im September 1846.

„Lieber Mann!

„Wenn ich an alle Deine Mühsal denke, thust Du mir wirklich leid, daß Du eine solche Frau hast. Meinem Gefühl nach bin ich Dir mehr ein Hemmnis als eine Hilfe gewesen, und ich bitte Gott täglich und stündlich, daß Er mich wieder gesund werden läßt, damit ich etwas für Dich und die Kinder thun kann. Wäre ich zuhause, so könnte ich wenigstens fegen und putzen, Kartoffeln waschen, ein wenig kochen, zuweilen mit den Kindern reden und euch einigermaßen

nützlich sein. Die Hoffnung, daß meine Gesundheit sich bessern wird, hält mich jedoch aufrecht. Ich brauche die lästigen Bäder und ertrage die schreckliche Douche im Gedanken an meine Kinder. Sie werden wohl nie erfahren, wie innig ich sie liebe. . . .

„In Deinen Betrachtungen über die Ursache unserer bisherigen Mißerfolge liegt viel Wahres und Verständiges. Wir sind jetzt an eine Art Wendepunkt gelangt. Wenn wir beide nur während der nächsten fünf Jahre unsere Pflicht thun, so ist der Charakter unserer drei ältesten Kinder befestigt. Aus diesem Grunde scheue ich weder Anstrengung noch Opfer, um wieder zu Kräften zu kommen. Möchte mir doch Gott diese fünf Jahre im vollen Besitz meiner leiblichen und geistigen Fähigkeiten schenken, damit ich meine Kinder erziehen kann, wie ich sollte. Ich bin ganz davon durchdrungen, daß Ordnung und Regelmäßigkeit das Haupterfordernis in einer Familie sind. Ohne sie läßt sich nichts erreichen, sie sind die Grundpfeiler alles Guten und mir für meine Kinder, zunächst der Frömmigkeit, das Allerwichtigste. Aber sowohl Anna wie ich haben leider von Natur wenig Anlage dafür. Es genügt nicht, die Bedeutung von Ordnung und Regelmäßigkeit klar einzusehen, es gehört auch ein besonderes Talent dazu, um sie in der Familie stets durchzusetzen. Fast dasselbe Talent, welches man haben muß, wie Onkel Samuel zu sagen pflegte, um ein guter Premierminister zu sein. . . .

„Es ließe sich meines Erachtens eine treffliche Predigt halten über die Pflicht der Christen, für ihre Gesundheit zu sorgen, weil körperliche Schwäche und Gebrechlichkeit sie bei der praktischen Ausübung der Religion so vielfach hemmen und hindern. Willst Du die Predigt nicht schreiben, um sie Dir selbst recht lebhaft zu Gemüte zu führen? Die Welt leidet an zu großer Rastlosigkeit. Auch viele Geistliche glauben, die einzige Art, ihr Amt zu versehen sei die, vier oder fünf Jahre lang in Christi Dienst von ihrem Kapital an Körperkraft zu zehren, bis sie es ganz verbraucht haben, worauf sie dann die nächsten fünf Jahre ihrem Herrn nur als unnütze Last auf dem Halse sind. . . .

„Den 18. November. Was ich täglich durchmachen muß, erfordert eine Stärke, wie ich sie früher nie besessen habe. Diese

Woche über bin ich vor dem Frühstück in das Wellenbad gegangen und habe alle großen und kleinen Wasserwogen über mich hinrollen lassen; die Glieder schmerzten mir vor Kälte und ich vermochte mich mit den erstarrten Händen kaum anzukleiden. Bis ich warm wurde, bin ich dann spazieren gegangen und mit einem Löwenhunger heimgekommen. Schwarzbrot und Milch sind mir der leckerste Schmaus, und es ist nur zu befürchten, daß ich zu viel esse. Um elf Uhr kommt die Douche an die Reihe. Ich bin die letzten zwei Tage bei strömendem Regen hingegangen und hernach noch herumspaziert, um mich zu erwärmen; der Schirm, den Du mir in Natick geschenkt hast, leistet mir so gute Dienste, als wäre es ein seidener. Nachmittags spiele ich Kegel oder gehe bis vier Uhr spazieren, dann folgt das Sitzbad und abermals ein Spaziergang bis sechs.

„Deine Gesundheit macht mir rechte Sorge. Versuche doch einmal, Dir vor dem Frühstück tüchtig Bewegung zu machen, das wird Dir gewiß gut thun. Bleibe nicht in Deinem heißen Studierzimmer sitzen, wo der Ofen allen Sauerstoff verzehrt und Dir die Nerven schwächt, sondern sorge für frischen Luftwechsel und suche Dich vor allem zu zerstreuen. Bringe den Abend bei Dr. Mussey, bei Vater oder Professor Allen zu. Quält Dich etwas, so gehe aus, vergiß es und schüttle es ab. Es würde mir eine wahre Freude machen, zu hören, daß Du mit Vater und Mutter, Professor Allen und Frau, Mrs. K. und einigen andern gleichen Schlages ein Tanzkränzchen gründen wolltest. Gewiß wäre es euch allen zuträglich; auch Mrs. K. und das arme Fräulein ‚Sehr-Bange', ihre Tochter, sollten mit dabei sein. Du lieber Himmel! wie würde man über euern Leichtsinn schelten — und doch thätet ihr nur, was ihr zur Selbsterhaltung dringend braucht. Ich wollte, Du wärest mit mir in Brattleboro und wir könnten zusammen im Handschlitten den Hügel hinabfahren, auf dem Eise schleifen oder uns bei Mondschein mit Schneeballen werfen. Alle Schwermut sollte Dir dabei vergehen. Wenn Du vorhast, krank zu werden, komme ich gleich nachhause. Was würde es nützen, daß ich mich hier bemühe, meine Gesundheit herzustellen, wenn Du Dich unterdessen zugrunde richtest.

Januar 1847.

„Geliebter Mann: — Deine höchst trübselige Herzensergießung habe ich soeben erhalten und mir ist's leid, daß die Sachen so stehen. Ich stimme Dir vollkommen bei und fühle ganz wie Du. Warum hast Du nicht gleich zwei Grabsteine bestellt — einen für Dich und einen für mich?

„Ich muß Dir zu Deiner Erbauung Kates Gedicht über ‚Grabstein und Bahre' abschreiben. Sie hat es dem größten Hypochonder aus der Gesellschaft in den Weihnachtsstrumpf gesteckt, zur Strafe für den Hohn und Spott, mit dem er seine Frau und uns betrachtete, weil wir uns zum Fest ein wenig Spaß machen wollten. Das Gedicht war mit einem langen, schwarzen Band umwunden und mit verschiedenen erläuternden Bildern versehen. Da es nur aus zwei kurzen Gesängen besteht, teile ich Dir das Ganze mit:

„Erster Gesang.

„In Sterblichkeits Landen,
Da kam mir zu Handen
Ein Stück, lieblich gare
Von Grabstein und Bahre.
Ich hab's unverdrossen
In Reime gegossen.

„Zweiter Gesang.

„Dem trüben Gelichter,
Das frohe Gesichter
Verwünscht und verpönet,
Stets ächzet und stöhnet,
Dem singt man fürwahre
Von Grabstein und Bahre.

„Aber im Ernst, lieber Mann, Du mußt versuchen, Dich in Geduld zu fassen, denn es kann doch nicht ewig so fortgehen. Ertrage es wie das Zahnweh, einen Regenguß, oder etwas anderes Unabwendbares. Es gehört ja, wie Du weißt, zu unserer menschlichen Schwachheit, die Dinge in einem dunkeln Spiegel zu sehen, aber der Herr wird Dich noch von dieser Prüfung erlösen. Niemand kann größeres Mitgefühl für Dich haben als ich, denn während der letzten Wochen war ich von der äußersten Niedergeschlagenheit befallen und habe an förmlichem Herzweh gelitten. Mein einziger Wunsch war,

nachhause zu gehen und zu sterben. Sterben mußte ich so wie so, daran zweifelte ich nicht — doch hätte mich der Tod wohl so wenig vorbereitet gefunden wie noch nie."

Die lange Verbannung ging endlich im Frühling 1847 zu Ende. Im Mai kehrte Mrs. Stowe nach Cincinnati zurück und ward von Mann und Kindern mit Jubel begrüßt.

Ihr sechstes Kind, Samuel Charles wurde im Januar 1848 geboren. Da jedoch um diese Zeit Professor Stowe ernstlich leidend wurde, hielt man es für wünschenswert, auch ihn zur Kur nach Brattleboro in die Wasserheilanstalt zu schicken. Er ging im Juni 1848 dorthin, und der besorgniserregende Zustand seiner Gesundheit zwang ihn, den Aufenthalt bis zum September 1849 auszudehnen. Während dieser Zeit blieb Mrs. Stowe in Cincinnati, versorgte ihre sechs Kinder und suchte ihren unzureichenden Mitteln aufzuhelfen, indem sie schriftstellerte, so viel es eben anging, und Kostgänger ins Haus nahm. Sie hielt mutig aus während der furchtbaren Choleraepidemie, welche ihr jüngstes Söhnchen dahinraffte, und bewährte sich auf jede Weise als eine tapfere Frau, deren Geist sich von Not und Unglück nicht daniederbeugen läßt. Im Januar 1849 schreibt sie an ihre Freundin:

„Innig geliebte Georgy! — Nach meiner Rückkehr aus Brattleboro waren meine Augen monatelang so angegriffen und mein Gesundheitszustand so unberechenbar, daß ich weder schreiben konnte, noch dazu aufgelegt war. Nach der Geburt des kleinen Charley besserte sich mein Befinden zwar, doch nun wurde mein Mann krank und ich war so überbürdet und mit Sorgen beladen, daß mir Gefühl, Denkkraft, Gedächtnis, kurz alles verging.

„Georgy, ich bin jetzt siebenunddreißig Jahre und das scheint mir ein Glück. Ich bin froh, alt zu werden, sechs Kinder zu haben und Sorgen ohne Ende. Könntest Du mich doch sehen inmitten meiner Schar! Um sie drehen sich alle meine Gedanken. Hätte ich die Kinder nicht, ich wüßte kaum, was ich anfangen sollte. Sie sind meine Arbeit, an der ich mit Furcht und Zittern täglich schaffen muß."

Im Sommer 1849 brach die Cholera in Cincinnati aus und nahm bald einen epidemischen Charakter an. Professor Stowe war noch in der Wasserheilanstalt und in großer Besorgnis um seine Familie. Trotz seiner angegriffenen Gesundheit wünschte er dringend zurückzukehren und die Gefahr mit den Seinigen zu teilen; seine Frau gab dies jedoch nicht zu, wie dies die zwischen den Ehegatten während dieser Zeit gewechselten Briefe beweisen. Am 29. Juni 1849 schreibt sie:

„Lieber Mann! — Diese Woche ist eine ganz besonders unglückliche gewesen. Die Krankheit trat in der Stadt sehr heftig und bösartig auf. Von den Leichenwagen konnten die Pferde kaum abgeschirrt werden, und Möbelfuhrwerke, ja selbst gewöhnliche Karren wurden zum Fortschaffen der Toten verwendet. Die Leichenbegängnisse, die an unserm Hause vorbeigehen, die Hast und das Gedränge dabei, der Mangel an Ehrerbietung und Wohlanständigkeit in einzelnen Fällen, das alles macht den schmerzlichsten Eindruck. Unwillkürlich beschäftigt sich das Gemüt mit trüben Bildern, wie sehr man auch dagegen ankämpft.

„Am Dienstag wurden hundertundsechzig Todesfälle an Cholera gemeldet; mir schien die Luft an jenem Abend ganz besonders schwül und drückend; schwer wie Blei legte es sich auf Kopf und Herz.

„Was Deine Rückkehr betrifft, so bin ich ganz entschieden dagegen. Erstens, weil die Wahrscheinlichkeit, daß Du krank werden würdest, ganz ebenso groß ist als die Möglichkeit, daß Du uns Beistand leisten könntest. Es wäre höchst gefährlich, aus der gesunden Luft von Brattleboro unmittelbar in die verpestete Atmosphäre dieser Stadt zu kommen, da der Körper nach der Wasserkur ohnehin ganz besonders empfindlich zu sein pflegt. Ich kann im Gegenteil nicht dankbar genug sein, daß ihr beide, Du und Vater, der hier drohenden Gefahr einer Ansteckung nicht ausgesetzt seid.

„Zweitens ist keins von uns krank und es sehr möglich, daß wir alle gesund bleiben. Drittens sind wir unserer so viele, daß, selbst wenn die Krankheit bei uns einkehrte, wir schwerlich alle auf einmal angesteckt werden würden.

„Den 1. Juli. Gestern ist Mr. Stagy zur Stadt gegangen, wo er alles so düster und mutlos fand, daß eine allgemeine Panik zu befürchten steht. Große Kohlenfeuer brannten auf den öffentlichen Plätzen und in den Querstraßen. Alle Leute, die noch kürzlich ganz zuversichtlich davon sprachen, daß die Cholera sich auf die niedern Klassen beschränken werde, und die Leichtsinnigen, welche die nötige Vorsicht außeracht gelassen hatten, beginnen jetzt in der Heimsuchung den Finger Gottes zu erkennen.

„Auf Anregung sämtlicher Prediger der Stadt hat der Bürgermeister gestern eine Verordnung erlassen, durch welche auf nächsten Dienstag ein allgemeiner Buß- und Bettag anberaumt wird.

„3. Juli. Wir sind alle in bestem Wohlsein und suchen uns bei ruhiger und heiterer Stimmung zu erhalten. Sämtliche Ärzte reiben sich fast auf. Dr. Bowen und Dr. Peck liegen selbst krank danieder; Dr. Potter und Dr. Pulte müßten sich eigentlich auch zu Bette legen. Die jüngern Ärzte haben Tag und Nacht keine Ruhe. Mr. Fisher ist infolge seiner vielen Besuche bei den Kranken und Sterbenden bettlägerig geworden. Unser Dr. Brown ist auch am Ende seiner Kräfte angelangt, aber wir sind alle entschlossen, einander beizustehen, und unter so vielen werden immer einige verschont bleiben.

„4. Juli. Alles wohl. Der gestrige Gottesdienst war sehr erhebend und feierlich. In der Nachbarschaft haben wir einige Krankheitsfälle, jedoch nicht gefährlicher Art. Gestern allein wurden hundert an der Cholera Verstorbene begraben; trotzdem giebt es aber Menschen, die heute in Lust und Freude dahinleben oder sich sinnloser Schwelgerei überlassen, während morgen schon der Tod seine Ernte in ihren Reihen halten kann. Wie man sich doch an alles gewöhnt! Vor kurzem noch verbreitete sich Schrecken in aller Herzen bei der Nachricht, daß täglich zehn Cholerafälle mit tödlichem Verlauf vorkämen; allmählich aber ist die Flut gestiegen, bis die Todesfälle durchschnittlich hundert am Tage betragen und man findet sich darein. Die Herren unterhalten die Damen mit Berichten über die Anzahl der Toten in diesem oder jenem Hause; Begräbnisse, Choleramittel, gesundheitliche Vorschriften und Chlorkalk bilden die gewöhnlichen Ge-

sprächsstoffe; religiöse Gemüter fügen natürlich noch moralische Betrachtungen hinzu, wie es ihnen gutdünkt.

„10. Juli. Gestern ist unser Charley erkrankt, jedoch nicht ernstlich; zu anderer Zeit würde ich mich gar nicht beunruhigen. Jetzt aber erscheint auch das kleinste Unwohlsein gleichbedeutend mit einem Todesurteil, und ich kann nicht leugnen, daß ich von Anfang an nur geringe Hoffnung habe. Trotzdem halte ich es doch für das Beste, daß Du nicht zurückkommst. Die ganze Wirkung Deiner Kur würde vielleicht zerstört und die Ansteckung könnte gefährlich für Dich werden. Es ist entschieden Deine Pflicht, Dich dem nicht auszusetzen.

„12. Juli. Ich habe Charley gestern zu Dr. Pulte getragen; was er sagte, flößte mir wenig Mut und Vertrauen ein. Er fürchtet Gehirnwassersucht. Ich kam mit schwerem Herzen heim und sehnte mich in meiner Trauer und Verlassenheit nach dem Gatten und Vater.

„Heute Nacht gegen ein Uhr öffnete Miß Stewart plötzlich meine Thür und rief: ‚Mrs. Stowe, Henry übergiebt sich.‘ Ich war sofort auf den Füßen und sandte ein Stoßgebet um Hilfe nach oben. Henry erholte sich schon nach wenigen Minuten, aber Charley schien sich recht unbehaglich zu fühlen; ich wickelte ihn daher in ein nasses Leintuch, worauf er in starken Schweiß geriet. Er ist offenbar in der Besserung begriffen und ich sehe es als ein günstiges Zeichen an, daß er so übler Laune ist. Nie hat wohl die Verdrießlichkeit eines Kindes solches Entzücken erregt. Anna und ich rufen einander immer bewundernd zu: ‚Nein, wie unwirsch der kleine Kerl ist! Wie er zanken kann!‘

„15. Juli. Seit ich zuletzt schrieb, ist unser Haus ein wahres Hospital gewesen. Charley scheint sich zwar zu erholen, doch ist er noch sehr schwach und angegriffen, kann sich kaum auf den Füßen halten und fühlt sich schrecklich elend und unglücklich. Am Sonntag waren Anna und ich ganz von Kräften, nicht eigentlich krank, nur völlig erschöpft, wie das bei vielen der Fall sein soll. Ich lag den ganzen Tag auf dem Bett, las im Gesangbuch und wiederholte mir Bibelsprüche.

„17. Juli. Heute geleiteten wir die arme, alte Tante Frankie*) zu Grabe. Vorgestern, als sie am Waschfaß stand, wurde sie von der Krankheit befallen und gestern früh ist sie gestorben. Die gute, ehrliche, treue Seele! Sie war wirklich eine von denen, welche hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit.

„Gestern früh bekam Daisy, unser armes Hündchen, das schon einige Tage nicht wohl war, auf einmal entsetzliche Krämpfe und starb nach einer halben Stunde. Das liebe, zutrauliche, kleine Ding! Wäre ich doch in meiner Art nur halb so gut wie das Tierchen in seiner gewesen ist! Noch trauerten wir um seinen Tod, als die Nachricht kam, daß Tante Frankie in den letzten Zügen liege. Hatty, Eliza, Anna und ich haben gestern ihr Leichentuch genäht und heute früh machte ich die Haube für sie. Wir kommen eben von ihrem Grabe.

„23. Juli. Jetzt hat die Hand des Herrn auch uns berührt, lieber Mann. Wir haben den ganzen Tag am Sterbebett des kleinen Charley verbracht, der immer schwächer wird. Nachdem er sich etwas von dem Anfall erholt hatte, über den ich Dir zuletzt schrieb, war er einige Tage sehr schwach, aber wir hofften doch auf seine Genesung. Vor vier Tagen hat sich aber die Cholera nun wirklich bei ihm eingestellt und es ist keine Hoffnung, daß er die Nacht überlebt.

„Die Nachbarn thun für uns, was sie können. Komm nicht zurück. Ehe Du möglicherweise hier sein könntest, ist alles vorüber, und die Ärzte sagen, daß jeder neue Krankheitsfall jetzt einen tödlichen Verlauf nimmt. Sei standhaft. Laß uns nicht verzagen unter Gottes Züchtigung. Ich vermag jetzt nicht mehr zu schreiben, aber Du sollst bald wieder Nachricht erhalten.

„26. Juli. Lieber Mann! — Endlich ist es vorbei und unser liebes Söhnchen von uns genommen. Er weilt jetzt unter den Seligen. Mein Charley — mein süßes, schönes, liebes, fröhliches Kind, eben noch so voll Leben, Kraft und Hoffnung, liegt jetzt bleich und kalt im untern Zimmer aufgebahrt. Er ist mein Trost und meine Freude gewesen. Von manchem Herzweh hat er mich geheilt; manche bange Nacht hindurch hat er an meiner Brust gelegen, und ich fühlte

*) Eine alte Farbige.

mich weniger verlassen und bekümmert, wenn mich sein warmes Händchen berührte. Und jetzt mußte ich ihn im Todeskampf sehen, den flehenden Blick auf mich gerichtet, und konnte ihm nicht helfen, nichts, gar nichts konnte ich thun, um sein schreckliches Leiden zu lindern; nur beten in meiner Pein, daß er bald erlöst sein möchte. Ich schreibe, als gäbe es keinen Kummer auf der Welt, der dem meinigen gleicht, aber es ist in dieser Stadt, wie damals in Ägyptenland, kaum ein Haus verschont geblieben. Qual und Herzeleid herrschen überall, und Gott weiß, wann es enden wird."

Mit diesem schwersten Schlag hatte die lange Prüfungs- und Leidenszeit jedoch ihren Gipfelpunkt erreicht. Im September 1849 kehrte Professor Stowe von Brattleboro zu den Seinigen zurück. Gleichzeitig wurde ihm die Collins-Professur am Bowdoin College in Brunswick (Maine) angetragen, und er beschloß, die Stelle anzunehmen und den Westen zu verlassen.

Sechstes Kapitel.

Übersiedelung nach Brunswick 1850—1852.

Zu Anfang des Winters 1849 schrieb Mrs. Stowe die folgende Betrachtung in ein Tagebuch, in welchem sie ihre Gedanken und Gefühle über religiöse Fragen zu verzeichnen pflegte:

„‚Nur ein Mann‘, sagt man, ‚sei imstande die Lebensgeschichte eines Mannes zu schreiben‘, das soll heißen: wer den Charakter eines Menschen schildern will, muß ihm geistesverwandt sein. Ähnlich verhält es sich auch mit dem Interesse für Biographieen überhaupt. Während ein Staatsmann und Feldherr zum Beispiel Napoleons Leben mit Verständnis auffassen würde, fände der gemeine Mann darin nichts, was ihn anspricht. Wiederum wäre Henri Martins *) Biographie für einen Charakter wie Richelieu oder Mazarin ermüdend und unverständlich, da ihre Erlebnisse und Gedanken von den seinigen so völlig verschieden sind, daß sie gar nicht wissen würden, zu welcher Klasse von Menschen sie eine solche Persönlichkeit zählen sollten. Bedenkt man nun, daß das Leben Jesu Christi zu allem im Widerspruch stand, was die Welt je gesehen hatte, — ‚die Welt kannte ihn nicht‘, sagt die Bibel — so darf es uns nicht wundern, daß gerade seine Lebensgeschichte am allerwenigsten verstanden wird. Zwar, die einfache Größe des Lebens Jesu erfüllt fast jedes Gemüt mit Ehrfurcht; selbst Ungläubige und Spötter stehen einen Augenblick in schweigender

*) Verfasser einer berühmten Geschichte Frankreichs vom republikanischen Standpunkt aus.

Bewunderung da, wenn sich ihnen beim Anschauen des göttlichen Erlösers die ganze Schönheit und Erhabenheit der Tugend offenbart.“ Aber, wie viele auch zu Christo aufblicken, nur wenige sind ihm gleichgesinnt und mitleidsvoll wie er. Die Menschen sind wohl herbeigeströmt, um das große Schauspiel zu sehen; die Christen haben anbetend vor ihm gekniet — aber nur einzelne haben versucht, seine Sinnesart zu verstehen und zu fühlen, wie er gefühlt hat.“

Daß Mrs. Stowe mit diesen Worten ihre eigene Beziehung zur Menschheit schilderte, hat sie sich damals schwerlich träumen lassen. Alle die Tausende, welche ‚Onkel Toms Hütte‘ gelesen haben oder noch lesen werden, können schwerlich ahnen, welche Sinnesart dem Buch zugrunde liegt, aus welchen Gefühlen es entsprungen ist. Eine zarte, schwache Frau unter dem Druck der Armut, die mit schmerzendem Haupt und müden Füßen den zahllosen Anforderungen gerecht zu werden sucht, welche eine heranwachsende Kinderschar an sie stellt, eine fromme Christin, die ein Reich ‚nicht von dieser Welt‘ mit Thränen und heißem Verlangen sucht — ist das die gewöhnliche Vorstellung, die man sich von der Verfasserin von ‚Onkel Toms Hütte‘ macht? Und doch ist dies die einzig richtige. — Es giebt einen Weheschrei — wie ihn die Mutter ausstößt, der man den Säugling in den Armen tötet — welcher nicht ungehört verhallt, sondern die Herzen erschüttert und in jeder fühlenden Brust einen Nachhall findet. Ein solcher Angstschrei aus treuem, aufrichtigem Mutterherzen war auch ‚Onkel Toms Hütte‘. Es war der Schmerzensausbruch eines im tiefsten Innern verwundeten, liebenden Gemütes.

Bevor wir dies in den folgenden Zeilen darzulegen suchen, müssen wir einen Blick in die damaligen öffentlichen Zustände werfen und in Herz und Haus derjenigen, welche jenen weitschallenden Weheruf ausgestoßen hat.

Nachdem Professor Stowe siebzehn Jahre lang im Westen nicht nur mit Krankheit, sondern auch mit Verdrießlichkeiten und Hindernissen aller Art zu kämpfen gehabt, kam er zu der Überzeugung, daß er um seiner selbst und seiner Familie willen die Pflicht habe, ein anderes Arbeitsfeld aufzusuchen.

Er schreibt am sechsten Februar 1850 darüber an seine Mutter:

„Mein Befinden ist diesen Winter recht schlecht gewesen; vermutlich würde ich nicht mehr lange leben, wenn ich hier bliebe. Viel schwere Arbeit habe ich gethan und keine kleine Entsagung geübt. Nachdem sich aber nun das Seminar durch eine ganze Reihe von ärgerlichen Prozessen mit Staat und Kirche glücklich durchgekämpft hat und aus der bittersten Armut zu verhältnismäßigem Wohlstand gelangt ist, fühle ich mich berechtigt den Ort zu verlassen. Letztes Jahr sind in den Monaten Juni, Juli und August, kaum drei Meilen von meinem Hause entfernt, mehr als neuntausend Personen an der Cholera gestorben, und diesen Winter zählt man, in gleicher Nähe von unserer Wohnung, über zehntausend Pockenerkrankungen, darunter viele von der schlimmsten Art. Auch auf unserem Hügel sind einige Todesfälle vorgekommen und das Jesuitenkollegium daselbst hat sich ganz auflösen müssen. Doch sind unsere Familien und das Seminar verschont geblieben.

„Aus dem Osten erhalte ich zahlreiche Zuschriften von meinen Freunden, die über meine Berufung an das Bowdoin College sehr befriedigt sind und die Hoffnung aussprechen, daß ich die Stelle annehmen werde. Ich bin auch gar nicht abgeneigt; doch sind noch einige schwierige Punkte zu erledigen, bevor die Sache endgültig entschieden werden kann. Mit der dortigen Professur ist nur ein Gehalt von tausend Dollars jährlich verbunden, wovon ich sogar noch meine Wohnung für fünfundsiebzig oder hundert Dollars mieten müßte. Hier dagegen bietet mir der Aufsichtsrat, wenn ich bleibe, jährlich fünfzehnhundert Dollars und ein gutes Haus obendrein, so daß mein Einkommen sich eigentlich auf achtzehnhundert Dollars belaufen würde. Heute erhielt ich auch noch ein Anerbieten aus New York mit zweitausend dreihundert Dollars Gehalt. . . . Ich habe inzwischen an das Bowdoin College geschrieben, ich würde den Ruf annehmen, wenn man mir außer dem Gehalt noch die einmalige Summe von fünfhundert Dollars bewilligen wolle, und ich zweifle nicht, daß man darauf eingehen wird. Falls dies geschieht, würde ich die Stelle nächstes Frühjahr im Mai oder Juni antreten."

Die Berufung an das Bowdoin College war Professor Stowe ganz besonders willkommen, weil er dort einige seiner glücklichsten

Studienjahre zugebracht und seine Promotion gehalten hatte. Die in Rede stehende Professur war kürzlich von einer Mrs. Collins aus Boston gestiftet und ihr zu Ehren ‚Collins-Professur für natürliche und geoffenbarte Religion' genannt worden.

Da Professor Stowe das Lane-Seminar nicht eher verlassen konnte, bis sich ein Nachfolger für ihn fand, ward beschlossen, daß seine Frau einstweilen mit drei Kindern im April nach dem Osten vorausreisen solle, um das Haus in Brunswick einzurichten, damit der Professor dann mit der übrigen Familie nachkommen könne, sobald seine Verbindlichkeiten gelöst wären.

Die folgenden Auszüge aus einem Brief, welchen Mrs. Stowe im Hause ihres Bruders Henry in Brooklyn am 29. April 1850 schrieb, beweisen, daß ihre Reise glücklich vonstatten gegangen war:

„Als das Boot am Mittwoch zwischen vier und fünf in Pittsburgh anlangte, kam der Agent der Pennsylvaniakanal-Gesellschaft an Bord, um unsere Billette auszufüllen; meine drei Küchelchen rechnete er für anderthalb. Wir hatten eine ruhige und angenehme Fahrt; die Kinder waren ganz außer sich vor Freuden über die herrliche Gebirgslandschaft, etwas für sie ganz Neues, Niegesehenes. Um elf Uhr erreichten wir Hollidaysburg und wurden um zwei Uhr nachts geweckt, weil wir in Jacktown den Bahnzug besteigen mußten. Erst um drei Uhr nachmittags kamen wir nach Philadelphia, von wo wir nach New York weiterfuhren.

„Wir hatten von Lancaster aus nach Brooklyn telegraphiert; bei unserer nächtlichen Ankunft in New York empfing uns Vetter Augustus und fuhr mit uns nach Brooklyn hinüber. Da wir zwanzig Stunden auf der Eisenbahn zugebracht hatten, waren wir entsetzlich müde. . . . . Ich bin aber mit der Wahl unserer Route sehr zufrieden, die Kinder haben auf diese Weise einige der schönsten Gegenden unseres Landes zu sehen bekommen. . . . . Henry ist bei seiner Gemeinde mehr beliebt denn je. Man hat sein Gehalt auf 3300 Dollars erhöht und ihm ein schönes Pferd mit Wagen im Wert von 600 Dollars geschenkt. . . . . Ich habe mich auf der Reise schon sehr erholt und bin recht gut zu Fuße. Was die Möbel betrifft, so denke ich, wir werden uns für hundertfünfzig Dollars alles anschaffen können, was wir zur

ersten Einrichtung brauchen und das übrige gelegentlich kaufen, sobald wir mehr Mittel haben und sich das Bedürfnis herausstellt. . . . . Wenn für die Sachen, welche ich vor der Abreise geschrieben habe, Geld eingekommen ist, so laß es mich bitte wissen. . . . Meinem Plan nach bleibe ich diese Woche in Brooklyn, die nächste in Hartford, die übernächste in Boston und reise dann Ende Mai oder Anfang Juni nach Brunswick."

Am 18. Mai 1850 schreibt sie im Hause ihres Bruders, Rev. Edward Beecher in Boston:

„Am Montag bin ich von Hartford hierher gekommen und seitdem eifrig mit Einkauf und Verpackung der Möbel beschäftigt gewesen. Nächsten Dienstag denke ich im Bath-Dampfer nach Brunswick zu fahren, das soll am billigsten sein. Meine Reiseausgaben werden bei meiner Ankunft dort alles in allem 76 Dollars betragen. . . . . Und nun, lieber Mann — Du hast mir ja stets Güte, Rücksicht und Billigkeit erwiesen — überlege einmal in aller Ruhe, welche Anstrengungen mir jetzt zugemutet worden sind, gerade zu einer Zeit, da mein Zustand ganz besonderer Schonung bedurfte. — Die weite Reise allein zu machen, die Verantwortung für die Kinder, das Gepäck, die Rechnungen; mich durch das Menschengewühl zu drängen, die Koffer herauszusuchen, mit Droschkenkutschern zu verhandeln — das alles hat meine Kräfte stark mitnehmen müssen, wenn man auch die gewöhnliche Ermüdung des Reisens gar nicht einmal in Anschlag bringt."

Ihre inneren Erfahrungen in jener schweren Prüfungszeit legte Mrs. Stowe in einem Büchlein nieder, welches manchem frommen Herzen teuer ist und das sie: „Irdische Sorgen als himmlisches Zuchtmittel" betitelte.

Am Vorabend ihrer Abreise nach Brunswick schreibt sie an Mrs. Sykes (Miß May): —

„Ich habe Betten, Tische, Stühle, Matratzen besorgt, alle Zettel geschrieben, meine Güter eingeschifft und bin sehr müde und abgearbeitet. Nun bleibt nur noch mein Koffer zu packen, denn heute Abend gehe ich an Bord des Bath-Dampfers. Suche Dir Brunswick auf der Karte auf, es ist mit der Eisenbahn etwa eine halbe Tagereise

von Boston; zu Schiffe hoffe ich es morgen Vormittag zu erreichen. Dort ist ein Haus für mich gemietet und liebe Freunde bieten mir aufs gastfreundlichste ihre Hilfe an. Komm daher und besuche mich; wir wollen mit einander im Tannenwald lange, trauliche Gespräche führen und den Faden unserer Geschichte an der Stelle wieder aufnehmen, wo wir stehen geblieben sind."

Ehe sie Boston verließ, schrieb sie an Professor Stowe in Cincinnati:

„Du bist jetzt nicht stark genug, um Dich anzustrengen, lieber Mann, deshalb überlasse nur alles mir, ich verliere nie Mut und Hoffnung. Ich habe mich schon mit mehreren Verlegern ins Einvernehmen gesetzt, um mir Geld zu verschaffen. Auch Wright hat verschiedene Sachen von mir; wenn er sie annimmt und an Dich bezahlt, so behalte das Geld und verwende es für nötige Ausgaben; thut er es nicht, so bringe mir ja die Manuskripte wieder mit. Ich bin unverzagt; Gott hat mir schon aus so mancher Not geholfen, er wird mich auch jetzt nicht verlassen. Ich kenne ihn wohl, er ist mein lieber Vater und wird auch dem blinden und irrenden Kinde seinen Beistand nicht versagen. So schwach und sündhaft ich bin, ich setze doch mein Vertrauen auf ihn. Der, welcher Jakob, Abraham und David trotz ihrer Übertretungen immer wieder beigestanden, welcher den allzu sicheren Petrus nicht umkommen ließ in den Fluten, der wird auch uns helfen und uns auf den Armen tragen, daß wir nicht versinken."

Aus Brunswick schreibt sie am 20. Mai 1850:

„Nachdem wir acht Tage lang den schrecklichsten Nordostwind gehabt haben, was für die Kinder sehr trübselig und unbehaglich war, ist die Sonne endlich zum Vorschein gekommen. . . . Es weht eine frische Brise und läßt mich hoffen, daß unsere Besitztümer bald aus Boston eintreffen werden und wir nächste Woche unser eigenes Haus beziehen können. Mrs. Upham, die Frau des Professors, hat mir in allem beigestanden, mir ihre Zeit und Kraft gewidmet und sich meiner treulich angenommen. Was ohne sie aus mir geworden wäre an dem fremden Ort und in meinem jetzigen schwachen Zustand, kann ich mir gar nicht vorstellen. Die Familie ist ganz reizend, ein schönes Muster

religiösen Sinnes und christlichen Lebens, alles geht stets mit der größten Ruhe und Sanftmut vor sich, nie vernimmt man ein hastiges oder unfreundliches Wort. . . ."

Die Erlebnisse während des ersten Winters in Brunswick schildert Mrs. Stowe in einem Brief an die Witwe ihres Bruders George am 17. Dezember 1850 auf sehr anschauliche Weise: —

„Geliebte Schwester! — Ist es denn wahr, daß die Erde mit Schnee bedeckt ist und Weihnachten vor der Thür und ich Dir nicht geschrieben habe? Es ist kaum glaublich und beruht gewiß auf einem Irrtum — so schlecht kann ich doch unmöglich sein! Wirklich, ich muß Dir geschrieben haben — ja, das habe ich auch — im Bett, während vieler schlafloser Nächte — solche schöne Briefe — hättest Du sie nur erhalten! Aber bei Tage hieß es immer: schnell, schnell, schnell, vorwärts, immer vorwärts! Ruhe hatte ich die ganze Zeit über seit dem Frühling nur im Krankenzimmer.

„Als ich Deinen Brief erhielt, verschob ich die Antwort zuerst, weil ich recht ausführlich schreiben wollte; darüber ging ein Tag nach dem andern hin, eine Woche nach der andern — dann kam mein kleiner Charley zur Welt u. s. w. u. s. w. Sarah, ich versichere Dir, wenn ich an das alles zurückdenke, wundere ich mich nicht darüber, daß ich irgend etwas Wichtiges vergessen habe, sondern daß ich überhaupt noch etwas behalte. Seit ich mit meinen Kindern Cincinnati verließ, um hierher in dies mir völlig unbekannte Land zu kommen, bin ich fast bis zum heutigen Tage so mit Sorgen und Arbeit überhäuft gewesen, daß ich kaum Zeit hatte Atem zu schöpfen. Von dem Getriebe auf den Eisenbahnen und Dampfschiffen schwirrt mir noch der Kopf und während unseres zehntägigen Aufenthaltes in Boston hatte ich alle Hände voll zu thun, um meine Möbel und sonstige Ausrüstung zu besorgen. In Brunswick, wo wir bei Regen und schrecklichem Nordostwind landeten, wartete meiner die Aufgabe, ein ödes, trübseliges, feuchtes, altes Wohnhaus für uns in Ordnung zu bringen. Den ganzen Tag lang war ein ewiges Fragen und Hin- und Herrennen; zum Beispiel so: —

‚Womit soll ich die Rückwand des Sofas beziehen, Mrs. Stowe?‘

Mrs. Stowe: ‚Mit dem groben Baumwollstoff, der im Schranke liegt.‘

Scheuerfrau: ‚Es ist keine Seife mehr da, um die Fenster abzuwaschen, Mrs. Stowe.‘

Mrs. Stowe: ‚Wo kauft man denn hier Seife? — H. laufe einmal nach dem Laden und hole zwei Stangen.‘

‚Unten wartet ein Mann, der wegen der Wassergrube kommt. Aber ehe Sie ihn abfertigen, sagen Sie mir bitte, Mrs. Stowe, wie ich den Sofa an den Seiten beziehen soll?‘

‚Ein Gepäckträger vom Bahnhof ist da, er bringt den Koffer und wird ihn ins Haus schaffen; wollen Sie ihn in Empfang nehmen?‘

‚Mrs. Stowe, ehe Sie hinuntergehen, zeigen Sie doch dem Arbeiter, was er mit dem Teppich in den Ecken machen soll, er hat ihn ganz schief angenagelt. — Der schwarze Zwirn ist aufgebraucht und ich weiß nicht, ob ich die Borte auch auf dem Rücken des Sofas annähen soll. — Mrs. Stowe, da bringt jemand die Eimer und Blechwaren von Furbish, wollen Sie die Rechnung gleich bezahlen? — Hier ist der Frachtbrief aus Boston, der Fuhrmann fragt, wohin er das Gepäck tragen soll. — Mrs. Stowe, der Metzger ist draußen; sollen wir Fleisch zum Mittag bestellen? — Kann Hatty vielleicht schwarzen Zwirn im Laden holen? — Mrs. Stowe, wo sind die Schrauben für die schwarze Bettlade? — Ich bekomme die große Packnadel nicht durch das Kissen, Mrs. Stowe, sie bleibt in der Füllung stecken‘ u. s. w.

„Dann kommt ein Brief von meinem Mann, der zu Bette liegt und sagt, er fühle sich todkrank und erwarte nicht, die Seinigen je wiederzusehen. Er will wissen, wie ich mich einrichten werde, wenn ich als Witwe zurückbleibe, wir würden gewiß in Schulden geraten und nie wieder herauskommen. Er wundert sich über meinen Mut, findet mich sehr sanguinisch, ermahnt mich zur Vorsicht, da uns im Fall seines Todes nur geringe Mittel bleiben würden u. s. w. u. s. w. Ich lese den Brief, werfe ihn ins Feuer und arbeite weiter. . . .

„Einige meiner Erlebnisse sind ganz spaßhaft. So hatte ich z. B. in meiner herrlichen Küche weder Ausguß noch Wasserbehälter

irgendwelcher Art. Ich kaufte mir daher in der Fabrik zwei große alte Ölfässer, die man hier in Brunswick häufig braucht, um Wasservorräte zu sammeln. Voll Triumph ließ ich sie in den Hof schaffen, wo sich zu meinem nicht geringen Schrecken herausstellte, daß der Keller nur einen Zugang durch die Küche hatte — in Wahrheit eine enge Pforte und ein schmaler Weg die Treppe hinunter. Hierauf verfiel ich, wie Bunyan sagt, in tiefes Sinnen, auf welche Weise ich meine Fässer wohl am besten in den Keller hinabbrächte. Im Mittelalter hätte sich sicherlich ein tapferer Ritter gefunden, der mir eine Bresche in die Grundmauer gesprengt hätte; aber darauf durfte ich nicht hoffen, und so standen denn meine beiden Ölfässer einsam und verlassen im Hof und warfen ein schlechtes Licht auf die Umsicht meiner Anordnungen. In dieser Not wandte ich mich an einen braven Küfermeister und bat ihn, zur Ehre meines und seines Handwerkes, die Fässer auseinander zu nehmen, die Dauben und Reifen in den Keller zu tragen und dort wieder zusammen zu setzen. Dies alles vollbrachte der Wackere wirklich an einem schönen Sommermorgen zum großen Erstaunen der Nachbarschaft. Der Arbeiter, welcher kam, um die Pumpe anzulegen, riß die Augen weit auf, als er meine Fässer wie durch Zauberschlag plötzlich im Keller stehen sah. Ich sagte ihm höchst gelassen und mit der unschuldigsten Miene von der Welt, ich hätte sie auseinandernehmen und wieder zusammensetzen lassen, als sei mir dies Verfahren schon längst geläufig. Auch Professor Smith kam herunter, sah die Fässer an und meinte: ‚Das muß ich gestehen — eine eigenwillige Frau läßt sich doch durch nichts von ihrem Vorhaben abbringen.‘ Nun folgten verschiedene Verhandlungen mit einem sehr tüchtigen, aber auch (mit Respekt gesagt) etwas trägen Tischlermeister, dessen Werkstatt unserem Haus gegenüber liegt. Besagter John Titcombe, mein guter Freund, ist ein Charakter, wie man ihn nur bei den Yankees findet. Er ist mein Hauswirt und mit den besten Familien der Stadt verwandt. Bei großer natürlicher Begabung ist er gut unterrichtet, hat viel gelesen und noch mehr gedacht. Er besitzt Geschick zu allem, ist außer seinem eigentlichen Handwerk noch Maler, Vergolder, Tapezierer, Färber und Lackierer. Besonders aber läßt er sich nicht gern aus seiner Ruhe bringen und, von der

philosophischen Idee beseelt, daß der Mensch hienieden nur wenig bedarf, nährt er sich von Brot und Häring, den er mit einem Schluck kalten Wassers hinunterspült, und vertreibt sich die Zeit ganz nach Gefallen mit Arbeit, Betrachtung und dem Lesen neu erschienener Bücher. In seiner Werkstatt sieht man neben der Hobelbank, den Hämmern, Sägen, Bohrern und Hobeln, auch Politur, Farben, Bilderrahmen, Zaunpfähle, seltenes altes Porzellan, mehrere wertvolle Porträts seiner Vorfahren, einen gefüllten Bücherschrank, einen Walfischzahn, ein altes Spinnrad nebst Spindel, das Gestell eines Damenschirms, eine schadhafte Kirchenlampe — kurz, das bunteste Allerlei. Henry sagt: ‚Mr. Titcombes Werkstatt und der Ozean enthalten Wunder ohne Ende.‘

„Bei allem meinem Herumwirtschaften und Rumoren ist Mr. Titcombe meine rechte Hand gewesen. War eine Schraube los, ein Schloß auszubessern, ein Nagel einzuschlagen oder eine Fensterscheibe einzusetzen, wie das häufig vorkam, so wandte ich mich an ihn. Nur den Behälter für das Regenwasser konnte ich durchaus nicht von ihm erlangen. Solche Arbeit war nicht nach seinem Geschmack, und nur die größte Freundschaft hätte ihn bewegen können sie zu unternehmen. Wochenlang blieb der Wasserbehälter eine offene Frage und immer, wenn ich nichts anderes vorhatte, machte ich zwischendurch dem Nachbar einen Besuch, in der Hoffnung, ich würde ihn bewegen können, die Sache in Angriff zu nehmen.

„Wie oft habe ich in einem seiner alten Schaukelstühle gesessen, zuerst die Tagesneuigkeiten besprochen, die Eisenbahn, die letzten Kongreßbeschlüsse oder das Kommen des tausendjährigen Reiches, um dann allmählich, allmählich, die Rede auf meinen Wasserbehälter zu bringen. . . . Ehe er fertig war, konnte nämlich die Pumpe nicht aufgestellt werden und wir mußten uns ohne Regenwasser behelfen. Manchmal verlor ich ganz den Mut meinen Zweck je zu erreichen, ich unterhielt mich von allem Möglichen, stand auf, ging aus der Werkstatt und kam dann wieder zurück, als wäre es mir erst nachträglich eingefallen:

„‚Was ich sagen wollte, Mr. Titcombe, wie ist es denn mit dem Wasserbehälter?‘

„‚Der wird gemacht, Madame, ich wollte gerade heute Nachmittag in die Stadt gehen und das Nötige dazu besorgen.‘

„‚Seien Sie doch so gut, ihn sobald wie möglich machen zu lassen; wir brauchen ihn gar zu nötig.‘“

„‚So eilig ist’s doch nicht. Wir bekommen jetzt wahrscheinlich trockene Witterung, da könnten Sie doch kein Wasser sammeln und brauchen also auch keine Pumpe.‘

„Diese Verhandlungen dauerten vom ersten Juni bis zum ersten Juli. Endlich wurde der Behälter doch fertig und desgleichen die neue Wasserröhre, über die zwischen mir und Mr. Dunning, dem Diakonus der Baptistenkirche, mehrfache Besprechungen stattfanden. Unterdessen hatte ich mit Hilfe der guten Mrs. Mitchell zwei Sofas, einen Schemel, Bettdecken, Kissenbezüge, Kopfkissen, Polster und Matratzen gemacht, wir strichen Wände an, polierten Möbel und thaten noch wer weiß was.

„Dann kam mein Mann und am achten Juli wurde der kleine Charley geboren. Ich sage Dir, ich war ordentlich froh über den Vorwand, mich zu Bette zu legen, so abgemattet fühlte ich mich. Zwei Wochen lang ging mir’s nach allgemeinem Ausspruch ganz vortrefflich; dann verließ mich die Wärterin. . . .

„Meine Mußezeit habe ich dazu angewendet, die eingegangenen Verpflichtungen gegen verschiedene Zeitungsverleger zu erfüllen. Ich habe mehr geschrieben als ich selbst für möglich gehalten hätte. In unserer Schule unterrichte ich täglich eine Stunde und abends lese ich den Kindern zwei Stunden vor. Sie lernen jetzt englische Geschichte in der Schule und ich nehme Scotts historische Romane nach der Reihe durch. Heute werde ich mit dem ‚Abt‘ fertig und nächste Woche fange ich ‚Kenilworth‘ an; der Gedanke, daß ich eigentlich nichts thue und leiste, verfolgt mich aber unabläßig. Seit ich diesen Brief angefangen habe, bin ich wenigstens zwölfmal abgerufen worden; dem Fischhändler sollte ich einen Stockfisch abkaufen; der Apfelmann hatte einige Körbe Äpfel gebracht, darauf kam ein Mann mit Büchern, dann wurde ich zu Mrs. Upham gerufen, wegen einer Zeichnung, die ich ihr versprochen hatte; ich mußte den Kleinen warten und in der Küche einen Fischpudding machen; jetzt endlich fahre ich wieder fort,

denn nur bei wahrer Todesverachtung kann ich überhaupt zum Schreiben kommen, es ist ein Segeln gegen Strom und Wind.

„Wahrscheinlich glaubst Du, nun ich einmal angefangen habe, werde ich gar kein Ende finden; es hat auch ganz den Anschein, aber der Geist treibt mich jetzt und ich muß gehorchen.

„Weihnachten kommt heran und unser kleiner Haushalt ist mit allen möglichen Vorbereitungen beschäftigt; jeder sammelt und verfertigt seine kleinen Gaben mit wunderbarer Heimlichkeit und Verschwiegenheit. . . . . Aber aufrichtig gestanden, liebe Sarah, ich bin jetzt müde, Kopf und Rücken schmerzen mich und ich muß daher schließen.

„Deine freundliche Teilnahme letzten Frühling habe ich tief empfunden und weiß nicht, warum ich nicht Verstand genug gehabt habe, Dir wenigstens eine Zeile zu schicken, um meine Erkenntlichkeit auszusprechen; ich war überzeugt, ich hätte es gethan, als ich jedoch erwachte, war es ein süßer Traum. Glaube mir aber, wenn auch mein Kopf zuweilen zerstreut und verwirrt ist, mein Herz ist treu wie Gold. Ich habe Dich lieb und denke oft an Dich.

„Diesen Herbst ist mir häufig einsam und traurig zumute gewesen, ein sehr ungewohntes Gefühl für mich in einer so geschäftigen Zeit. Aber das Verlassen meiner alten Heimat, die Trennung von Vater und Mutter und die Ankunft in der fremden Stadt haben meine Stimmung natürlich beeinflußt. In solchen trüben Stunden hat mich der Gedanke an unseren lieben George in der Ewigkeit oft ermutigt; ich hoffte auch bald dort eingehen zu dürfen. Hier habe ich viele gute und aufrichtige Freunde und man ist mir mit großer Herzlichkeit entgegengekommen. Brunswick ist ein reizender Wohnort; wenn Du nächsten Sommer in die Oststaaten kommst, mußt Du mich in der neuen Heimat besuchen. Es würde dem kleinen George Vergnügen machen, mit den Kindern auf den Fischfang zu ziehen, im Segelboot zu fahren und die vielen großen Schiffe zu sehen.

„Grüße ihn herzlich von Tante Harriet und sage ihm, wenn er Maler wird, soll er mir ein Bild schicken.

In treuer Liebe

H. Stowe.“

Das Jahr 1850, welches durch Mrs. Stowes Übersiedelung von Cincinnati nach Brunswick für die ganze Familie eine so wichtige Veränderung brachte, war auch ein sehr denkwürdiges für die Entwickelung der Sklavenfrage und die Geschichte des amerikanischen Volkes überhaupt. Die Unabhängigkeitserklärung hätte schon 1776, ihrem ganzen Geiste und Sinne nach, der Sklaverei den Todesstoß geben sollen. Obgleich aber die Gründer der Republik sich in Wort und Schrift auf das schärfste dagegen aussprachen, diese schmachvolle Einrichtung in einem freien Lande zu dulden, so schien doch die allgemeine Emanzipation der Schwarzen damals noch in weite Ferne gerückt. Selbst Washington konnte die Erfüllung seines Herzenswunsches, daß Virginien die Sklaverei innerhalb seiner staatlichen Grenzen abschaffen möchte, nicht erlangen und mußte sich damit begnügen, seinen eigenen Sklaven durch letztwillige Verfügung die Freiheit zu schenken. Daß jene Staatsmänner und Feldherren aber eine allmähliche Befreiung der Sklaven als unausbleibliches Ergebnis der wachsenden Volksherrschaft ansahen, geht aus den betreffenden Bestimmungen der Verfassung der Vereinigten Staaten deutlich hervor.

Zu jener Zeit war die Sklavenarbeit in wirtschaftlicher Beziehung durchaus nicht einträglich, da die Baumwollenkultur nicht mit Nutzen betrieben werden konnte, solange man noch keine Maschine besaß, um den Samen von der Faser zu trennen. Die Pflanzungen des Südens lagen danieder und die Bewohner wanderten aus, weil der Anbau sich als zu wenig lohnend erwies.

Das wurde jedoch mit einem Schlage anders, als im Jahre 1793 ein Maschinenbauer aus Neuengland, Eli Whitney, der sich damals in Savannah im Staate Georgia aufhielt, seine Baumwollenreinigungsmaschine erfand und dadurch der ganzen amerikanischen Bodenkultur zu einem völligen Umschwung verhalf. Man kann sich die Wirkung dieser Erfindung einigermaßen vergegenwärtigen, wenn man bedenkt, daß, während die südlichen Staaten 1793 nur zwischen fünf- und zehntausend Ballen lieferten, im Jahre 1859 die Produktion bereits auf über fünf Millionen Ballen gestiegen war. Mit der vermehrten Baumwollkultur wuchs aber auch der Wert des Sklavenbesitzes. Die Sklaverei nahm zu und breitete sich immer weiter aus. Anfänglich

hatte die Sklavenfrage keinerlei politische Färbung; sie erhielt dieselbe erst, als es sich (1818—1821) um das Zustandekommen des Missourikompromisses handelte, durch welchen nach vielen Kämpfen festgesetzt wurde, daß in den Gebieten nördlich vom 36° 30′ die Sklaverei niemals geduldet werden solle. Diese Bestimmung brachte einstweilen Beruhigung in die Gemüter, bis ein Ereignis eintrat, welches die Sklavenhalter des Südens in hohem Grade erregte: Die Engländer schenkten nämlich im Jahre 1833 sämtlichen Sklaven in ihren westindischen Kolonieen die Freiheit.

Auf diese Nachricht hin hielt die Antisklaverei-Gesellschaft eine Versammlung in Philadelphia, auf welcher die Sklaverei als eine Schmach für die ganze Nation erklärt wurde, die ihre gemeinsame Schuld nur durch sofortige Freilassung aller Neger sühnen könne. Männer wie Garrison und Lundy stellten sich an die Spitze der Bewegung, die Gärung wuchs und verbreitete sich bald über das ganze Land. Von dieser Zeit an ward die Sklavenfrage das Hauptproblem in der amerikanischen Geschichte, zu welchem jede politische Partei Stellung nehmen mußte.

Durch die Erwerbung Floridas, die Einverleibung von Texas und den Krieg mit Mexiko suchte die Partei der Sklavenhalter ihr Gebiet und ihren Einfluß auszudehnen. Als aber 1849 Kalifornien den Anspruch erhob, als Freistaat in die Union zugelassen zu werden, entbrannte der Streit mit beispielloser Heftigkeit. Schon damals würde sich die blutige Trennung von Norden und Süden sicherlich vollzogen haben, wenn nicht in der Stunde der höchsten Gefahr Henry Clay durch seine berühmte Vermittelungsakte der bedenklichen Lage ein Ende gemacht hätte. Um den Norden zu besänftigen, ward Kalifornien als Freistaat aufgenommen, und um die Sklavenhalter des Südens zu befriedigen, das Auslieferungsgesetz erlassen, nach welchem kein flüchtiger Sklave mehr in dem ganzen Gebiet der Union Schutz und Sicherheit finden durfte.

Ein Sturm der Entrüstung erhob sich unter den Abolitionisten des Nordens, als der große Staatsmann Daniel Webster am siebenten März 1850 mit feuriger Beredsamkeit Clays Kompromiß verteidigte und sich somit auf die Seite der Sklavenhalter stellte. . . .

Gerade in dieser aufgeregten Zeit war es, daß Mrs. Stowe mit ihren Kindern, auf dem Wege nach der neuen Heimat, im Hause ihres Bruders, Dr. Edward Beecher in Boston eintraf.

Edward Beecher war im tiefsten Grunde seines Herzens aufgebracht über das ungerechte Gesetz, welches damals noch dem Kongreß zur Beratung vorlag. Durch dasselbe erhielt nicht nur der Sklavenhalter das Recht, sich ohne weiteres eines jeden Farbigen — Mann, Weib oder Kind —, auf den er einen Anspruch erhob, zu bemächtigen und ihn in die Sklaverei zurückzuschleppen, sondern die Bewohner der Freistaaten wurden auch genötigt, ihm bei diesem empörenden Verfahren behilflich zu sein. So kam es, daß, während Mrs. Stowes Aufenthalt in Boston das Auslieferungsgesetz den Hauptgesprächsstoff in der Familie ihres Bruders bildete. Auch ihre Seele war voll Entrüstung über das neue himmelschreiende Unrecht, welches die Partei der Sklavenhalter den unschuldigen und schutzlosen Schwarzen anthun wollte.

In Brunswick erhielt Mrs. Stowe von der Frau ihres Bruders Edward und anderen Freunden Briefe auf Briefe mit Beschreibungen der jammervollen Scenen, welche die Durchführung jenes schrecklichen Gesetzes unmittelbar zur Folge hatte. In den Städten ließen sich die flüchtigen Sklaven leichter verfolgen als auf dem Lande, und auch Boston, das sich doch rühmte die Wiege der Freiheit zu sein, öffnete seine Thore den Sklavenjägern. Die Angst und Qual, die entstand, war unbeschreiblich. Ganze Familien lösten sich auf; die Flüchtigen verbargen sich in Kellern und Bodenräumen, einige flohen auf die Werften und schifften sich nach Europa ein, andere suchten nach Canada zu entkommen. Als ein Farbiger z. B., welcher seit mehreren Jahren ein Töpferwarengeschäft betrieb und seine Familie redlich ernährte, die Nachricht erhielt, sein früherer Herr verfolge ihn, machte er sich mitten im Winter nach Canada auf. Der Unglückliche wagte nicht, eine öffentliche Fahrgelegenheit zu benutzen und erfror beide Füße unterwegs, so daß sie ihm abgenommen werden mußten. In einem Brief an Mrs. Stowes Sohn schreibt Mrs. Edward Beecher über diese Zeit:

„Ich war schon voll Erbitterung gegen die Sklavenhalter, seit-

dem Lovejoy, der Freund meines Mannes, in Alton von ihnen ermordet worden war, weil er in seiner Zeitung Artikel gegen die Sklaverei und die Trunksucht veröffentlicht hatte. Dies geschah, während wir in Illinois wohnten. Die schrecklichen Ereignisse in Boston weckten und nährten aber den Geist der Antisklaverei noch in erhöhtem Maße. Da dachte ich bei mir: ‚Ich selbst bin zwar ohnmächtig dagegen, aber ich kenne eine Person, die wohl etwas zu thun vermöchte.' So schrieb ich denn an Deine Mutter und erzählte ihr in verschiedenen Briefen die herzzerreißenden Begebenheiten, die sich infolge des Auslieferungsgesetzes bei uns zutrugen. Deutlich erinnere ich mich noch, daß in einem meiner Briefe die Worte standen: ‚Wäre meine Feder so beredt wie die Deine, Hattie, ich würde etwas schreiben, woraus die ganze Nation erkennen sollte, wie fluchwürdig die Sklaverei ist. . . .' Deine Mutter besuchte uns damals öfters in Boston; mehrere Kapitel von ‚Onkel Toms Hütte' hat sie in der Studierstube meines Mannes verfaßt und uns im Manuskript vorgelesen."

Der erwähnte Brief hatte seine Wirkung nicht verfehlt. Eins der Kinder beschreibt noch die Scene, welche sich bei Ankunft desselben in dem kleinen Familienzimmer in Brunswick abspielte. Mrs. Stowe las ihn den Ihrigen laut vor, und als sie an die Stelle kam: ‚Ich würde etwas schreiben, woraus die ganze Nation erkennen sollte, wie fluchwürdig die Sklaverei ist' — richtete sie sich in die Höhe, zerknitterte den Brief in der Hand und rief in leidenschaftlicher Erregung: ‚Das will ich, wenn mir Gott das Leben läßt; ich will etwas schreiben!'

Dies war der Ursprung von ‚Onkel Toms Hütte'. Inbezug darauf sagt Professor Cairnes in seinem trefflichen Buch über die Sklaverei mit Recht: ‚Das Auslieferungsgesetz brachte den Sklavenhaltern nur einen zweifelhaften Gewinn. Eine seiner Erstlingsfrüchte war ‚Onkel Toms Hütte'."

Einstweilen mußte es Mrs. Stowe jedoch noch bei dem Vorsatz bewenden lassen, der Nation das Fluchwürdige der Sklaverei vor die Augen zu stellen. Im Dezember 1850 schreibt sie: „Danke Schwester Katy in meinem Namen für ihren Brief, den ich bald beantworten will. Solange der Kleine des Nachts bei mir schläft, komme ich zu

nichts; aber ich werde den Plan schon noch ausführen. Wenn mir Gott das Leben läßt, bringe ich die Geschichte zu Papier.

„Was sagen denn die Leute im allgemeinen über das Sklavengesetz und die Stellung, welche die Bostoner Geistlichkeit, mit Ausnahme Edwards, dazu einnimmt? — Mir ist das ganz furchtbar, unfaßlich und tief betrübend. Könnte ich alle diese Sünde und dies Elend ins Meer versenken, ich glaube, ich würde gern mit untergehen. . . . Möchte doch Vater nach Boston kommen und eine Predigt über das Auslieferungsgesetz halten, wie damals in Litchfield über den Sklavenhandel, als ich noch ein Kind war. Ich saß laut schluchzend in einem Kirchenstuhl und Frau Richter Reeves in einem anderen. Wahrlich ein neuer Martin Luther sollte aufstehen und der Gemeinde ins Gewissen reden."

Am 27. Dezember 1850 schreibt sie an ihren Mann nach Cincinnati:

„Weihnachten sind unsere Gedanken viel zu Dir in die Ferne gewandert. Wie es beim Feste in unserem Familienkreis zugegangen ist, findest Du in der Neujahrserzählung beschrieben, die ich an den ‚New York Evangelist' geschickt habe. Ich war in solcher Eile, diese Geschichte und eine andere für die ‚Era' zu beendigen, daß du leider darüber zu kurz gekommen bist."

Die Geschichte für die ‚Era' war eine nach dem Leben erzählte Humoreske: ‚Abenteuer eines Gelehrten auf dem Lande' betitelt, welche Professor Stowes landwirtschaftliche Bestrebungen während seines Lebens in Cincinnati schildert.

„29. Dezember 1850. Wir haben hier abscheuliches Wetter. Ich erinnere mich eines ähnlichen Sturmes nur aus meiner Kinderzeit in Litchfield, als Vater und Mutter nach Warren gegangen waren und sich in dem Schneetreiben beinah verirrt hätten.

„Sonntag Nacht konnte ich nicht einschlafen. Der Wind heulte und das Haus schien zu schwanken, wie unser altes Wohnhaus in Litchfield. Die Kälte ist so schrecklich, daß die Kinder bei den Mahlzeiten immer bitten aufstehen zu dürfen, um sich Hände und Füße zu wärmen. Unsere Öfen mit luftdichtem Verschluß geben gar keine

Bodenwärme; sie machen den Kopf heiß und man friert an den Füßen. Sitze ich am offenen Feuer in der Wohnstube, so wird mir der Rücken kalt; versuche ich im Schlafzimmer zu schreiben, so schmerzt mein Kopf und die Füße sind mir wie Eis. Ich bin jetzt dabei für die ‚Era' einen Artikel zu schreiben, über die Befähigung der befreiten Sklaven für sich selbst zu sorgen. Erkundige Dich doch, wie viel Willy Watson bezahlt hat, um seine Freunde loszukaufen, und verschaffe mir alle derartigen Zahlen und Notizen, die Du in Cincinnati auftreiben kannst. . . . .

„Wenn ich Kopfweh habe und mich so übel befinde wie heute, ist im ganzen Hause wirklich kein Platz, wo ich mich hinlegen und etwas ausruhen kann, ohne gestört zu werden. Gerade über mir ist die Schulstube, nebenan das Speisezimmer, wo die Mädchen täglich zwei Stunden üben. Schließe ich die Thür zu und lege mich nieder, so vergehen nicht zehn Minuten, bevor jemand von außen daran rüttelt. . . . . Ich zweifle gar nicht, daß unsere Ausgaben dieses Jahr Dein Gehalt um zwei- oder dreihundert Dollars übersteigen werden. Wir können zwar trotzdem auskommen, doch bin ich nicht imstande immer so angestrengt zu arbeiten wie in diesem Jahr. Ich kann wohl mit meiner Schriftstellerei jährlich 400 Dollars verdienen, aber ich möchte dies nicht als ein Muß betrachten. Wenn ich die Kinder unterrichtet habe, den Kleinen gewartet, Vorräte eingekauft, Kleider ausgebessert und Strümpfe gestopft, so bin ich zu müde, um mich noch hinzusetzen und für eine Zeitung zu schreiben."

In einem Brief vom 2. Januar 1851 heißt es: „Seit wir Cincinnati verließen, hat Gottes Hand uns recht sichtbar geleitet. Durch Schwierigkeiten ohne Zahl sind wir glücklich hindurchgekommen. Wenn wir nicht wußten, woher wir Geldmittel nehmen sollten, sind sie uns auf Schritt und Tritt zugeflossen in der Zeit der Not. Ich war gerade über meine Schriftstellerei entmutigt und fürchtete, der Herausgeber der ‚Era' wäre so reichlich mit Beiträgen versehen, daß er dies Jahr von mir nichts annehmen würde. Und siehe da — er schickt mir hundert Dollars und begleitet die Sendung obendrein mit den freundlichsten Worten. Unser Einkommen wird demnach

dieses Jahr 1700 Dollars betragen und ich hoffe mit 1300 auszukommen."

Wenige Wochen später, im Februar, saß Mrs. Stowe während der Abendmahlsfeier in der Kirche zu Brunswick. Da sah sie plötzlich die ganze Scene von Onkel Toms Tode sich wie ein Bild vor ihrem geistigen Auge entrollen. Sie wurde so heftig davon erschüttert, daß sie fast in lautes Weinen ausgebrochen wäre. Sobald sie nachhause kam, griff sie zu Feder und Papier und schrieb nieder, was sie in ihrem Innern mit einer Deutlichkeit geschaut hatte, daß sie meinte es mit Händen greifen zu können. Hierauf versammelte sie die Ihrigen und las ihnen die Scene vor. Zwei ihrer Kleinen von zehn und zwölf Jahren fingen bitterlich an zu schluchzen. „O Mama", rief die eine, „es giebt doch nichts Grausameres auf der Welt als die Sklaverei." So entstand „Onkel Tom". Es ist im eigentlichsten Sinn des Wortes nichts anderes als ein Schrei der Entrüstung, als der unmittelbarste Ausbruch eines tief innerlichen, leidenschaftlichen Gefühls.

Fünfundzwanzig Jahre später schrieb Mrs. Stowe an ihren Sohn über diese Periode ihres Lebens:

„Ich erinnere mich noch sehr wohl des Winters, als du ein Jahr alt warst und ich ‚Onkel Toms Hütte' schrieb. Mir brach das Herz fast vor Jammer über die Grausamkeit und Ungerechtigkeit, welche unser Volk den Sklaven gegenüber bewies, und ich flehte zu Gott, er möge mich an meinem Teil etwas für sie thun lassen und helfen, daß mein Notschrei nicht ungehört verklinge. Manche Nacht, während Du an meiner Seite schliefst, vergoß ich heiße Thränen, wenn ich an die armen Sklavenmütter dachte, denen ihre Kleinen entrissen wurden."

Anfang April war das erste Kapitel der Erzählung beendet und erschien in der ‚National Era' in Washington. Wir können der Geschichte dieses denkwürdigen Werkes keine bessere Einleitung vorausschicken als den nachstehenden Brief, welchen wir unverkürzt wiedergeben:

„An Herrn Frederick Douglaß

Brunswick, 9. Juli 1851.

„Geehrter Herr!

„Es sind Ihnen vielleicht bei Ihren Redaktionsgeschäften die Nummern der ‚Era' zu Gesicht gekommen, in welchen eine Erzählung von mir unter dem Titel ‚Onkel Toms Hütte oder Leben unter den Armen und Elenden' erscheint. Da im Laufe derselben eine Scene vorkommt, welche sich auf einer Baumwollpflanzung abspielt, wäre es mir von Wichtigkeit, Näheres über eine solche zu erfahren. Ich erlaube mir daher die Frage, ob Sie jemand kennen, der selber als Arbeiter auf einer Pflanzung beschäftigt gewesen ist und mir folglich über alles Auskunft geben kann, was ich zu wünschen wisse.

„Zwar habe ich mir eine Zeitung verschafft, in welcher ein Pflanzer des Südens von seinem Standpunkt aus alle Einzelheiten und die ganze Verfahrungsweise anschaulich beschreibt, aber es liegt mir viel daran, noch etwas von anderer Seite darüber zu hören. Ich möchte meine Darstellung gern so naturwahr und lebenstreu wie möglich machen. Von einem Mann wie Henry Bibb könnte ich erfahren, was ich brauche; vielleicht ist Ihnen jemand seinesgleichen bekannt. Für diesen Fall lege ich eine Liste mit Fragen bei, welche Sie wohl die Güte hätten, dem Betreffenden zukommen zu lassen, mit der Bitte, dieselben sobald wie möglich beantworten zu wollen.

„Seit einigen Wochen erhalte ich Ihre Zeitung durch die Post zugeschickt; ich habe sie mit großem Interesse gelesen und sage Ihnen meinen besten Dank dafür. Sobald ich weniger beschäftigt bin als jetzt werde ich Ihnen mit Vergnügen einen Beitrag übersenden. Was Sie über die Kirche und die Ansiedelung in Afrika sagen, hat mich mit lebhaftem Bedauern erfüllt, um so mehr als Ihre Gefühle inbetreff beider Punkte, meiner Meinung nach, wohl nicht ungerechtfertigt sind. Dennoch möchte ich Ihr Urteil gern mildern, wenn ich es könnte.

„Erstens behaupten Sie, daß die Kirche für die Sklaverei Partei nimmt. In gewissem Sinne kann das zutreffen. Als ein Ganzes angesehen umfaßt die amerikanische Kirche in allen ihren Bekenntnissen den besten und gewissenhaftesten Teil der Bewohner unseres Landes.

Damit will ich nicht sagen, daß es nur innerhalb der Kirche gute Menschen giebt und außerhalb derselben keine. Ich meine nur, daß, wenn man die hochherzigsten und edelsten Männer und Frauen des Landes zusammenzählte, man finden würde, daß sie, der Mehrzahl nach, Glieder irgendeiner unserer verschiedenen christlichen Gemeinden sind. Dieser Umstand verschafft der Kirche natürlich ein großes Übergewicht; Einsicht, Redlichkeit und Frömmigkeit herrscht in derselben vor und verleiht ihr die Macht, in allen großen Tagesfragen der Moral das entscheidende Wort zu sprechen. Was sie einmütig und mit Nachdruck als sittliches Übel verdammt, kann sie auch unterdrücken. In diesem Sinne ist die Kirche verantwortlich für das Bestehen der Sklaverei. Dr. Barnes spricht das mit kurzen Worten treffend aus, wenn er sagt: ‚Alle außerkirchliche Gewalt könnte die Sklaverei nicht eine Stunde lang aufrecht erhalten, wenn sie innerhalb der Kirche keine Stütze fände.‘

„So scheint es also, als hätte die Kirche die Macht, aber nicht den Willen das Übel zu beseitigen, und als könnte man mit Recht sagen, sie nähme Partei für die Sklaverei. Aber die Kirche hat dieselbe Macht gegenüber der Trunksucht, der Sabbatentheiligung und jeder Art der Sünde. Wäre die sittliche Kraft der Kirche so groß, wie sie das Neue Testament schildert, sie würde das alles ausrotten können, so gut wie die Sklaverei. Aber ich frage Sie, würden Sie finden, daß es billig sei zu behaupten, die christliche Kirche des Landes nähme Partei für die Trunksucht, die Sonntagsentheiligung und für alles, was sie abschaffen könnte, wenn das allgemeine sittliche Gefühl in ihr höher entwickelt wäre? — Machen Sie eine Liste von allen Abolitionisten des Landes; ich glaube, Sie werden finden, daß die Mehrzahl derselben zur Kirche gehört — die einflußreichsten und bedeutendsten unter ihnen sind ohne Zweifel Geistliche.

„Ich bin eine Predigerstochter, bin die Frau eines Predigers und habe sechs Brüder im geistlichen Amt — einer von ihnen ist im Himmel — da scheint mir doch, daß ich etwas von den Gesinnungen der Geistlichkeit inbetreff dieses Punktes wissen sollte. Ich war noch ein Kind, als 1820 die Missourifrage alle Gemüter erregte; damals machten mir meines Vaters Predigten und Gebete für die armen

Sklaven einen unauslöschlichen Eindruck. Ich sehe noch, wie dabei selbst den alten wetterharten Landleuten in der Gemeinde die Thränen über die Wangen liefen.

„Bei jeder Morgen- und Abendandacht in der Familie betete mein Vater für das ‚arme, unterdrückte, blutende Afrika', daß die Zeit seiner Befreiung bald erscheinen möchte. So heiß und inbrünstig war sein Flehen, daß es mich im tiefsten Herzen erschütterte und mich zu dem machte, was ich jetzt bin — eine abgesagte Feindin aller Sklaverei.

„Meine Brüder stehen, jeder in seinem Kreise, an der Spitze der Antisklavereibewegung. Einer von ihnen war bis zuletzt der vertraute Freund und Ratgeber Lovejoys. Was aber mich und meinen Mann betrifft, so haben wir siebzehn Jahre lang an der Grenze eines Sklavenstaates gewohnt; wir haben uns der Flüchtlinge stets angenommen, ihnen mit allem beigestanden was wir zu geben hatten, und ich habe die Kinder befreiter Sklaven bei mir im Hause mit meinen eigenen Kindern unterrichtet. Was uns trieb so zu handeln, war nur der Einfluß von Kirche und Altar. Sammeln Sie alle Predigten, die über das empörende und unchristliche Auslieferungsgesetz im Druck erschienen sind — Sie werden finden, daß die, welche es bekämpfen, zahlreicher sind als die, welche es verteidigen; wiewohl mehrere der eifrigsten Gegner desselben ihre Predigten nicht einmal veröffentlicht haben. Unter dreizehn Geistlichen, die allwöchentlich mit meinem Mann zusammenkommen, um Fragen der Moral zu besprechen, sind nur drei, welche das Gesetz anerkennen oder willens sind ihm Gehorsam zu leisten.

„O glauben Sie es mir, mein Bruder, die Kraft und Hoffnung Ihrer unterdrückten Rasse beruht in der Kirche — in Herzen, welche sich zu dem bekennen, welcher spricht: ‚Gott wird den Seelen der Armen helfen und ihr Blut wird teuer geachtet werden vor ihm.' — Wenn sich Ihnen auch alles feindlich erweist, Jesus Christus ist Ihr Freund, und er hat seine Kirche nicht vergessen, wie übelberaten und mißleitet sie auch sein mag. Nach allen Seiten habe ich Umschau gehalten, aber außer bei ihm sehe ich keine Rettung. Die Bewegung muß und wird eine ausschließlich religiöse werden. Das Licht wird sich in den Kirchen verbreiten, es wird die Herzen erwärmen; alle

Christen in Nord und Süd werden sich für immer von der Sklaverei lossagen und sie öffentlich verdammen. Auf solche Weise wird sich endlich das Werk vollenden."

Dieser Brief gewährt uns den besten Einblick in die sittliche und religiöse Begeisterung, aus welcher jene wunderbare Erzählung — ein Kapitel nach dem anderen — entsprang. Er beweist, wie richtig unsere Behauptung ist, daß „Onkel Toms Hütte" mehr aus dem Herzen stammt als aus dem Kopfe. Es war ein Schrei aus der Tiefe, ein Ausbruch innigster Empfindung. Stil und litterarischer Wert des Werkes waren der Verfasserin dabei völlig Nebensache. Einige Jahre später schreibt Mrs. Stowe über das Buch: „Die Erzählung soll beweisen, daß Jesus Christus, welcher tot war und jetzt für alle Zeit lebt, die Armen und Elenden von Herzen liebt; wie tief auch ein Mensch gefallen sein mag, der Heiland kann sich zu ihm herabneigen und ihn bei der Hand nehmen. Wer ist niedriger, ärmer und verachteter als ein amerikanischer Sklave? — Das Gesetz spricht ihm fast das Menschendasein ab, es betrachtet ihn nicht als Person, nur als eine Sache, als das Eigentum seines Herrn. Das Gesetz verbietet ihm zu lesen und zu schreiben, Besitz zu erwerben, einen Vertrag zu schließen, sogar eine rechtmäßige Ehe einzugehen. Es nimmt ihm alles Recht auf das Weib seines Herzens, auf seine leiblichen Kinder. Was er thut, was er besitzt oder erwirbt — alles gehört seinem Herrn. Aber selbst zu dem Sklaven beugt sich Jesus Christus hernieder von dem Thron seiner Herrlichkeit zur Rechten des Vaters und sagt: ‚Fürchte dich nicht, wenn dich auch die Menschen verachten, denn ich bin dein Bruder. Fürchte dich nicht, ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein.'"

So ist denn „Onkel Toms Hütte" ein religiöses Werk, es betrachtet die Frage der Sklaverei im Lichte des Evangeliums; doch tritt es auch kräftig für die Grundsätze der Unabhängigkeitserklärung ein. Die Greuel der Sklaverei, von denen sich die Welt bisher nur allgemeine und abstrakte Vorstellungen gemacht hatte, sind hier greifbar verwirklicht. Nicht mit Weisheitssprüchen, sondern durch eine Reihe lebensvoller Bilder, welche die Einbildungskraft unwiderstehlich

fesseln, wirkt Mrs. Stowe auf das Verständnis und das sittliche Gefühl. Durch das Erscheinen von „Onkel Toms Hütte“ wurde die Durchführung des Auslieferungsgesetzes zu einem Ding der Unmöglichkeit. Nicht Kindern allein bringt man durch Bilder alles klarer zum Bewußtsein als durch Worte. . . . . Von nun an fand die grausame Peitsche des Sklavenaufsehers und der Schmerzensschrei des gequälten Schwarzen einen lauten Wiederhall im ganzen Lande, an jedem Herd, in jedem Haus, bis kein menschlich fühlendes Herz den damaligen Zustand der Dinge länger ruhig zu ertragen vermochte.

Siebentes Kapitel.

„Onkel Toms Hütte“ 1852.

Am fünften Juni 1851 erschien der Anfang von „Onkel Toms Hütte“ in der „National Era“. Ursprünglich war beabsichtigt, die Erzählung in drei Monaten zu Ende zu führen, sie ward jedoch bis zum ersten April 1852 fortgesetzt, weil die einfache Journalgeschichte, welche eigentlich nicht mehr als ein Dutzend Kapitel umfassen sollte, der Verfasserin unter der Hand zu einem stattlichen Bande anwuchs. Es war nicht nur das gewaltige Aufsehen, welches sie erregte, das Verlangen nach immer neuen Thatsachen, das Eintreffen zahlloser Zuschriften, in denen man Mrs. Stowe von allen Seiten beschwor, nicht abzulassen von dem einmal begonnenen guten Werk, sondern vor allem die sich immer mehr in ihr befestigende Überzeugung, daß ihr eine große und heilige Mission anvertraut sei, was sie zwang, weiter zu schreiben, bis sie eins der wunderbarsten Bücher der Welt vollendet hatte.

„Ihr meint, ich sei die Verfasserin von ‚Onkel Toms Hütte‘?“ äußerte Mrs. Stowe später häufig. „Nein, wahrlich nicht. Der Herr selbst hat die Geschichte geschrieben, ich war nur ein unwürdiges Werkzeug in seiner Hand. Ihm allein gebührt die Ehre.“

Die „National Era“, welche inzwischen längst eingegangen ist, war damals eine Zeitschrift von hoher litterarischer Bedeutung. Neben dem Namen des Herausgebers, Dr. Gamaliel Bailey, stand auch John Greenleaf Whittier als Redakteur auf dem Titelblatt und viele der bekanntesten Schriftsteller gehörten zu ihren Mitarbeitern. Lange bevor

der Schluß von „Onkel Toms Hütte“ erschien, hatte jedoch Mrs. Stowe den Ruhm ihrer sämtlichen Zeitgenossen überflügelt. Ihr Werk galt nach dem Urteil berufener Kenner für das hervorragendste Erzeugnis der amerikanischen Journalistik überhaupt und sie selbst für eine Schriftstellerin ersten Ranges.

In der Nummer, welche das Ende der Erzählung brachte, hielt Mrs. Stowe noch folgende Ansprache an ihre jugendlichen Leser:

„Die Verfasserin von ‚Onkel Toms Hütte‘ muß nun von den zahlreichen Freunden Abschied nehmen, deren Antlitz sie zwar nie gesehen hat, die sie aber bei ihrer Arbeit durch herzliche Teilnahme aus der Ferne angeregt und ermuntert haben. Der Gedanke an die freundlichen Familienkreise, mit denen sie jede Woche im Geist verkehren durfte, ist ihr eine wahre Erquickung gewesen und sie kann nicht ohne ein Lebewohl von ihnen scheiden.

„Mit besonderer Zärtlichkeit gedenke ich dabei euer, ihr lieben Kinder, die ihr meiner Geschichte gefolgt seid. Ich hoffe, sie hat euch gelehrt, stets der Armen und Bedrückten zu gedenken und Mitleid für sie zu empfinden. Beweist dies, wenn ihr erwachsen seid, indem ihr für sie thut, was in euren Kräften steht. Wo ihr irgend könnt, gestattet nie, daß ein farbiges Kind von der Schule ausgeschlossen, oder um seiner Abstammung willen vernachlässigt und verachtet wird. Erinnert euch an das schöne Beispiel der kleinen Eva und bemüht euch, die gleiche Gesinnung wie sie gegen alle Menschen zu hegen. Wenn ihr dann einst Männer und Frauen seid, wird, wie ich hoffe, das thörichte und unchristliche Vorurteil, das jetzt noch gegen die Farbigen herrscht, mehr und mehr verschwinden. Lebt wohl, liebe Kinder, bis wir uns wiedersehen.“

Zum Schluß bemerkte der Herausgeber der „Era“: „Mrs. Stowe hat endlich ihr großes Werk vollendet. Das ungeheure Interesse, mit dem es allgemein aufgenommen wurde, ist ohne Beispiel in der amerikanischen Litteratur.“

Für den Abdruck in der Zeitschrift hatte die Verfasserin ein Honorar von dreihundert Dollars erhalten. Inzwischen war ihr jedoch von dem Bostoner Verleger John P. Jewett das Anerbieten gemacht worden, die Erzählung in Buchform herauszugeben. Er bot

Mr. und Mrs. Stowe die Hälfte des Reinertrags an, falls sie sich an den Herstellungskosten beteiligen wollten. Dies wies jedoch Professor Stowe mit dem Bemerken zurück, er sei viel zu arm, um ein solches Risiko zu übernehmen. Der Vertrag ward nun dahin abgeschlossen, daß die Verfasserin zehn Prozent des Gesamtabsatzes bezahlt erhalten solle.

Mrs. Stowe hatte keine Veranlassung, auf einen großen Geldgewinn bei dem Unternehmen zu hoffen, da es sich ja eigentlich um ihr erstes größeres Buch handelte. Weder der kleine geographische Leitfaden, noch die bei Harper erschienene Sammlung „Mayflower" hatte ihr so viel eingetragen, daß sie die Schriftstellerei für ein besonders lohnendes Geschäft ansah. Über den neuen Vertrag schreibt sie: „Ich erfuhr erst eine Woche nachher die genauen Bedingungen, auf welche mein Mann eingegangen war, und kümmerte mich auch nicht weiter darum. Worin das Abkommen bestand, war mir völlig gleichgültig."

Der Vertrag wurde am dreizehnten März 1852 unterzeichnet, und noch bevor die letzten Kapitel in der ‚Era' abgedruckt waren, gestattete der Herausgeber derselben das Erscheinen des Buches, dessen erste Ausgabe von fünftausend Exemplaren am zwanzigsten desselben Monats veröffentlicht ward. Mrs. Stowe schreibt über diesen wichtigen Zeitpunkt ihres Lebens:

„Nachdem ich den letzten Korrekturbogen in die Druckerei geschickt hatte, setzte ich mich still hin und las, wie Horace Mann in feuriger Rede die Sache der jungen Männer und Frauen verfocht, die gerade in das Sklavenmagazin von Bruin & Hill in Alexandria Va. geschickt werden sollten. Selbst diese leidenschaftliche Beredsamkeit, das wußte ich, würde wirkungslos bleiben; bis jetzt war noch jeder Gerichtshof taub gegen solche Vorstellungen gewesen. War denn nicht alles Hoffen vergeblich? Kein Mensch wollte ja die Wahrheit hören oder lesen; es gab kein Mitleid und Erbarmen mehr. Würde nicht dies entsetzliche System, das seine Opfer schon bis in die Freistaaten verfolgte, sie endlich sogar noch in Canada bedrohen?"

Von der Furcht ergriffen, daß den Unterdrückten auch noch dieser letzte Zufluchtshafen verschlossen werden möchte, wollte Mrs. Stowe

thun, was in eines Weibes Macht ſtand, um dieſe, wenn auch nur entfernte Möglichkeit abzuwenden und den Beiſtand Englands für die gute Sache zu gewinnen. Sie verfaßte Zuſchriften an den Prinzen Albert, den Herzog von Argyll, die Grafen von Carlisle und Shaftesbury, an Macaulay, Dickens und andere, von denen ſie wußte, daß ſie Gegner der Sklaverei waren, und ließ dieſe Briefe mit den erſten fertigen Exemplaren ihres Buches den verſchiedenen Adreſſaten zuſchicken.

Mehr vermochte ſie nicht zu thun; ſie legte den Erfolg in Gottes Hand und wandte ſich mit ruhigerem Gemüt anderen Aufgaben zu.

Ob das Buch Leſer finden würde, blieb nicht lange zweifelhaft. Schon am erſten Tage wurden dreitauſend Exemplare verkauft; die zweite Auflage erſchien in der folgenden Woche, die dritte am 1. April. Innerhalb eines Jahres wurden 121 Auflagen, über 300 000 Exemplare des Buches, in Amerika gedruckt und verkauft. Mit einem Schlage war die Frau des armen Profeſſors in der ganzen Welt bekannt geworden, ihr Einfluß erſtreckte ſich bis in die entlegenſten Orte, all' ihr Thun und Laſſen ward mit Intereſſe verfolgt, ihre Worte gingen von Mund zu Munde. Der lange mühſelige Kampf mit Mangel und Entbehrung war nun für immer zu Ende. Sie hatte den Unterdrückten beiſtehen wollen und dabei, ohne es zu ahnen, ſich ſelbſt aus aller Not geholfen. Vier Monate nach Veröffentlichung ihres Werkes betrug ihr Honorar dafür bereits über zehntauſend Dollars.

Bald liefen nun bei der Verfaſſerin zahlreiche Briefe ein, welche die mannigfaltigſten Urteile über das merkwürdige Buch enthielten Ihre treu ergebene Freundin Georgiana ſchrieb:

„Letzte Nacht ſaß ich bis nach ein Uhr auf, um ‚Onkel Toms Hütte' fertig zu leſen. Es war mir völlig unmöglich, mich davon loszureißen, und noch lange nachdem ich endlich zur Ruhe gegangen war, vermochte ich ein krampfhaftes Schluchzen nicht zu unterdrücken. Ich habe mich ſtets für eine eifrige Gegnerin der Sklaverei gehalten, aber Dein Buch hat meine Entrüſtung und Teilnahme in ſolchem Grade erregt, daß mir war, als ſei mein Gefühl bisher völlig ſtumpf geweſen."

Der Dichter Longfellow schrieb:

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen zu dem ungeheuern Erfolg und Einfluß, welchen ‚Onkel Toms Hütte' erlangt, meinen herzlichen Glückwunsch sage. Es ist einer der größten Triumphe, welche die Geschichte der Litteratur zu verzeichnen hat, von dem höhern, moralischen Triumph ganz zu schweigen.

„Mit vorzüglicher Hochachtung und freundlichen Grüßen an Mr. Stowe verbleibe ich

Ihr aufrichtig ergebener

Henry W. Longfellow."

Garrison schreibt:

„Ich schätze den Wert der Schriften gegen die Sklaverei nach den Schmähungen, welche sie einbringen. Augenblicklich läßt mich die Partei der Sklavenhalter ganz in Ruhe und alle ziehen über Sie her."

Die Zuschrift des Dichters Whittier lautet:

„Für Dein unsterbliches Buch tausend Dank. Meine junge Freundin Mary Irving (Mitarbeiterin der ‚Era') schreibt mir, sie habe es etwa zwanzig jungen Mädchen vorgelesen, Töchter von Sklavenhaltern aus der Nähe von New Orleans und der Gegend Louisianas, in welcher es zum Teil spielt. Sie haben einstimmig alles für wahr erklärt.

Dein aufrichtiger Freund

John G. Whittier."

Thomas W. Higginson spricht sich folgendermaßen aus:

„Zugleich den größten Roman unserer Zeit und die wirksamste Streitschrift gegen die Sklaverei geschrieben zu haben, ist ein Triumph der Litteratur und Menschenliebe, wir wir noch keinen ähnlichen in diesem Lande erlebt haben.

In dankbarer Hochachtung

Ihr

T. W. Higginson."

Einige Tage nach dem Erscheinen des Buches schrieb Mrs. Stowe aus Boston an ihren Mann in Brunswick: „Ich komme hier gar

nicht aus dem Strudel heraus. Jewett fand ich lebhaft erregt; das Geschäft geht gut. Er ist in Washington gewesen und hat mit allen stimmführenden Senatoren des Nordens und Südens verhandelt. Seward hat ihm gesagt, es sei das größte Buch unserer Zeit, oder etwas dergleichen. Er und Sumner haben ihn bei seinem Rundgang begleitet und es den Leuten aus dem Süden warm empfohlen, um sie zu veranlassen, es zu lesen."

Natürlich kamen zugleich mit den Glückwunschschreiben voll warmer Anerkennung auch unzählige, von Drohungen und Beleidigungen strotzende Briefe der Haleys und Legrees aus dem ganzen Lande herbeigeströmt. Über diese sagt Mrs. Stowe: „Sie enthielten eine so seltsame Mischung von Gotteslästerung, Grausamkeit und Ehrlosigkeit, daß man unwillkürlich an die Rede des Apollyon aus Bunyan erinnert wurde, von der es heißt: ‚Er sprach wie ein Drache.'"

Ein Mitarbeiter der ‚Era' schrieb an den Herausgeber: „‚Onkel Toms Hütte' wird von heuchlerischen Predigern als ein unsittliches Buch verdammt. Wollen Sie nicht etwas zu seiner Verteidigung sagen und den Tadel auf seine Urheber zurückwälzen?" Darauf erfolgte die Antwort: „Ebenso gut könnten wir es uns einfallen lassen, Shakespeare zu verteidigen."

Zwar machte man in den Südstaaten den Versuch, durch verschiedene Gegenromane ‚Onkel Toms Hütte' zu widerlegen und die Sklavenfrage in hellerem Lichte darzustellen, aber sie fanden alle keinen Anklang und blieben ungelesen. Über einen derselben schreibt ein Prediger aus Charleston in Südkarolina:

„Ich habe in der ‚Southern Press' zwei Nummern von Mrs. Eastmans Roman: ‚Tante Phillis Hütte, oder das Leben im Süden, wie es wirklich ist', gelesen, nebst den bezüglichen Anmerkungen des Herausgebers. Ein Urteil brauche ich nicht darüber zu fällen, denn es verurteilt sich selbst. Der Herausgeber hätte entschieden besser gethan, seinen Unsinn für sich zu behalten, und wenn der Rest nicht besser ist als der Anfang, so kann dieses jämmerliche Machwerk dem Schriftstellerruf der Mrs. Eastman nur zum Schaden gereichen."

Nunmehr liefen auch die Antworten auf die Briefe ein, welche Mrs. Stowe nach England gesandt hatte; sie lauteten ohne Ausnahme höchst schmeichelhaft und ermutigend. Prinz Albert ließ durch seinen Privatsekretär für den Empfang des Buches danken und versprach es zu lesen. Dutzendweise kamen Zuschriften von englischen Schriftstellern und Staatsmännern. Lord Carlisle schreibt:

„Von Grund meines Herzens danke ich dem allmächtigen Gott, der Sie befähigt und getrieben hat, ein solches Buch zu schreiben. Ich habe das feste Zutrauen, daß Er es nach seiner gnädigen Vorsehung nicht wird vergeblich sein lassen. Schon lange ist es meine Überzeugung, daß die Sklavenfrage in unserer Zeit das allererste Interesse in Anspruch nehmen sollte, denn sie umfaßt das ergreifendste Heldentum und das erschütterndste Elend — sie ist das wahre Epos des Weltalls. Die Selbstsucht der am meisten beteiligten Parteien einerseits und die Schlaffheit und Unwissenheit unbeteiligter Beobachter anderseits haben die allgemeine Aufmerksamkeit nur allzusehr von jenen hohen Forderungen abgewendet. Groß ist daher meine Freude, daß eine Schriftstellerin aufgetreten ist, welche einen Eindruck zu machen versteht und die man lesen wird; denn, was auch die Sklavenpartei jetzt unternehmen mag, sie wird ihre Thaten nicht länger verbergen können."

Auf diesen Brief, den wir nur im Auszug wiedergegeben haben, schrieb Mrs. Stowe folgende Antwort:

„Mylord: — Es ist nicht die Freude, welche befriedigter Autorstolz gewöhnlich empfindet, die mich treibt, Ihnen zu sagen, wie sehr mich Ihre gütige Anerkennung meiner schwachen Bemühungen für die Sache der Menschheit beglückt hat! Der Gegenstand ist so furchtbar ernst, der Beifall, den mein Buch gefunden hat, so ungewöhnlich und unerwartet — ich vermag kaum das Bewußtsein zu bewahren, daß ich die Verfasserin bin. Es erscheint mir vielmehr als das Werk einer höhern Hand, die sich, um ihre Zwecke zu erreichen, auch der schwächsten Kraft zu bedienen vermag. Mir ist alles willkommen, wodurch das Buch in der Welt bekannt wird, denn es soll ein Fürsprecher der Hilflosen und Unterdrückten sein. Besonders aber ist mir seine Verbreitung in England willkommen, weil ich den Einfluß

der öffentlichen Meinung Englands auf unser Land sehr hoch anschlage. Nur ein geborener Amerikaner kann begreifen, wie fest dieses furchtbare Übel mit allen Nerven und Fasern unseres Staatskörpers verwachsen ist, wie die kleinste Berührung desselben auch die Freistaaten durchbebt und durchschauert, und welche furchtbar verderbliche und verführerische Macht es über das Gewissen und sittliche Bewußtsein unseres freien Gemeinwesens ausübt. Durch Handel und Gewerbe, durch Familienbande, durch politische Zwecke und bei tausenderlei Veranlassungen wird der freie Teil unseres Landes fortwährend in die Mitschuld der Sklavenhalter hineingezogen. Es ist entsetzlich, wie man sich daran gewöhnt, Tag für Tag von den Greueln der Sklaverei zu hören, von Abscheulichkeiten, vor denen — so sollte man meinen — die Sonne ihr Antlitz verhüllen müßte, und gegen die man sich abstumpft, die man kaltblütig bespricht, über die man kaltblütig hinweggeht! — So ist es z. B. ganz üblich, geistig begabte, hübsche, farbige Mädchen zu den schändlichsten Zwecken zu verkaufen. Dies ist eine in den Nordstaaten allgemeine, offenkundige und erwiesene Thatsache. Ich selbst habe jetzt in meiner Obhut zwei junge Mädchen — jede Mutter könnte stolz auf sie sein — die noch glücklich auf dem Sklavenmarkt in New Orleans, wohin man die Hilflosen gebracht hatte, errettet worden sind. Verschiedene Begebenheiten aus ihrer Familiengeschichte habe ich niedergeschrieben und füge sie hier bei als den besten Beweis für meine Behauptungen. Die Aufzeichnungen sind nicht veröffentlicht worden*), das würde jetzt den Beteiligten nicht einmal in England von Nutzen sein. Ich habe dieselben nur drucken lassen, da ich sie bei meinen Geldsammlungen als Belege brauchen wollte.

„Wie gesagt, solche Vorkommnisse sind für die Freistaaten kein Geheimnis, man weiß womöglich noch Schlimmeres, aber die sittliche Entrüstung dagegen scheint erstorben. Viele Geistliche haben Kenntnis davon und würden sich doch für nichts in der Welt entschließen, auf der Kanzel gegen die Greuel der Sklaverei zu predigen oder für die armen Schwarzen zu beten. Staatsmänner sind davon unterrichtet

*) Erst später in dem „Schlüssel zu Onkel Toms Hütte".

und stimmen nach wie vor für die Fortdauer und Ausbreitung des Systems.

„Haben doch unsere beiden stimmführenden Parteien erst in diesem Jahr beschlossen, alle Verhandlungen über den verhaßten Gegenstand niederzuschlagen. Das haben Leute gethan, denen aus persönlicher Erfahrung über den inländischen Sklavenhandel Dinge bekannt waren, welche niemand imstande sein sollte je wieder zu vergessen. Bei der öffentlichen Beratung über das Auslieferungsgesetz haben sich Männer für dasselbe erklärt, welche dies Gesetz unter vier Augen als eine Schmach bezeichnen und sich nicht scheuen einzugestehen, daß sie es gar nicht unterlassen könnten, den flüchtigen Sklaven bei jeder Gelegenheit zu helfen.

„Die entsittlichende Wirkung dieser fortgesetzten Unaufrichtigkeit, der Gedanke, daß es möglich ist, Augenzeuge der scheußlichsten Verbrechen und Bedrückungen zu sein und sich dagegen abzustumpfen, ist für mich noch das Schrecklichste und Trostloseste von allem. Dies wird mir besonders klar, wenn ich sehe, daß die Enthüllungen meines Buches einen so viel größeren Eindruck auf die Engländer machen als auf die Amerikaner. Bin ich doch selbst schon durch die tägliche Berührung mit den schrecklichen Einzelheiten unempfindlicher geworden. Wenn ich über das Lösegeld der Sklaven verhandle und Erkundigungen nach dem jeweiligen Marktpreis einziehe, für welchen man Männer, Frauen oder Kinder verkauft, fühle ich mit Entsetzen, wie vertraut ich mit all' diesen Greueln werde.

„Hierin also kann das große, weise und mächtige England uns wirksam beistehen, sobald es sich einen klaren Einblick in die Angelegenheit verschafft hat. Es ist vom gleichen Geist beseelt wie wir, wird aber nicht durch tausend entnervende Einflüsse verblendet und bethört und hat nicht unsere Versuchungen zu bestehen. Durch die Kraft seines gesunden, sittlichen Gefühls für die Sache muß es unsere abgestorbene Empfindung neu beleben. Das ist auch der Grund meiner Freude, Mylord, wenn ich sehe, daß Gemüter wie das Ihre sich der Frage zuwenden. Im Innersten bewegt, möchte ich ausrufen: ‚Verlassen Sie uns nicht um Christi willen, Sie wissen nicht, wieviel Sie für uns thun können!"

„Ich bin jetzt damit beschäftigt, meinem Buche Anmerkungen beizufügen, in denen ich meine Behauptungen mit Thatsachen und statistischen Nachweisen belege und das Gesagte durch Auszüge aus den Gesetzbüchern und Gerichtsverhandlungen der Sklavenstaaten noch anschaulicher machen will. Es sind dies unwiderlegliche Urkunden, welche ich Ihrer besondern Beachtung empfehle, wenn sie binnen kurzem in England erscheinen. Solche gesetzliche Entscheidungen sind noch weit furchtbarer als alle vereinzelten Thatsachen.

„Für England ist es durchaus nicht gleichgültig, welche Stellung es in der Sklavenfrage einnimmt; ja, schon mehren sich die Anzeichen, daß der Kampf der beiden Parteien auf englischem Boden entbrennen wird. Mein Freund, der Herr aus Südkarolina, hat, wie ich sehe, den Schmähartikel über ‚Onkel Toms Hütte', der hier bereits erschienen war, jetzt an ‚Frasers Magazine' geschickt. Der Aufsatz aus der Londoner ‚Times' ist bei uns eifrig nachgedruckt und unter dem Titel: ‚Was man in England über Onkel Tom denkt', zu hunderten von Exemplaren als Broschüre verkauft worden. Man wird allem Anschein nach kein Mittel unversucht lassen, um die öffentliche Meinung in England zu beeinflussen und den Eindruck zu verwischen, den das Buch dort gemacht hat.

„Während der ersten Zeit nach seiner Herausgabe schien es ungeteilten Beifall zu finden. Von Seiten, wo man es am wenigsten erwartete, von politischen Parteien aller Schattierungen ward einstimmig sein lautes Lob verkündet. Das überraschte mich sehr, denn ich wußte, wie gefährlich der Boden war, auf dem ich stand. Erst als bereits über hunderttausend Exemplare verkauft waren, erfolgte der Rückschlag, welchen jener Aufsatz in der Londoner ‚Times' einleitete. Wie auf ein verabredetes Zeichen fingen plötzlich alle Tagesblätter einer gewissen Richtung an, Schmähartikel zu veröffentlichen. Selbst Zeitungen, welche sich vorher zustimmend geäußert hatten, führten jetzt eine verächtliche Sprache. Religiöse Blätter, voran der ‚New York Observer', verurteilten das Buch als unchristlich, unevanlisch, und verschmähten selbst nicht, den guten Ruf der Verfasserin anzutasten, um die Aufmerksamkeit von dem Buche abzulenken.

„Das alles ist zwar nicht ohne Bedeutung, aber meiner Mei-

nung nach kommt es zu spät. Warum der Versuch nicht früher gemacht wurde, ist mir unbegreiflich. Es muß wohl eine Fügung Gottes gewesen sein, um der guten Sache Gehör zu verschaffen. Daß man die politische Wirkung des Buches nicht vorausgesehen hat, wundert mich weit mehr, als daß man es jetzt, nun sich sein Einfluß bemerklich macht, zu vernichten trachtet.

„Das Buch ist, wie ich glaube, schon von wirklichem Nutzen gewesen. Es hat erstens die Erbitterung der schroffsten Abolitionisten gemildert; zweitens viele Gegner der Sklaverei, welche sich durch jene Erbitterung bisher abschrecken ließen, veranlaßt, ihre Überzeugung offen kundzuthun; drittens den freien Farbigen Selbstachtung, Hoffnung und Vertrauen eingeflößt; viertens, im ganzen Lande ein größeres Wohlwollen für die Negerrasse erweckt.

„Ein großer Schaden ist für die Sache der Freiheit daraus entstanden, daß die ersten Urheber der Bewegung, hingerissen von ihrem Feuereifer für die beleidigte Menschheit, manches gesagt und gethan haben, was ihnen die Herzen aller entfremden mußte. Man kann nicht ohne Trauer an ihr thörichtes Beginnen denken, das der heiligen Sache so verhängnisvoll gewesen ist und ihren Sieg in weite Ferne gerückt hat.

„Daß die wildesten und schroffsten Abolitionisten zuerst im Verein mit den kühlsten Konservativen mein Buch lobten und förderten, war mir, wie gesagt, völlig überraschend. Ich hatte von ihnen nur Tadel erwartet, besonders da ich gewagt hatte, das so streng verpönte Losungswort: ‚Liberia‘ zu nennen.

„Mylord, was mich trieb, diesen langen Brief zu schreiben, war nichts als der innige Wunsch, daß einige der ersten Geister Englands mit dem Stand der Dinge bei uns genau vertraut werden möchten. Die ganze zivilisierte Welt sitzt jetzt über die große Frage zu Gericht; sie beschäftigt die gesamte Christenheit, und ich bin überzeugt, Gott hat das nicht ohne Absicht also gefügt.

Um der guten Sache willen

Ihre ergebene

Harriet Beecher Stowe.“

Im Dezember schrieb der Graf von Shaftesbury:

„Verehrte Frau! — Der Schreiber dieser Zeilen ist Ihnen vielleicht völlig unbekannt. Sollten Sie aber auch meinen Namen jetzt zum erstenmal lesen, so kann ich doch nicht umhin, Ihnen auszusprechen, wie innig ich Gott danke, daß Er Ihnen Verstand und Herz begeistert und erleuchtet hat, um ‚Onkel Toms Hütte' zu schreiben. Ein Buch wie das Ihre konnte nur aus einer gläubigen Christenseele kommen; es hat die ganze Welt aufgerüttelt und uns durch die Enthüllung der verübten Frevelthaten einen Begriff davon gegeben, was aus unserer sündigen Erde werden würde, wenn der Satan auf ihr zur unbeschränkten Herrschaft gelangte."

Auf diesen Brief gab Mrs. Stowe die folgende Antwort:

„An den Grafen von Shaftesbury:

„Mylord! — Die Zeilen, welche ich von Ihrer Hand erhielt, haben mir eine rechte Stärkung und Ermutigung gebracht, wie ich sie bei meinem schwachen Gesundheitszustand und den trüben Gedanken, die sich meiner oft bemächtigen, dringend bedurfte.

„Es ist tröstlich zu wissen, daß in andern Ländern Menschen leben, die unsere Gefühle teilen, ihr Vertrauen auf Christi Evangelium setzen und auf die Erfüllung seiner Verheißung hoffen.

„Noch bevor ich Ihren Brief erhielt, Mylord, habe ich mit tiefer Rührung Ihr Schreiben an die Frauen Englands gelesen und desgleichen die hochherzige Ansprache der Herzogin von Sutherland. Worte, die aus solchem Munde kommen und von so frommer, wohlwollender Gesinnung zeugen, stammen in Wahrheit von Gott und müssen der Welt Segen bringen.

„Mit Betrübnis sehe ich, wie viele, sowohl in England als bei uns, unfähig sind, zu begreifen, daß diese Bewegung aus reiner, christlicher Liebe entsprungen ist. Man hat sich sogar nicht gescheut, gemeine und niedrige Angriffe gegen meine Person zu richten, wie ich sie in englischen und amerikanischen Blättern für unmöglich gehalten hätte.

„Als ich mein Buch schrieb, that ich es in aller Einfalt, um Christi willen. Ich fühlte mich dazu berufen, weil ich ein Herz voll

Liebe für den Süden besaß, weil ich die Schwierigkeiten, mit denen man dort zu kämpfen hatte, wohl zu würdigen verstand und viele treffliche Charakterzüge seiner Bewohner aufrichtig bewunderte. Von dieser meiner Gesinnung muß sich, denke ich, jeder unparteiische Leser des Werkes überzeugen können.

„Ich hatte gehofft, man werde dem Buche wegen seiner menschenfreundlichen Absicht und des stellenweise so günstigen Urteils, das es enthält, nichts in den Weg legen. Von Evas sanfter Stimme, von St. Clares männlicher Großmut würde man sich Äußerungen über das Sklavensystem gefallen lassen, die in jeder andern Form gehässig erschienen wären. Zuerst ward das Buch auch überall günstig aufgenommen. Der Süden verdammte es nicht, der Norden spendete ihm einstimmig Lob und Preis; kein abfälliges Urteil wurde laut, zu meiner Verwunderung hörte man allgemein nur Gutes darüber sagen. Aber als es sich nun immer weiter in die Südstaaten verbreitete, als man gewahr wurde, wie mächtig sein Einfluß auf alle Leser war, da trat ein Umschwung ein.

„Widerlegungen, Schmähschriften, Zeitungsangriffe kamen Schlag auf Schlag; auch gewisse Blätter des Nordens — sogenannte religiöse — wandten sich gegen das Buch und erklärten es für unchristlich, für ketzerisch u. s. w. Das geschah, weil man erkannte, es werde seiner ganzen Richtung nach wohl imstande sein, zu erreichen, was es bezweckte, nämlich die Gewissen aufzurütteln und die Emanzipation anzubahnen.

„Nichts aber fürchten die politischen Stimmführer und Kapitalisten des Südens mehr, als daß die Antisklaverei unter ihnen selbst Boden gewinnen möchte. Sogar des mächtigen Lynchgesetzes bedient man sich dort, um alle Erörterungen über die Frage zum Schweigen zu bringen, alle Gewissensskrupel zu ersticken. Der Verkauf von Büchern und Schriften über die Sklaverei ist verboten und wird mit Geldstrafe oder Gefängnisstrafe geahndet.

„Mein Buch ist daher in manchen Teilen des Südens ebenso streng mit dem Interdikt belegt wie die Bibel in Italien. In keinem Buchladen wird es geduldet und die meisten Leute kennen mich und mein Werk dort nur aus falschen, verzerrten Darstellungen und

den bunt zusammengewürfelten Auszügen, welche die Zeitungen abdrucken.

„Eine meiner Cousinen, die den Winter über in Georgia war, sagt, das Vorurteil gegen mich sei dort so groß, daß sie nicht wagen dürfe, meinen Namen auf die Briefadresse zu schreiben; auch haben sonst liebenswürdige und vortreffliche Leute sie gefragt, ob eine Person wie ich denn im Norden in anständiger Gesellschaft überhaupt Zutritt habe.

„Ganz besonders zu bedauern ist es unter diesen Umständen, daß der ‚New York Observer', eine altangesehene religiöse Zeitung, die besonders in den Südstaaten weit verbreitet ist, mich mit so maßloser Erbitterung angreift, daß sogar einige Tagesblätter des Südens edelmütig genug gewesen sind, dagegen Einspruch zu erheben.

„Daß man sich gar noch auf die Religion und Christi heiligen Namen beruft, um unsere Brüder vom Süden in ihren Vorurteilen zu bestärken und ihr Urteil zu verdunkeln, macht mir den tiefsten Kummer. Natürlich kann mir das alles persönlich keinen Schaden bringen, da ich in meinem glücklichen Heimwesen geschützt und von den wärmsten Freunden umgeben bin. Es betrübt mich nur, weil es eine Schmach für die Christen und eine Ungerechtigkeit gegen viele hochherzige Leute in den Südstaaten ist, welchen man nicht gestattet, sich ein ruhiges, leidenschaftloses Urteil zu bilden.

„Aus alledem, Mylord, geht aber klar hervor, um welches hohe Interesse es sich handelt. Man kann sagen, daß der ganze Besitzstand Amerikas daran beteiligt ist. Auch England scheint in empfindliche Mitleidenschaft gezogen, nach dem grimmigen und beißenden Ton zu urteilen, welchen einige englische Zeitungen anschlagen.

„Ich hoffe, die edlen, hochherzigen Frauen Englands, welche ihrer Ansicht über die Sklavenfrage einen so schönen Ausdruck gegeben haben, werden sich durch den scharfen Tadel, dem sie sich aussetzen, nicht entmutigen lassen. England nützt uns viel. Wir bedürfen der Lebenswärme eines unparteiischen Landes, um unser träges und erstarrtes Gemeinwesen mit neuem Gefühl zu durchströmen.

„Auch die stürmische Bewegung, welche das Buch in Italien, Deutschland und Frankreich erregt, hat eine heilsame Wirkung, wie schmerzlich auch für uns Amerikaner die Erkenntnis sein muß, daß

wir uns gegen das furchtbare Übel abgestumpft haben und erst des Urteils der Welt zu unserer Hilfe bedürfen.

„Ich schreibe jetzt einen ‚Schlüssel zu Onkel Toms Hütte', ein Buch, das die unwiderleglichen Thatsachen enthält, auf welche ich mich stütze. Etwa der dritte Teil desselben besteht aus Urkunden über gerichtliche Untersuchungen und Entscheidungen nebst Auszügen aus den Gesetzen einzelner Staaten. Es ist eine furchtbare Geschichte, Mylord; ich kann in Wahrheit sagen, daß ich sie mit meinem Herzblut schreibe und wie auf Gottes Befehl. Ich gebe mein Zeugnis ab, sehr wider meinen Willen; möge England den Blick der Welt auf die angeführten Thatsachen lenken, damit die Südstaaten nicht länger imstande sind, so schreiende Übelstände zu verleugnen oder mit Stillschweigen zu übergehen. Was man dazu sagen wird, weiß ich nicht, da man schon die Einzelheiten des ersten Buchs entsetzlich gefunden hat, aber hier ließ sich nichts beschönigen, verschweigen oder ableugnen. Es ist Gottes Wille, daß es ans Tageslicht kommt, und ich bin nichts als sein Werkzeug.

„Zufolge einer Einladung der Antisklaverei-Gesellschaft in Glasgow beabsichtigen wir, mein Mann und ich, uns im April nach England einzuschiffen, um mit den dortigen Freunden in persönlichen Verkehr zu treten. Ich bin überzeugt, daß England im Verein mit Leuten, welche die bei uns herrschenden Gesinnungen und Gebräuche kennen, viel Gutes zu stiften vermag.

„Mylord, wer die Bewegung christlich gesinnter Engländer zugunsten der Abschaffung der Sklaverei für ein Zeichen der Zwietracht zwischen den Nationen ansieht, irrt sich gewaltig. Sie ist im Gegenteil der beste Freundschaftsbeweis, den England uns je gegeben hat und wird auch sicherlich als solcher aufgenommen werden. Wer sich einmal der Sache zugewandt hat, wird sich — das hoffe ich von Herzen — durch nichts abschrecken lassen, sondern bis ans Ende beharren. Wäre auch alles gegen uns — Christus steht auf unserer Seite und muß zuletzt doch den Sieg behalten. Durch seines Geistes Kraft wird das gute Werk gelingen.

In aufrichtigem Christensinn

Ihre

H. B. Stowe."

Von Arthur Helps*) erhielt Mrs. Stowe seine in „Frasers Magazine“ veröffentlichte Kritik ihres Buches zugeschickt. In dem dieselbe begleitenden Briefe macht er Einwendungen gegen einen Vergleich zwischen den Arbeiterklassen Englands und den amerikanischen Sklaven, welcher in „Onkel Toms Hütte“ vorkommt. Mrs. Stowe erwidert ihm hierauf:

„An Mr. Arthur Helps.

„Geehrter Herr! — Meinen besten Dank für die freundliche Gesinnung, welche Sie in Ihrem Briefe aussprechen. In einem Punkt jedoch hat mein Buch Ihnen offenbar die Gefühle meines Herzens nicht getreu wiedergegeben, nämlich, was mein Verhältnis zur englischen Nation betrifft. Die Bemerkungen, auf welche Sie sich beziehen, kommen, wie Sie wissen, aus dem Munde St. Clares, eines gebildeten Südländers. Ich glaube, das es nicht unbillig ist, wenn ich ihn sagen lasse, was man hier häufig wiederholen hört, daß nämlich unsere Arbeiter in den Südstaaten inbetreff ihres physischen Wohlergehens in mancher Hinsicht besser daran sind als die Armen in England.

„Dies ist die landläufige Redensart, mit welcher sich die Sklavenhalter zu verteidigen pflegen; eine Entschuldigung ist es natürlich nicht, denn aus zwiefachem Unrecht kann kein Recht entstehen.

„Wenn aber auch, wie hier allgemein angenommen wird, dies Verhältnis der Sklaven zu der armen Bevölkerung Englands richtig ist (unsere Annahmen beruhen auf Parlamentsberichten und anderen urkundlichen Beweisen, auch auf Abhandlungen, welche hier weite Verbreitung finden, z. B. die ‚Londoner Arbeit und die Londoner Armen‘) so besteht doch ein wesentlicher Unterschied. Wir von der Freiheitspartei halten den Zustand der Sklaven für schlechter, weil das Gesetz ihre Menschenrechte, ja ihre Daseinsberechtigung überhaupt nicht anerkennt. In England schützt und schirmt das Gesetz den geringsten Unterthan — wenigstens dem Wortlaut nach, wenn auch nicht immer in Wirklichkeit. Kein königlicher Prinz dürfte auch nur

---

*) Verfasser einer Geschichte der spanischen Eroberungen in Amerika.

den niedrigsten Arbeiter schlagen, ohne gerichtlich dafür belangt werden zu können — vielleicht nur in der Theorie, aber auch das ist schon viel. In Amerika kann und darf, wer da will, einen Sklaven schlagen. Hat sein Herr nichts dagegen einzuwenden, so erhält der Mißhandelte keinen Beistand.

„Ob in England oder Amerika, die Erfahrung bleibt sich gleich: wenn eine Klasse zu Macht und Reichtum gelangt ist durch ein System, welches im Lauf der Zeit die unteren Klassen ins Elend stürzt, da läßt sie Macht und Reichtum niemals freiwillig fahren. Selbst wenn sie einsieht, daß dies ihre Pflicht wäre, bringt sie das Opfer nicht. Dies ist überall so, nicht allein in England und Amerika, denn es liegt in der menschlichen Natur. In England hat der Kampf um die Rechte des Volkes Schritt für Schritt von gewisser Seite einen ebenso hartnäckigen Widerstand erfahren, wie jetzt bei den Sklavenhaltern in Amerika. Als Beispiel erwähne ich nur den Widerspruch gegen die Beschränkung der achtzehnstündigen Kinderarbeit in den Fabriken. Doch fehlt es auch weder in England noch in Amerika an eifrigen Freunden der Volksrechte, gerade in solchen Kreisen, deren Privilegien am meisten dadurch beeinträchtigt werden. Und hier gebührt England meiner Meinung nach entschieden der Vorrang. Unter dem hohen englischen Adel giebt es, wie ich glaube, mehr Beschützer des gemeinen Mannes, mehr Freunde des menschlichen Fortschritts, die bereit sind, denselben zu fördern ohne Rücksicht auf ihre eigenen Standesinteressen, als unter der Klasse der aristokratischen Sklavenhalter. Ich teile durchaus nicht das unsinnige Vorurteil gegen die englische Nation, auf welches ich zu meinem großen Bedauern zuweilen in Amerika stoße. Ein solches Vorurteil ist unserer beiden Völker durchaus unwürdig und nichts als ein Überrest früherer Barbarei.

„Was mich betrifft, so bin ich stolz auf meine englische Abstammung. Zwar halte ich Englands Politik nicht für fehlerlos und bin der Meinung, daß viele seiner Einrichtungen der Durchsicht und Verbesserung dringend bedürfen, doch liebe ich dieses große, gute und starke Volk von Herzen. Haben nicht England und Amerika ein Blut, eine Sprache, eine glorreiche Litteratur! Sind nicht Milton, Shake-

speare und alle Weisen und Tapferen aus alter Zeit unser gemeinsames Gut; sollte nicht zwischen Völkern, denen ein so ruhmvolles Erbteil zugefallen ist, das herzlichste Einvernehmen bestehen? — In allen Herzen, die dem meinigen gleichen, sicherlich.

Mit aufrichtiger Ergebenheit

H. B. Stowe."

Achtes Kapitel.

Vor der ersten Reise nach Europa. 1853.

Bald nach dem Erscheinen von „Onkel Toms Hütte“ besuchte Mrs. Stowe ihren Bruder Henry in Brooklyn. Von diesem Aufenthalt schreibt sich ihre nähere Bekanntschaft mit den Edmondsons her, einer Sklavenfamilie aus Washington. Emily und Mary, zwei Töchter von Paul, einem Freigelassenen, und Milly Edmondson, einer Sklavin, waren wegen eines Versuchs, der Sklaverei zu entfliehen, an einen Händler verkauft worden, welcher sie auf den Markt nach New Orleans bringen wollte. Während sie, bis der Transport nach Süden beisammen war, im Gefängnis von Alexandria lagen, machte sich ihr alter Vater mit gramerfülltem Herzen auf, um von den freien Bewohnern des Nordens das Lösegeld für seine Töchter zu erbitten. Der Sklavenhändler forderte 2250 Dollars, aber die hohe Summe schreckte den wackern Alten nicht zurück, er glaubte fest an das Gelingen seines Vorhabens und trat in dieser Zuversicht seine Wallfahrt an.

In New York angekommen, ging er nach dem Bureau der Antisklaverei-Gesellschaft und erzählte seine jammervolle Geschichte. Wie groß aber auch der Anteil war, den er erweckte, man hielt es für ein Ding der Unmöglichkeit, ein so ungeheueres Lösegeld zusammenzubringen. Endlich riet man dem Alten, Henry Ward Beecher aufzusuchen und ihn um Hilfe zu bitten. Er gelangte auch glücklich bis an die Hausthür des berühmten Predigers, aber durch viele Enttäuschungen mutlos gemacht, fürchtete er auch hier einen abschlägigen Bescheid zu erhalten. Statt die Klingel zu ziehen, um Einlaß zu be-

gehren, setzte er sich auf eine Steinstufe nieder und brach in Thränen aus. So fand ihn Mr. Beecher, ließ sich seine Geschichte erzählen und versprach für ihn zu thun, was in seinen Kräften stehe. Er nahm den armen Alten mit in die gottesdienstliche Versammlung, welche an jenem Abend in der Plymouth Kirche stattfand, und schilderte seiner Gemeinde mit so ergreifender Beredsamkeit die Leiden der unglücklichen Sklavenmädchen, daß die Herzen der erschütterten Zuhörer in Entrüstung und innigem Mitgefühl entbrannten. Die ganze Summe von 2250 Dollars kam auf der Stelle zusammen, und der alte Vater, der kaum imstande war, sein Glück zu fassen, durfte mit dem vollen Lösegeld zu seinen verzweifelnden Kindern heimkehren.

Das alles hatte sich schon gegen das Ende des Jahres 1848 zugetragen; Mrs. Stowe erfuhr jedoch nichts von der Befreiung der Mädchen, bis 1851 die Aufforderung an sie erging, bei ihrer Erziehung behilflich zu sein. Von da ab bestritt sie alle Kosten für die beiden Schwestern, solange sie die Schule besuchten, die eine starb aber schon zwei Jahre darauf.

Während Mrs. Stowe im Frühling 1852 in New York auf Besuch war, kam nun die alte Mutter, Milly Edmondson, nach dem Norden, in der Hoffnung, auch ihre anderen Kinder, ein Mädchen und einen erwachsenen Sohn, aus der Sklaverei zu retten. Von den zwölfhundert Dollars, welche dazu erforderlich waren, hatte der Vater bereits durch harte Arbeit einhundert zusammengebracht, als ihn eine schwere Krankheit daniederwarf und ihn hinderte, sein Werk fortzusetzen. Seine Frau verlor jedoch die Hoffnung nicht. Nach heißen Gebeten und vielem Überlegen trat sie eines Tages zu ihm und sagte: „Paul, ich gehe selbst nach New York und will versuchen, das Geld herbeizuschaffen."

Der Mann machte mancherlei Einwendungen: sie sei viel zu alt und schwach für das Unternehmen, sie werde den Weg nicht finden, die Leute im Norden seien es müde, Sklaven loszukaufen u. dgl., aber nichts konnte die mutige Frau von dem einmal gefaßten Vorsatz abbringen. Sie erreichte wirklich New York, ging zu Mr. Beecher und war so glücklich, Mrs. Stowe dort anzutreffen. Nun war ihre Not zu Ende. Die Verteidigerin der Bedrückten nahm sich der armen

Sklavin ernstlich an und betrachtete es als ihre Aufgabe, nicht nur das Lösegeld für Millys Kinder zu sammeln, sondern auch sie selbst noch loszukaufen. Am 28. Mai schreibt sie an ihren Mann nach Brunswick:

„Die Mutter der beiden Edmondsons, eine gebrechliche alte Frau, ist hier in der Stadt. Sie hat unter dem Druck der Sklaverei ihren gläubigen Christensinn herrlich bewährt. Einem solchen lebendigen Beispiel echter Frömmigkeit war ich damals, als ich ‚Onkel Tom' schrieb, noch nicht begegnet. Was ich empfand, als sie mich mit kummervoller Duldermiene anblickte, mir ihre Geschichte erzählte und um meine Hilfe bat, vermögen Worte nicht zu schildern. Ein solcher Ausdruck still leidender Geduld ist mir noch niemals vorgekommen.

„Als sie zu Ende war, rief ich: ‚Sei nur getrost, ihr sollt frei werden, du und deine Kinder. Wenn ich das Geld nicht anders bekommen kann, will ich es selbst bezahlen!' — Da hättest du den wunderbar milden und feierlichen Blick sehen sollen, mit dem sie mich anschaute: ‚Der Herr segne dich, meine Tochter!' sagte sie gerührt.

„Jenny Lind hat mir ein reizendes Briefchen geschrieben; ihr Name und der ihres Mannes steht obenan auf meiner Sammelliste mit hundert Dollars. Mr. Bowen hat ebenso viel beigesteuert und ich zeichne den gleichen Betrag. Eine Dame hat mir fünfundzwanzig Dollars gegeben und Mr. Storrs verspricht fünfzig Dollars. Morgen nehme ich Milly mit in eine Versammlung von Damen aus Henrys und Mr. Coxs Kirchengemeinden, denen sie ihre Geschichte erzählen soll. In New Haven, in Boston und in Portland will ich ähnliche Zusammenkünfte veranlassen. Es wird den Gebern nicht minder wohlthun als den Empfängern.

„Die ganze Zeit über sehne ich mich aber unsaussprechlich nach Deinem Brief, der in New Haven liegen soll. Lob und Anerkennung befriedigen mich nicht; mich hat, glaube ich, noch nie so sehr nach Liebe verlangt als eben jetzt, ich möchte Dich sagen hören, wie lieb Du mich hast. Sollte mein hiesiges Unternehmen meine Heimreise verzögern und mir Kräfte kosten, so sei nicht unzufrieden, lieber Mann. Ich betrachte es als meine heilige Pflicht, diese fromme Christenseele,

die so geduldigen und versöhnlichen Gemüts ist, zu schützen und ihr beizustehen. Lieber will ich noch eine Weile von den Meinigen fern bleiben, als daß diese Mutter ihr Alles verliert. Ich muß sie loskaufen.

„New Haven 2. Juni. Die Sache der armen Milly nimmt einen herrlichen Verlauf. Morgen findet die Versammlung hier statt. Aus Brooklyn habe ich vierhundert Dollars erhalten, und die Damen, welche Sammellisten übernommen haben, werden gewiß noch zweihundert Dollars abliefern."

Milly Edmondson brauchte nicht auf den Erfolg dieser Sammlungen zu warten. Schon in Now York hatte Mrs. Stowe ihr einen Wechsel auf die ganze Kaufsumme für sie und ihre Kinder eingehändigt und die alte Sklavin beglückt in ihre Heimat entlassen. Dies Lösegeld wurde ihr jedoch durch großmütige Beiträge zurückerstattet; sie schreibt darüber im Juli an ihren Mann:

„A. Lawrence hat mir mit einem freundlichen Briefchen fünfundzwanzig Dollars in Gold für die Edmondsons geschickt; auch von Isabellas Damen erhielt ich die gleiche Summe. Du siehst also, daß unser Wechsel schon überreichlich bezahlt ist."

In New York wurde Mrs. Stowe von ihren vielen neuen Freunden mit Glückwünschen und Ehrenbezeugungen überhäuft. Das angenehmste Erlebnis aus dieser Zeit war ihr jedoch der briefliche Verkehr mit Jenny Lind (Goldschmidt), über welchen sie folgendermaßen berichtet:

„Daß ich Jenny Lind gehört habe, ist mir noch wie ein schöner, süßer Traum. Jede ihrer Mienen und Bewegungen ist voll poetischen Gefühls. Sie hat die ungekünstelte Anmut eines Kindes, sie ist zart, leicht und luftig und von wunderbarer Frische wie eine Waldnymphe.

„Wir hatten ausgezeichnete Plätze, und weißt Du, wie wir sie bekamen? Als Mr. Howard uns früh am Morgen Billette holen wollte, sagte ihm Herr Goldschmidt, die guten wären schon alle verkauft. Mr. Howard bedauerte dies, um Mrs. Stowes willen, deren großer Wunsch es sei, Jenny Lind zu hören. ‚Mrs. Stowe!' rief

Herr Goldschmidt, ‚die Verfasserin von „Onkel Toms Hütte?“ — Sie soll auf jeden Fall ein Billet haben, mag daraus werden, was da will.‘

„Er griff nach seinem Hut, ging fort und kehrte bald darauf mit zwei Billetten zu den besten Plätzen im ganzen Saal zurück; das Couvert hatte seine Frau selbst an mich adressiert. Mr. Howard sagt, die Karten hätten sich jeden Augenblick für zehn Dollars das Stück verkaufen lassen.

„Heute schickte ich ihr eine Danksagung mit einem Exemplar meines Buches. Ich bin sehr froh, sie gesehen zu haben, sie ist ein herrliches Geschöpf.“

Auf diese Zusendung schrieb die große Sängerin folgende Antwort:

„Liebe Mrs. Stowe! — Meinen aufrichtigen Dank für Ihren gütigen Brief, der mir eine rechte Freude war.

„Sie müssen fühlen und wissen, welchen tiefen Eindruck ‚Onkel Toms Hütte‘ auf jedes Herz gemacht hat, welches nicht ganz unempfindlich ist für die Würde des Menschendaseins. Mit meinem schlechten Englisch darf ich nicht wagen, etwas über die Vortrefflichkeit dieses wunderschönen Buches zu sagen, nur danken will ich Ihnen für den Genuß, den es mir bereitet hat.

„Verzeihen Sie, verehrte Frau, daß ich mir die Freiheit nehme, an Sie zu schreiben, aber ich habe so sehr gewünscht, eine Gelegenheit zu finden, Ihnen meine Dankbarkeit auszusprechen, daß ich es mir nicht versagen kann. ‚Onkel Toms Hütte‘ hat in mir das Gefühl erweckt, daß sich allmählich große Umwälzungen vollziehen werden, denn die Wirkung des Buches kann nicht ausbleiben. Seine Verfasserin kann sich jederzeit mit dem beglückenden Bewußtsein zur Ruhe legen, daß sie ein Werkzeug in des Schöpfers Hand gewesen ist zum Wohl unserer schwarzen Brüder. Gott erhalte und schütze Sie und die Ihrigen, verehrte Frau; gewiß wird seine Hand immer segnend auf Ihrem Haupte ruhen. Noch einmal bitte ich Sie, mir meine Kühnheit und mein mangelhaftes Englisch zu verzeihen und bleibe

Ihre aufrichtig ergebene

Jenny Goldschmidt née Lind.“

Auf Mrs. Stowes Bitte für die Familie Edmondson schrieb Jenny Lind:

„Liebe Mrs. Stowe! — Ich habe Ihren Bericht über die Negerfamilie in Washington mit großem Interesse gelesen. Wir freuen uns sehr, mein Mann und ich, unseren Namen auf die Liste setzen zu dürfen, welche Sie uns zugeschickt haben.

„Meine Zeit ist kurz bemessen. Es thut mir von Herzen leid, daß ich Sie nicht aufsuchen kann und Ihnen nur auf diesem Wege Lebewohl sagen muß. Mit der Hoffnung, daß Sie im Laufe der Zeit noch den Fortschritt der guten Sache, für welche Sie so tapfer gefochten haben, mit eigenen Augen sehen werden, sende ich Ihnen meine besten Wünsche.

In Freundschaft
Ihre
Jenny Goldschmidt."

Während Mrs. Stowes Abwesenheit erhielt ihr Mann einen dringenden Ruf als Professor der Bibelkunde an das Theologische Seminar in Andover, Mass., welchen er annahm. Seine Frau schreibt darüber:

„Was mich betrifft, so möchte ich Brunswick lieber sofort verlassen, wenn es doch einmal sein muß. Es ist leichter, sich mit einem schnellen Ruck loszureißen, als den Abschied lange hinzuziehen, mit der Gewißheit, daß doch einmal geschieden sein muß. Menschen, die mir lieber sind als meine Brunswicker Freunde, werde ich wohl schwerlich je wiederfinden."

Da Professor Stowes Verpflichtungen ihn nötigten, einen Teil des Sommers noch in Brunswick zuzubringen, sowie eine Reise nach Cincinnati zu machen, richtete seine Frau unterdessen das für die Familie bestimmte Haus in Andover ein. Dies Gebäude, die „Alte Werkstatt" genannt, welches auch den Seminaristen als Turnhalle gedient hatte, verwandelte sich bis zum ersten November unter Mrs. Stowes umsichtiger Leitung und kluger Verwendung der Geldmittel in ein reizendes Heimwesen. „Die Hütte" ward bald zu einem der anziehendsten litterarischen Mittelpunkte des Landes; hier fanden viele

Jahre lang bedeutende Persönlichkeiten aus aller Herren Länder gastliche Aufnahme, von hier gingen die zahllosen menschenfreundlichen Unternehmungen aus, zu denen Mrs. Stowe und ihr gelehrter Gatte den ersten Anstoß gaben.

Der Sommer, in welchem sie die Einrichtung ihres Hauses betrieb, war für sie reich an mannigfachem Genuß und litterarischer Thätigkeit. Im Juli schreibt sie an ihren Mann:

„Ich hatte gar keine Ahnung davon, daß es hier so schön sein würde. Unser häuslicher Kreis ist ganz reizend, die jungen Leute alle so angenehm, so fein gebildet und voll christlicher Gesinnung, Mr. Dexter nebst Frau und Schwester sehr liebenswürdig. Gestern Abend machten wir einen gemeinsamen Ausritt bis nach dem Pompteich. Das ist ein wunderschöner Platz, wo sich alle Naturschönheit vereinigt findet, die uns in Brunswick erfreute; nur das Meer fehlt, was freilich einen gewaltigen Unterschied macht. Gestern habe ich den Vormittag über die wundervollen Ulmenbäume skizziert; einer ist immer herrlicher als der andere, ich könnte mein ganzes Buch damit voll zeichnen. Letzte Woche gab uns Professor Park eine glänzende Abendgesellschaft, heute machen wir einen Ausflug an die Salembucht, wo Fische gefangen und verspeist werden.

„Es scheint mir fast zu schön für diese Welt, daß wir hier an dem reizenden Ort unter so lieben Leuten wohnen sollen, die alle die größten Stücke auf Dich halten und Dir von Herzen zugethan sind. Mir wäre ordentlich bange vor so vielem Glück, wenn ich es nicht aus der Hand Gottes empfinge, von dem alles kommt. Er ist stark und treu und weiß, was zu unserm Besten ist, ob Lust oder Schmerz. Ich kann Dir gar nicht beschreiben, welcher Strom von Liebe, Friede und Freude fortwährend durch meine Seele flutet. Ich fühle mich so glücklich — so selig!“

Verschiedene Artikel für den „New York Independent“ und die „National Era“ beschäftigten sie während des Sommers, auch scheint sie schon damals das Material für „die Perle von der Insel Orr“ gesammelt zu haben, eine Erzählung, die später zuerst in dem „Independent“ erschien. Dies ist aus einem Brief vom 29. Juli ersichtlich, in welchem sie schreibt:

„. . . . . Meine Zeit ist völlig in Anspruch genommen; dazwischen vergesse ich aber auch die Geschichte aus Maine nicht und spinne sie täglich weiter. Nur müßte ich meine Skizzen nach dem Leben ausführen können. Da ist z. B. der alte Jonas, mein Fischvater, ein wackerer ansässiger Fischer, der als junger Mann in der ganzen Welt umhergesegelt ist und sich ein Urteil über alles und jedes gebildet hat. Im Alter besucht er Gebetsversammlungen und liest Missionsblätter; sein Geld bewahrt er in einer alten, braunen Seekiste. Ein Mann von Eisen, mit unbeugsamem Willen, aber ein großes Herz. Ich muß nach der Insel Orr fahren und ihn wiedersehen. Für die ‚Era' schreibe ich jetzt eine Schilderung von Maine und der dortigen Gegend. . . .

„Heute schickte mir Mrs. Jewett einen Artikel aus dem ‚Alabama Planter', der mich auf das wütendste angreift. Darin heißt es: ‚Auch andere treffliche Einrichtungen in der Welt ließen sich leicht mit einem Schein von Berechtigung verwerfen, wie ihn die Verfasserin dieses Buches in ihrer (vielleicht unbewußten) Bosheit annimmt. Sie muß entweder eine sehr schlechte oder sehr fanatische Person sein. Um ihres häuslichen Friedens willen wünsche ich, daß kein Feind je in ihre Familie eindringt und alles, was er dort sieht, mit solchem Mangel an Logik und Wohlwollen in ein falsches Licht zu setzen sucht, wie sie es in ihrem „Onkel Tom" gethan hat.' — Da hörst Du's! Wunderst Du Dich da noch, wenn diese ‚schlechte Person', statt wie beabsichtigt, eine Woche fortzubleiben, Dich einen ganz Monat lang allein läßt? — O du meine Güte!"

Endlich war das Haus fertig, die Übersiedlung von Brunswick bewerkstelligt und die wiedervereinigte Familie in Andover eingerichtet. Die schriftstellerischen Arbeiten, welche Mrs. Stowe sich für den Winter vorgenommen, mußte sie jedoch notgedrungen zurücklegen. Sie konnte die fortgesetzten, heftigen Angriffe, welche gegen sie als Verfasserin von „Onkel Toms Hütte" geschleudert wurden, nicht länger unberücksichtigt lassen. Von allen Seiten ward ihr vorgeworfen, sie habe in ihrem berühmten Buche aus Unwissenheit oder böser Absicht den Zustand der Dinge so falsch dargestellt, daß das Ganze nichts als ein Gewebe von

Lügen und Übertreibungen sei. Um diese Anklage zu entkräften, sah sie sich gezwungen, einen „Schlüssel zu Onkel Toms Hütte“ zu schreiben, in welchem sie die Quellen angab, aus denen sie geschöpft hatte. Zu Ende des Winters schrieb sie:

„Ich bin sehr mit Arbeit überladen. Ich mache einen ‚Schlüssel‘, der ‚Onkel Toms Hütte‘ aufschließen soll. Derselbe wird alle wirklichen Erlebnisse, Berichte und Urkunden enthalten, auf die sich die Erzählung gründet, nebst einigen sehr interessanten und ergreifenden Geschichten, ähnlich der von Onkel Tom. Bitte, schreibe mir auf, was Du den Sklavenhändler sagen hörtest, genau seine eigenen Worte, damit man es mit dem vergleichen kann, was in dem Buche steht. Der ‚Schlüssel‘ wird kräftiger ausfallen als die ‚Hütte‘.“

Über diesen „Schlüssel“ schrieb Mrs. Stowe auch folgendes an die Herzogin von Sutherland, welche eine Adresse der Frauen Englands an die Frauen Amerikas unterzeichnet hatte:

„Er enthält nur Thatsachen und Urkunden, Dinge, die ich aus eigenster, persönlicher Wahrnehmung weiß und welche die schwere Anklage gegen mein Vaterland bestätigen. Ich schreibe das Buch voll Seelenqual, mit Thränen und Gebeten, in schlaflosen Nächten und mühseligen Tagen. Schweren Herzens lege ich mein Zeugnis ab, wie jemand, den ein heiliger Eid verpflichtet, vor Gericht die Sünden seiner teuersten Angehörigen zu enthüllen.

„An alle Länder der Welt sende ich meine furchtbare Aussage, damit die Stimme der ganzen Menschheit unsere erstorbene Lebenskraft neu entzünden möge, damit alle Christen Fürbitte für uns einlegen und wir aus Scham, aus Ehrgefühl, aus Vaterlandsliebe und um Christi willen Kraft gewinnen, uns von diesem schrecklichen Übel zu befreien.

Im Namen der Unterdrückten

Ihre ergebene

H. B. Stowe.“

Der Erfolg, welchen „Onkel Toms Hütte“ in Europa errungen hatte, war inzwischen ein ungeheuerer, beispielloser geworden. Sampson

Low, der bekannte Londoner Verleger, giebt über die Geschichte des Buches den folgenden interessanten Bericht:

„Das erste Exemplar kam im April 1832 an Henry Vizetelly durch einen Freund aus Boston, welcher es sich bei der Abfahrt von dort als Reiselektüre gekauft hatte. Vizetelly bot es zuerst dem Verleger David Bogue für fünf £ an; als aber dieser nicht darauf einging, übergab er es einem ihm befreundeten Buchdrucker und stellte auf eigene Kosten eine hübsch ausgestattete Auflage von 7000 Exemplaren her, den Band zu zehn und einem halben Schilling. Die Firma Clarke & Co. übernahm den Verkauf; bald war die erste Auflage vergriffen, andere folgten. Mr. Vizetelly überließ nun das Geschäft dem Drucker und dem Buchhändler, worauf letzterer im Verein mit Mr. Beeton Riesenauflagen zu veranstalten begann. Je mehr die Nachfrage wuchs, desto größere Vorräte wurden beschafft und in Umlauf gesetzt. Bald machten andere jedoch die Entdeckung, daß es jedem frei stand, das Buch nachzudrucken, und nun entwickelte sich eine neue Ära billiger Bücher, die auf amerikanische Nachdrucke gegründet war. Eine Ausgabe folgte der andern; für anderthalb Schillinge, für einen Schilling, für einen halben Schilling ward das Buch verkauft. Vom April bis Dezember 1852 kamen zwölf verschiedene Ausgaben in den Handel, und ein Jahr nach dem ersten Erscheinen waren nicht weniger als achtzehn Londoner Buchhändlerfirmen beschäftigt, um der großen Nachfrage zu genügen. Die Gesamtzahl der Ausgaben belief sich auf vierzig, von schönen illustrierten Bänden zu 15 s. — 10 s. — und 7 s. 6 d. — bis zu den billigen Volksbüchern zu 1 s. — 9 d. — und 6 d. —

„Nach sorgfältiger Berechnung aller englischen, im Buchhandel erschienenen Ausgaben und des wirklichen und wahrscheinlichen Absatzes in Großbritannien und den Kolonieen, glaube ich mit ziemlicher Gewißheit behaupten zu können, daß die Gesamtzahl der in Umlauf gesetzten Exemplare anderthalb Millionen übersteigt."

In einem ähnlichen Bericht der Firma Clarke & Co. vom Oktober 1852 heißt es:

„Ende April kam das erste Exemplar aus Amerika, welches

Mr. Henry Vizetelly für uns erstand. Ehe es jedoch dem Druck übergeben wurde, nahm man sich noch bis zum nächsten Morgen Bedenkzeit. Mr. Vizetelly ging mit dem einen Bande nachhause und Mr. Salisbury, der Buchdrucker in der Bouverie Straße, mit dem andern. Letzterer erzählte am folgenden Tage: „Ich saß bis vier Uhr auf und las das Buch, wobei ich bald laut auflachen mußte, bald in Thränen ausbrach. Da ich mir nicht denken konnte, daß die Erzählung so auf mich wirkte, sondern es für einen Anfall von Nervenschwäche hielt, beschloß ich, die Probe bei meiner Frau zu machen, die durchaus nicht an übergroßer Empfindsamkeit leidet. Ich weckte sie auf und las ihr einige Kapitel vor; ihre Schläfrigkeit verging, auch sie begann abwechselnd zu lachen und zu weinen. Nun wußte ich, daß es die Wirkung des Buches sei und man nicht länger zu überlegen brauche, ob es gedruckt werden solle oder nicht.

„Da Mr. Vizetelly meine Ansicht teilte, beschlossen wir, sofort ans Werk zu gehen. In der folgenden Woche wurde eine Auflage von 7000 Exemplaren herausgegeben. Bis Mitte Juni war die Nachfrage flau, obgleich wir es an Anzeigen nicht fehlen ließen; dann belebte sich das Geschäft und den Juli über wurden wöchentlich etwa tausend Exemplare verkauft. Im August erreichte der Bedarf schon eine große Höhe und stieg noch fortwährend, bis er gegen den zwanzigsten gerade zu massenhaft wurde. Bei uns sind jetzt vierhundert Arbeiter damit beschäftigt, das Buch herzustellen, und außer siebzehn Druckmaschinen noch mehrere Handpressen in Betrieb. Bereits hat das Publikum 150000 Exemplare in Händen, ohne daß der Verkauf auch nur die geringste Abnahme zeigt.“

Im August 1852 wurde „Onkel Toms Hütte“ in den Vereinigten Staaten dramatisiert, ohne Wissen und Willen der Verfasserin, welche es versäumt hatte, sich die bezüglichen Rechte zu sichern. Im September desselben Jahres finden wir das Stück schon als anziehende Neuigkeit in zwei Londoner Theatern, dem Royal Victoria und Great National Standard angekündigt. Professor Stowe schreibt 1853:

„Das Drama ‚Onkel Tom‘ hat den ganzen Sommer über im Nationaltheater in New York ein beispielloſen Erfolg gehabt. Tag

für Tag dauert der Zulauf ohne Unterbrechung fort. Die Zeitungen sprechen ihr Erstaunen darüber ganz unumwunden aus und wissen nicht, wie sie sich dabei verhalten sollen."

Während sich in England die Ausgaben mehrten und mit Illustrationen von Cruikshank, mit Vorreden von Elihu Burritt, Lord Carlisle und anderen erschienen, hatte das Buch sich auch auf dem Festland Bahn gebrochen. Für die in der Übersetzung von Madame Belloc bei Charpentier in Paris veröffentlichte, autorisierte französische Ausgabe schrieb Mrs. Stowe folgende

„Vorrede zur europäischen Ausgabe.

„Wenn die Verfasserin eine Verbreitung dieses Werkes auf dem Festland von Europa autorisiert, so kann sie zu ihrer Entschuldigung nur sagen, daß Menschenliebe höher steht als Vaterlandsliebe.

„Das große Geheimnis, welches dem Christenglauben aller Nationen gemeinsam angehört, die Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur in Jesus Christus, verleiht jedem Menschendasein etwas Heiliges, Unverletzliches. Wer an Jesus glaubt, dem erscheint es nicht nur unmenschlich, sondern gotteslästerlich, wenn er die Rechte selbst des geringsten seiner Nebenmenschen mit Füßen treten sieht. Die schlimmste Form dieser Gotteslästerung aber ist die Sklaverei.

„Man hat dem Buche vorgeworfen, daß alles darin übertrieben sei. Wollte Gott, das wäre wahr und wir hätten es hier mit einem Roman zu thun, statt mit lauter beglaubigten Thatsachen. Nein, die Geschichte ist nicht erfunden — das bestätigen tausend blutende Herzen, zahllose Stimmen aus allen Sklavenstaaten, ja sogar Zeugnisse von Sklavenhaltern selbst. Gott sei Dank, daß der mächtige Schrei der Entrüstung, das jammervolle Klagegestöhn sich endlich Gehör verschafft hat, da es keine andere Rettung gab! Wenn wir sehen, wie furchtbar dieser Kampf Amerika erschüttert, so soll uns das nicht mutlos machen, sondern uns im Gegenteil mit freudiger Hoffnung erfüllen. Der Teufel der Sklaverei, von dem unsere edle Nation besessen ist, hat die Stimme Jesu von Nazareth vernommen — er windet sich ingrimmig und reißt gewaltig an seiner Kette, wird aber doch zuletzt ausfahren müssen.

„Ein Volk, das den Grundsatz der allgemeinen Brüderlichkeit auf seine Fahne geschrieben hat, kann etwas so Ungeheuerliches unmöglich länger in seiner Mitte dulden. In Amerika verkehren Franzosen, Deutsche, Italiener, Schweden und Irländer unter gleichen Rechtsbedingungen mit einander, alle Völker entfalten die ihnen eigentümlichen Vorzüge und erfreuen sich des gleichen Schutzes unserer Gesetze. Das gesamte Streben geht dahin, unser Dasein menschenwürdiger zu machen, es zu befreien und zu veredeln; der Kampf mit der Sklaverei muß daher Jahr für Jahr immer erbitterter werden.

„An diesem Bollwerk, hinter welchem sich alle Unwissenheit, Grausamkeit und Bedrückung des dunkelsten Zeitalters verschanzt, bricht sich der Strom des menschlichen Fortschrittes, den der Zusammenfluß der Kräfte aller Völker erweitert, verstärkt und vertieft. Er brüllt und schäumt und rüttelt an dem Hindernis so lange, bis er es endlich erschüttert und hinweggespült hat.

„Im Anfang verbreitete sich die Sklaverei über alle Staaten der Union, doch hat die fortschreitende Gesittung jetzt den Norden von ihrem Joche befreit. In Kentucky, Tennessee, Virginia und Maryland haben in verschiedenen Zeiten starke Bewegungen zugunsten der Emanzipation stattgefunden, da ihnen ein Vergleich zwischen dem blühenden Zustand der angrenzenden Freistaaten und der eigenen Armut, Unfruchtbarkeit und Unwissenheit sehr nahe lag; denn das Sklavensystem erschöpft und vergeudet innerhalb weniger Jahre alle Kräfte des Bodens ohne die Möglichkeit einer Wiedererneuerung. Um ihrer Selbsterhaltung willen müssen die Grenzstaaten binnen kurzer Zeit zur Emanzipation schreiten. Kommt dann kein neues Sklavengebiet hinzu, so wächst die Sklavenbevölkerung in den noch übrigen Staaten so sehr an, daß man sich gezwungen sehen wird sie freizulassen.

„Hier haben wir also den Punkt, auf welchen alles ankommt: Sobald kein neues Sklavengebiet mehr eingeräumt wird, stirbt die Sklaverei aus; vergrößert sich ihr Gebiet, so bleibt sie am Leben. Um diese Vergrößerung dreht sich also der ganze Kampf der politischen Parteien, welcher mit jedem Jahre heftiger entbrennt.

„Für die Europäer sind die inneren Streitigkeiten keiner anderen

Nation so wichtig als diejenigen Amerikas, denn die europäischen Völker füllen unseren Erdteil und jeder neue Ankömmling erhält hier schon nach kurzer Zeit Stimmberechtigung. Wollen daher die Unterdrückten anderer Länder in Amerika Zuflucht und Freiheit finden, so müssen sie zu uns herüberkommen, bereit mit Herz und Hand gegen das Sklavensystem zu stimmen — denn wo man den Menschen zum Skaven macht, kann die Freiheit nicht dauernd herrschen.

„Kossuth hat einmal das große Wort gesprochen: ‚Kein Volk vermag die Freiheit zu bewahren, wenn sie ihm nur Vorrecht und nicht Grundsatz ist‘."

In den zwanzig verschiedenen Übersetzungen, die schnell nacheinander erschienen, wurde diese Vorrede teils vollständig, teils im Auszug abgedruckt. Die Sprachen, in welche das Buch übertragen wurde, sind nach alphabetischer Ordnung: das Armenische, Böhmische, Dänische, Deutsche, Finnische, Flämische, Französische, Holländische, Illyrische, Italienische, Neugriechische, Polnische, Portugiesische, Rumänische, Russische, Serbische, Spanische, Ungarische, Wallachische und Wallisische.

In Deutschland sprach sich eine der ersten litterarischen Zeitschriften auf folgende schmeichelhafte Weise über das Buch aus:

„Die Abolitionisten der Vereinigten Staaten sollten der Verfasserin von ‚Onkel Toms Hütte‘ eine Bürgerkrone weihen, denn sie könnten sich keine mächtigere Verbündete wünschen als Harriet Beecher Stowe und ihren Roman. Die ganze neuere Litteratur in Deutschland, England und Frankreich hat, soviel wir wissen, nichts Ähnliches aufzuweisen. Im Vergleich zu seiner feurigen Beredsamkeit, die ihren Zweck nie verfehlt, zu seiner wunderbaren Naturwahrheit, zu der Erhabenheit seiner Gedanken und der künstlerischen Vollendung des Ganzen erscheint uns George Sand unwahr und gekünstelt, Dickens, mit seinen allzu getreuen Bildern des Londoner Volkslebens, nichtssagend und kleinlich, Bulwer ungesund und selbstbewußt. Es ist eine ernste Mahnung, welche die neue Welt der alten schickt."

George Sand veröffentlicht eine Besprechung des Buches, an welche sie folgende anerkennende Worte über dessen Verfasserin knüpft:

„Bei Mrs. Stowe ist alles Instinkt, weshalb es manchem erscheinen mag, als habe sie kein Talent. Was ist denn Talent? — Natürlich nichts im Vergleich zum Genie. Aber besitzt sie Genie? — Gewiß, und zwar das Genie, welches die Menschheit am nötigsten braucht — das Genie der Herzensgüte, das nicht die Schriftsteller auszeichnet, wohl aber die Heiligen."

Charles Sumner schrieb vom Senat in Washington aus an Professor Stowe:

„Alles was ich höre und lese, legt Zeugnis ab für das Gute, das Mrs. Stowe bewirkt hat. George Sands Kritik ist ein großartiger Tribut, wie ihn wohl noch nie ein solcher Genius einem Sterblichen während seiner Lebenszeit entrichtet hat. Wenn Mrs. Stowe nach Europa kommt, wird sie Triumphe erleben."

Aus dem Pfarrhaus von Eversley traf folgendes Schreiben von Charles Kingsley ein:

„Tausend Dank für Ihren herrlichen Brief! — Was Ihre Reise betrifft und den Empfang, der Sie in England erwartet, so ist mir darum nicht bange. Man wird Ihnen Verehrung und Huldigungen darbringen; Sie verdienen sie und müssen sie hinnehmen. Sicherlich haben Sie in Ihrem Leben zu viel erfahren und gelitten, als daß Ihnen die zwar thörichten aber ehrlich gemeinten und von Herzen kommenden Ehrenbezeugungen, mit denen man Sie überschütten wird, Schaden thun könnten.

„Ich werde Ihnen, wenn wir uns sehen, manche Geschichte von dem Eindruck erzählen, welchen das große Buch auf Leute gemacht hat, von denen man es am wenigsten erwartete.

Immer Ihr getreuer

C. Kingsley."

Am 28. März 1853 sandte Professor Stowe eine Eingabe an die Examenkommission des theologischen Seminars in Andover, in welcher er sagt:

„Ich erlaube mir, Ihnen mitzuteilen, daß ich in diesem Semester nicht bei den Examen zugegen sein kann und zwar aus folgenden Gründen: Während des letzten Winters hat mein Gesundheitszustand viel zu wünschen übrig gelassen. Auch meine Frau ist krank gewesen und fühlt sich noch recht angegriffen. Zugleich erhielten wir die Einladung zu einer kostenfreien Reise nach Großbritannien und zurück, welche wir demnächst anzutreten gedenken."

Dieses Anerbieten kam Mr. und Mrs. Stowe um so erwünschter, als es von Freunden der Emanzipation ausging, und sie beschleunigten ihre Abreise so viel als möglich.

Einige Wochen vorher hatte Mrs. Stowe einen Brief von Mrs. Follen aus London erhalten, welche um Nachrichten über ihre Person, ihre Familie und die Umstände bat, die sie bewogen hatten ‚Onkel Toms Hütte' zu schreiben.

Wir lassen hier Mrs. Stowes höchst charakteristische Antwort folgen, ohne zu fürchten, daß etwaige Wiederholungen dem Leser unwillkommen sein werden.

„Andover, 16. Februar 1853.

„Liebe Mrs. Follen! — Ihr Brief, den ich umgehend beantworte, war mir um so interessanter, als Sie mir durchaus keine Fremde sind. Solange meine Kinder klein waren, sind Ihre Kinderlieder täglich bei uns in Gebrauch gewesen. Schon damals kam mir oft der Wunsch an Sie zu schreiben und Ihnen für das Vergnügen zu danken, welches Sie uns allen durch Ihre Gedichte bereitet haben.

„Sie wollen also wissen, was für eine Art Frau ich eigentlich bin? Wenn Ihnen damit ein Dienst geschieht, teile ich Ihnen von Herzen gern alles Nähere über meine Person mit. Zuvörderst also: Ich bin von winziger Statur, etwas über vierzig, dürr und mager wie ein Stecken; selbst in meinen besten Tagen ohne äußeren Reiz, aber jetzt ganz und gar unansehnlich.

„Vor fünfundzwanzig Jahren heiratete ich einen Mann, der reich an Kenntnissen im Griechischen und Hebräischen, Lateinischen und Arabischen war, aber leider gar keine anderen Schätze besaß. Als wir unseren Haushalt einrichteten, wurde mein ganzer Vorrat an

Porzellan und Küchengeschirr für elf Dollars angeschafft. Das genügte zwei Jahre lang, bis mein Bruder heiratete und mit seiner jungen Frau zum Besuch kam. Da fand sich bei genauer Besichtigung, daß ich weder Teller noch Tassen hatte, um Eltern und Geschwister bei mir aufzunehmen; ich sah mich daher genötigt, mir ein Theeservice zu kaufen, das weitere zehn Dollars kostete. Dies hat, soviel ich mich erinnere, jahrelang mein ganzes derartiges Besitztum ausgemacht.

„Aber mit Schätzen anderer Art ward ich vollauf gesegnet.

„Mit zwei lockigen Zwillingstöchterchen fing ich an und meine Reichtümer vermehrten sich allmählich, bis ich Mutter von sieben Kindern war, von denen ich das schönste und liebste in Cincinnati, wo wir damals wohnten, begraben mußte. An seinem Sterbebette und Grabhügel habe ich erfahren, wie es einer armen Sklavin zumute sein mag, der man ihr Kind vom Herzen reißt. In meinem tiefen, unermeßlichen Gram hatte ich nur das eine Gebet zu Gott, er möge mich die Qual nicht vergebens leiden lassen. Besondere Umstände machten meinen Verlust zu einem so bitteren und schmerzlichen, daß ich fühlte, ich würde mich niemals darüber trösten können, wenn mir nicht aus diesem grausamen Herzeleid die Kraft erwüchse, etwas Gutes und Großes für meine Mitmenschen zu thun. . . .

„Ich erwähne dies hier, weil ich überzeugt bin, daß vieles, was mein Buch enthält, die Frucht der schrecklichen Erlebnisse und bitteren Schmerzen jenes Sommers ist. Sonst haben diese Leiden jetzt, wie ich glaube, keine andere Spur mehr in meinem Gemüt zurückgelassen, als ein inniges Mitgefühl für alle Trauernden, besonders aber für Mütter, welche von ihren Kindern getrennt werden.

„Während langer Jahre des Aufenthaltes in einem heißen, entkräftenden Klima hatte ich mit Armut und Krankheit zu kämpfen. Meine Kleinen erwuchsen um mich her, Küche und Kinderstube waren mein hauptsächliches Arbeitsfeld. Wohlwollende Freunde, denen es leid that, daß ich mich so schwer plagen mußte, schrieben dann und wann die kleinen Artikel und Geschichten, die ich verfaßte, für mich ab und schickten sie in meinem Namen an gewisse gutzahlende Zeitschriften. Für mein erstes selbsterworbenes Geld schaffte ich mir ein Federbett an; denn da ich ohne Ausstattung in ärmliche Verhältnisse

geheiratet hatte und mein Mann nur seine große Bibliothek und sein reiches Wissen besaß, hielt ich Betten und Kissen für die allerbeste Kapitalanlage. Nun glaubte ich den Stein der Weisen gefunden zu haben. Jedesmal wenn ein neuer Teppich oder eine Matratze gebraucht wurde, oder wenn es sich gegen das Ende des Jahres herausstellte, daß unsere Einkünfte die Kosten des Haushaltes nicht decken wollten, sagte ich zu meiner getreuen Freundin und Helferin Anna, die alle meine Freuden und Schmerzen teilte: ‚Wenn du nur einen Tag lang für die Kinder sorgen und den Haushalt führen willst, mache ich mich ans Schreiben und bringe uns aus der Verlegenheit.‘ — So wurde ich Schriftstellerin. Zuerst war ich sehr schüchtern und wollte durchaus nicht zugeben, daß die Sachen unter meinem Namen erschienen; doch meine Freunde verstanden dies durchzusetzen. Wenn Ihnen jemals ein Bild von mir mit einer übertrieben langen Nase auf dem Umschlag eines amerikanischen Almanachs zu Gesichte kommt, so bitte ich Sie zu glauben, daß ich ganz gegen meine natürliche Bescheidenheit durch das Bitten und Drängen meiner Freunde und des gesamten Publikums zu dieser Schaustellung gezwungen worden bin.

„Über mein Leben im Westen muß ich noch etwas sagen, was Sie vielleicht besser als andere englische Frauen verstehen werden. Ich wohnte dort zwei Meilen von Cincinnati entfernt auf dem Lande. Ist es schon in der Stadt schwierig Dienstboten zu finden, so wird es selbst für die, welche den höchsten Lohn zahlen, auf dem Lande fast zur Unmöglichkeit. Was ließ sich daher für mich erwarten, die ich keine weltlichen Güter zu bieten hatte? — Ohne meine unzertrennliche Gefährtin Anna, ein hochherziges englisches Mädchen, das arm und sorgenvoll bei uns gelandet war und mir nun anhing wie Ruth der Naemi, wäre ich gewiß den Anstrengungen erlegen, welche die Unsicherheit meiner Lage und der Mangel an häuslicher Hilfe uns beiden auferlegte. Sie können sich daher vorstellen, wie froh ich war, als der Bodenbesitz des Seminars in kleine Grundstücke abgeteilt und um geringen Preis verpachtet wurde, so daß sich mehrere arme Familien dort niederließen. Nun konnte ich mir gelegentlich Hilfe bei der häuslichen Arbeit verschaffen und suchte sie am liebsten in den Familien befreiter Sklaven, deren es etwa ein Dutzend in

unserer Nachbarschaft gab. Wer wissen will, wie schön ein schwarzes Gesicht sein kann, der möge sich nur einmal allein gelassen sehen wie ich, bei leidendem Zustand und erstickend heißem Wetter, mit einem kranken Kinde und zwei oder drei anderen Kleinen in der Kinderstube, ohne irgendeinen Dienstboten, um die geringste Handreichung zu thun. Wenn dann die gute alte Tante Frankie hereinkam, mit ihrem ehrlichen, derben Gesicht, mit den langen, starken Armen, der breiten Brust und ihrem herzlichen, lustigen Lachen, wenn sie mit tausend Freuden die Wäsche übernahm und versprach sie um billigen Preis zu besorgen — da hatte ich wohl die beste Gelegenheit den Reiz der schwarzen Bevölkerung kennen zu lernen.

„In der Person meiner Köchin, der armen Eliza Buck — was für große Augen würde sie machen, wenn sie hörte, daß ich ihren Namen nach England schreibe — fand ich das ganze Sklavenleben verkörpert. Sie war eine Mulattin, rundlich, wohlhäbig, sanft, liebevoll und liebenswürdig; unsere bescheidene Wohnung mit dem Hinterhof nannte sie stets das ‚Herrenhaus', als sei es eine Pflanzung mit siebenhundert Arbeitern. Als junges Mädchen muß sie sehr hübsch gewesen sein. Sie war in Virginien geboren, besaß eine wohlklingende Stimme, ein gebildetes und angenehmes Wesen und wuchs in einer guten Familie auf, wo sie zum Nähen und Kinderwarten verwendet wurde. Die Familie geriet jedoch in Geldverlegenheit und Eliza wurde plötzlich auf eine Pflanzung in Louisiana verkauft. Sie hat mir oft erzählt, wie man sie ohne alle Vorbereitung eines Tages gezwungen habe ein Fuhrwerk zu besteigen, und sie nur noch sah, wie ihre kleine Herrin laut schreiend die Arme aus dem Fenster nach ihr ausstreckte, während der Wagen mit ihr davonrollte. Auch von den Schreckensscenen auf der Pflanzung gab sie mir Bericht. Oft hat sie sich heimlich bei Nacht herausgestohlen, um den armen Sklaven Linderung zu bringen, welche von grausamen Peitschenhieben zerschlagen, mit Schwielen und Wunden bedeckt waren. Von dort kam sie nach Kentucky und ihr letzter Herr war der Vater aller ihrer Kinder. Über diesen Punkt bewahrte sie eine merkwürdige Zurückhaltung und Verschwiegenheit. Sie sprach immer von ihm als von ihrem Gatten, und erst nachdem sie jahrelang bei mir im Hause gewesen war, entdeckte

ich die eigentliche Natur des Verhältnisses. Ich empfand das tiefste Mitleid für sie, besonders als sie sich demütig mit den Worten zu entschuldigen suchte: ‚Sie wissen, Mrs. Stowe, Sklavinnen können sich nicht schützen.‘ — Sie hatte zwei wunderhübsche Quadronentöchter mit schönen Haaren und Augen, interessante Mädchen, die ich mit meinen eigenen Kindern unterrichtete. Ich würde kein Ende finden, wollte ich Ihnen alles mitteilen, was ich gelegentlich über das Sklavensystem und die Lebensgeschichten der verschiedenen Schwarzen erfahren habe, die in meine Familie kamen; auch über die ‚unterirdische Eisenbahn‘, die — ich kann es wohl sagen — geradeswegs durch unser Haus führte, wäre allerlei zu berichten. Mein Brief ist aber ohnehin schon zu lang geworden.

„Sie fragen mich nach dem Honorar, welches ich hier in Amerika für mein Buch erhalten habe? Ich schrieb es, weil ich mich dazu gedrungen fühlte, und da ich mein Leben lang arm gewesen war und auch arm zu bleiben dachte, fiel es mir nicht entfernt ein, daß ich damit viel Geld verdienen könne. Es war mir daher eine sehr angenehme Überraschung, als ich nach dreimonatlichem Verkauf zehntausend Dollars als meinen Anteil erhielt. Jetzt werde ich wahrscheinlich wieder ebenso viel zu fordern haben. Mr. Bosworth in England, sowie die Firma Clarke & Co. und Mr. Bentley haben mir alle einen Prozentsatz von den Londoner Ausgaben angeboten. Das freut mich sowohl um der Einnahme willen, als wegen des guten Beispiels, das die Herren in einer Angelegenheit geben, bei welcher sonst oft recht unbillig verfahren wird. Ich habe eine Einladung nach Schottland erhalten und werde den Sommer wahrscheinlich dort und in England zubringen.

„Der Plan, in einem der Nordstaaten eine Normalschule zur Ausbildung farbiger Lehrer für die Vereinigten Staaten und Canada zu gründen, liegt mir sehr am Herzen; nichts befördert ja die Emanzipation der Sklaven mehr, als die höhere Bildung und Gesittung der Freigelassenen. Ich möchte mit dem Ertrag eines Werkes, das einen so beispiellosen Absatz verspricht, eine Anstalt schaffen, die der farbigen Rasse zu dauerndem Segen gereicht. Mein eigener Vorteil wird zwar geringer sein als derjenige der englischen und amerika-

nischen Verleger, aber ich bin bereit eine reichliche Beisteuer zu geben. Gewiß werden auch die Verleger ihrerseits etwas zur Erfüllung meines Wunsches beitragen.

„Jetzt schreibe ich ein Buch, das wohl ebenso inhaltreich sein wird als ‚Onkel Toms Hütte'. Es enthält alle Thatsachen und Urkunden, auf welche sich die Geschichte des letzteren gründet, und ein umfangreiches Material an Rechtssprüchen, Dokumenten und Zeugenaussagen von Leuten, die jetzt im Süden leben; hierdurch wird jede Angabe in ‚Onkel Toms Hütte' zur Genüge bestätigt.

„Erst als ich anfing die Beweisstücke zu sammeln, um dieses Werk abfassen zu können, habe ich die ganze Tiefe des Abgrundes ermessen, der sich vor uns aufthut. Die Gerichtsverhandlungen und Gesetzesparagraphen sind so unglaublich, daß sie mich mit dem maßlosesten Staunen erfüllt haben. Mir scheint, auch dies zweite Buch muß Eindruck machen, besonders da die Gemüter durch das erste schon darauf vorbereitet sind.

„Die Arbeit macht mir den tiefsten Schmerz; ich kann wohl sagen, ich schreibe mit meinem Herzblut. Schon während ich mit ‚Onkel Toms Hütte' beschäftigt war, glaubte ich manchmal, die Kraft würde mir versagen. Ich betete inbrünstig zu Gott, er möge mich nur noch so lange gesund erhalten, bis mein Werk vollendet sei; aber noch immer bin ich überbürdet und die Last drückt mich oft schier zu Boden.

„Ist es denn möglich, daß etwas so Entsetzliches, eine solche Abscheulichkeit in meinem Vaterlande besteht? — Es beschwert mir Kopf und Herz, es verdüstert und verkümmert mein Leben. Mir sind die Leute im Süden teuer wie meine Brüder, und jede Grausamkeit, die ich niederschreibe, thut mir wehe, als gelte es einen Schandfleck der eigenen Familie zu enthüllen. Ich habe mich schon oft dem Tode nahe gefühlt, aber ich bitte Gott, daß er mich am Leben läßt, bis meine Bemühungen Erfolg haben.

„Mir scheint es wie ein wunderlicher Traum, daß so viele Menschen den Wunsch hegen mich zu sehen. Wenn es dazu kommt, werden sie sicherlich denken, Gott habe ein recht schwaches Gefäß erwählt.

„Im Mai komme ich wahrscheinlich nach London. Ich hoffe Shakespeares Grab zu sehen und Miltons Maulbeerbaum und das geliebte Land meiner Väter! Möchte ich den Tag erleben.

In herzlicher Ergebenheit

Ihre

H. B. Stowe.

Neuntes Kapitel.

„Sonnige Erinnerungen". 1853.

Auf der denkwürdigen Reise, welche Mrs. Stowe in Gesellschaft ihres Mannes und ihres Bruders Charles durch England und Schottland und dann weiter mit ihrem Bruder allein auf das Festland unternahm, brachte man ihr zu ihrer Überraschung von allen Seiten Beweise aufrichtiger Verehrung und herzlicher Teilnahme entgegen. Ihre Aufzeichnungen aus jener Zeit geben uns ein lebhaftes Bild von den neuen und anregenden, wenn auch etwas überwältigenden und verwirrenden Eindrücken, welche sie unter so ungewöhnlichen Umständen empfing. Sie beginnt ihren Bericht mit der Überfahrt wie folgt:

„Liverpool, 11. April 1853.

„Liebe Kinder! — Ihr wollt etwas von der Seereise hören? Ich kann euch nur sagen, daß es dabei ganz anders zugeht, als wir uns dachten. Kommt ihr je auf das Meer, so rate ich euch dringend, alle Vorbereitungen vorher zu treffen; nicht einmal einen Koffer darf man noch aufschließen wollen, nachdem man abgesegelt ist. In den wenigen kostbaren Minuten, bis der Anker gelichtet ist und das Schiff in Bewegung gerät, bestellt euer Haus, d. h. eure Kajüte, als ob es ans Sterben ginge; setzt euch alles was ihr braucht so zur Hand, daß ihr es auf den ersten Griff haben könnt. Denn ich versichere euch, schon eine halbe Stunde nach der Abfahrt ergreift den Menschen solche Verzweiflung, daß er einen Strohhalm für eine Last ansieht.

Habt ihr etwas Nötiges im Koffer gelassen, so könntet ihr fast leichter dazu gelangen, wenn es auf dem Grunde des Meeres läge.

„Es hieß, wir hätten eine ausgezeichnete Überfahrt, eine höchst angenehme Reise, alles gehe vor dem Winde; doch schaukelte das Schiff unaufhörlich von einer Seite zur anderen, wie eine große Wiege, mit gleichförmiger, regelmäßiger, Schwindel erregender Bewegung. Ich dachte voll innigsten Mitgefühls an die armen kleinen Kinder, die sich oft stundenlang wiegen lassen müssen, ohne Einsprache erheben zu können. Kein Wunder, daß es so viele dumme Menschen auf der Welt giebt!

„Unsere Ankunft fand am Sonntag Morgen statt. Die Zollbeamten, sehr höfliche Leute, kamen an Bord; sämtliches Gepäck war heraufgeschafft worden und die Untersuchung ging schnell vonstatten, meistens wurden die Koffer nur aufgeschlossen und wieder zugemacht. Die ganze Förmlichkeit nahm kaum zwei Stunden in Anspruch.

„Wir wollten uns eben bei Bekannten nach einem guten Hotel erkundigen, als der Sohn des Banquiers Copper uns in der Kajüte aufsuchte, um uns einzuladen bei seinen Eltern abzusteigen. Nachdem wir das große Schiff verlassen hatten, fuhren wir in einem kleinen Dampfer den Mersey hinauf; der Fluß würde sehr schön sein, wäre er nicht gar so schlammig und schmutzig. Auf dem Landungsplatz fand ich zu meiner Verwunderung eine zahlreiche Menschenmenge versammelt. Die Leute bildeten eine Gasse bis zu unserer Droschke, grüßten und schienen hocherfreut uns zu sehen. Auch beim Einsteigen umgaben uns zahllose Gesichter, alle sehr freundlich und ruhig, aber fest entschlossen, nicht auf unseren Anblick zu verzichten. Da der Wagen nicht gleich fortfahren konnte, dauerte dieser Auftritt eine geraume Weile.

„Wir fuhren nun durch ganz Liverpool und weiter in die Umgegend, bis wir in die Kieswege eines schönen kleinen Thalgrundes am Ufer des Mersey einbogen. Nach dem langen Hin- und Herschaukeln auf dem Meere kam es mir vor, als käme ich in ein Paradies. Solche grüne, stille Plätzchen giebt es in England viele, nur war mir jetzt noch alles neu. Im Hause angelangt hielten wir kurze Rast, kleideten uns um und dann ging es zu Tische. Der Bruder

unseres Wirtes hatte uns für den nächsten Morgen zum Frühstück nach seinem nebenan gelegenen Landhaus eingeladen. Ich erwartete dort nur die Angehörigen der Familie zu treffen, fand aber zu meinem Erstaunen eine Gesellschaft von dreißig bis vierzig Personen versammelt; die Damen behielten die Hüte auf wie bei einer Staatsvisite. Meine anfängliche Verlegenheit verschwand schnell bei dem herzlichen Empfang, den man uns in dem Kreise bereitete. Den Abend sollten wir dann noch mit Freunden der Sklavenemanzipation zubringen. Ehe wir das Haus verließen, sagte mir unsere Wirtin, ihre Dienstleute hätten den großen Wunsch mich zu sehen, und ich begab mich in das Ankleidezimmer, um ihnen die Gelegenheit zu geben.

„Unsere Abreise von Liverpool war für den nächsten Tag bestimmt. Auf der Eisenbahn, wohin zahlreiche Freunde uns begleiteten, ward mir ein prächtiger Blumenstrauß mit einer rührenden Widmung im Namen eines kranken Herrn überreicht, der mir seine Sympathie nicht persönlich hatte aussprechen können. Die Güte und Freundlichkeit, mit der man uns bis zuletzt überschüttete und der Abschied von so vielen wohlwollenden Menschen hatte uns ordentlich aufgeregt. Die lange Eisenbahnfahrt, die nun folgte, wäre eine rechte Erholung gewesen, aber mein Mann ließ uns nicht schlafen, sondern machte uns bald auf diesen, bald auf jenen interessanten Punkt der Umgegend aufmerksam. . . . . Endlich kamen wir nach Schottland, die Sonne sank schon im Westen und es war ganz dunkel, als der Zug in Lockerbie hielt. Doch wurden wir bald gewahr, daß sich eine große Menschenmenge auf dem Bahnhof versammelt hatte; neugierige Gesichter schauten zu den Fenstern herein, und mich beschlich ein seltsames Gefühl, als ich meinen Namen aus schottischen Kehlen rufen hörte. Ich trat ans Fenster — Männer, Frauen, Kinder streckten mir die Hand entgegen: ‚Willkommen in Schottland!‘ schallte es von allen Seiten.

„Dann schüttelten sie auch unserer übrigen Reisegesellschaft die Hände und erkundigten sich nach dem Namen eines jeden; den kleinen G. hielt man zuerst für meinen Sohn. Bei dem warmen Gefühl für dies liebe alte Land, das mich stets beseelt hat, freute mich der herzliche Empfang doppelt. An vielen Halteplätzen bewillkommnete

man uns auf ähnliche Weise; ich ließ ein Handtuch aus dem Fenster wehen statt eines Taschentuches und beging mancherlei Ungeschicklichkeiten, weil ich meine Rolle nicht zu spielen verstand, aber im allgemeinen schien mir doch, als ob wir uns sehr gut vertrügen, Schottland und ich. Wer die wackeren Leute waren, die so im Dunkel der Nacht auf unsere Ankunft harrten, weiß ich nicht; ich fühlte nur, daß sie zu der großen Menschheitsfamilie gehörten, deren Glieder wir alle auf Erden sind.

„In Glasgow waren zahlreiche Freunde herbeigeeilt, uns zu begrüßen. Freundliche Gesichter, herzliche Worte empfingen uns von allen Seiten. Die Menge teilte sich, um uns Platz zu machen, man geleitete uns zum Wagen, und in dem lauten Hurra, das uns entgegentönte, schien uns Schottland selbst seinen Willkommsgruß zu bringen.

„Mitternacht war vorüber, als wir die Wohnung unserer Gastfreunde erreichten, denen ich seit unserer ersten Begegnung stets eine liebevolle Erinnerung bewahre. Bald führte man uns in unsere behaglichen Schlafzimmer und ich ruhte die erste Nacht unter einem schottischen Dache.

„Am nächsten Morgen erwachte ich müde und abgespannt; nicht einmal das behagliche Familienfrühstück vermochte meine Kräfte neu zu stärken. Unser freundlicher Wirt war Mr. Bailie Paton; er ist es gewesen, wenn ich nicht irre, auf dessen Vorschlag in einer öffentlichen Versammlung unsere Einladung nach Schottland beschlossen wurde.

„Nach dem Frühstück begannen die Besuche. Zuerst kam ein Freund der Familie mit drei reizenden Kindern; das jüngste überreichte mir ein Album mit einer Sammlung sehr schön gepreßter Moose von der schottischen Küste.

„Der ganze Tag ist mir wie ein bunter, wirrer Traum. Es liefen so viele Briefe ein, daß mein Bruder Charles von neun Uhr morgens bis zwei Uhr nachmittags nichts thun konnte, als sie lesen und in möglichster Kürze beantworten; sie kamen von Leuten aus allen Ständen, von Hohen und Niedrigen, Reichen und Armen, waren im verschiedensten Stil geschrieben, in Prosa und Poesie, manche ent-

hielten Gefühlsergüsse, manche Einladungen, andere Ratschläge und Winke, Fragen und Erkundigungen, noch andere begleiteten allerlei Zusendungen von Büchern, Blumen oder Früchten.

„Dann folgten Deputationen aus Paisley, Greenock, Dundee, Aberdeen, Edinburg und Belfast in Irland, freundschaftliche Besuche, Aufforderungen aller Art, nach den verschiedensten Orten zu kommen, wo man mich gastlich aufnehmen und mir alle Sehenswürdigkeiten zeigen wollte. Ein ehrwürdiger Prediger kam mit seiner reizenden Tochter, um mich in sein stilles Pfarrhaus an den schönen Ufern des Clyde mitzunehmen.

„Womit vermochte ich so viele Güte zu erwidern? Mir blieb kaum Zeit zu einem dankbaren Gefühl für jede Freundlichkeit. Man hat mich oft gefragt, ob es nicht eine unerträgliche Belästigung gewesen sei. Als solche konnte ich es nicht betrachten, aber bedrückend war es mir, und ich konnte mich einer tiefen Traurigkeit nicht erwehren.

„Am Nachmittag fuhr ich mit dem Lord Provost (das ist der Titel eines schottischen Oberbürgermeisters) nach der Kathedrale. Als ich den ganzen Platz davor von einer dichten Menschenmenge bedeckt sah, die meinetwegen zusammengeströmt war, mußte ich an die Worte denken: ‚Was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Wolltet ihr ein Rohr sehen, das der Wind hin- und herweht?‘ Ich war wirklich sehr angegriffen, und hatte kaum noch Kraft genug, durch das Gebäude zu gehen. Am nächsten Morgen fühlte ich mich so krank, daß man zum Arzte schicken mußte; ich konnte weder Besuche empfangen, noch Briefe lesen. Den Tag über blieb ich zu Bette und stand erst gegen Abend auf, denn ich war zu einer Theegesellschaft eingeladen, an der sich zweitausend Personen beteiligen sollten. Dr. Wardlow und seine Frau holten uns im Wagen ab; ich erinnere mich dunkel, daß man uns beim Aussteigen mit Mühe Platz machen mußte, weil eine große Menge die Eingangsthür belagerte. In der Garderobe sah ich mich von vielen freundlichen Leuten umringt, welche mir die Hand schüttelten; darauf führte man uns in eine Galerie, von der aus man den Saal überblickte und wo sich die für unsere Gesellschaft bestimmten Plätze befanden. Unser Wirt, Bailie Paton, hatte den Vorsitz;

ich saß neben Mrs. Wardlow und um uns her die Prediger der verschiedenen Kirchen, Damen und Herren, die zur Antisklavereigesellschaft von Glasgow gehörten und viele andere Freunde. Der ganze Saal war mit schmalen Tischen besetzt, an denen jeder seinen festen Platz hatte, Theetassen, Kuchen und Zwieback standen darauf, zur rechten Zeit servierten die Diener den Thee und alle Einrichtungen waren so genau und zweckmäßig getroffen, daß die ganze ungeheuere Menschenmenge thatsächlich zu gleicher Zeit Thee trank, ohne daß man dabei die geringste Unruhe oder Aufregung gewahrte.

„Eine leise, gedämpfte Unterhaltung summte durch den Saal und man vernahm das Klingen und Klirren der Tassen und Löffel, während das gesellige Mahl vor sich ging. Die ganze Veranstaltung schien mir sehr sonderbar; ich mußte immer daran denken, was das wohl für eine Riesenkanne sein möchte, in der man Thee für zweitausend Personen gemacht habe. Ob wohl Schottland, als gute Hausfrau, zweitausend Theelöffel voll Thee hineingethan hatte und einen überzähligen für die Kanne, wie es bei uns Yankees löbliche Gewohnheit ist? Auf unserer Galerie ging es sehr heiter zu und alle schienen sich gut zu unterhalten. Zum Schluß wurden noch einige Verse des zweiundsiebzigsten Psalms nach dem alten schottischen Text gesungen.

„17. April. Heute unternahmen wir zu Dampfboot in größerer Gesellschaft einen Ausflug den Clyde hinunter, der sehr genußreich war. An den Ruinen des alten Schlosses Cardroß vorüber, wo Robert Bruce gestorben sein soll, fuhren wir bis nach Roseneath, einer mit sammetweichem Grün bedeckten Halbinsel, die in den sich hier erweiternden Fluß vorspringt. Den Rückweg machten wir zu Wagen am Flußufer entlang; ich saß neben Lady Anderson; so oft ich aber versuchte, sie mit ihrem Titel anzureden, versprach ich mich, nannte sie zuerst Missis, dann Lady und bat um Entschuldigung. Sie lachte und meinte, sie erteile mir Generalpardon. Sie ist eine echte Schottin und die aufrichtige Herzlichkeit ihres Wesens benahm mir alle Scheu.

„In den Dörfern, durch welche wir fuhren, schien sich die Nachricht von unserem Kommen schon verbreitet zu haben. Die Leute

standen vor den Thüren, sie grüßten, nickten uns freundlich zu und winkten mit ihren Tüchern. Der Wagen mußte mehrmals halten, damit wir verschiedene Blumenspenden in Empfang nehmen konnten. Besonders erinnere ich mich mehrerer junger Mädchen, welche die zwei reizendsten Kinder, die ich je gesehen habe, zu uns heranführten. Von ihren kleinen Händen wurden wir förmlich mit Blumen überschüttet.

. . . . . Was mich bei dem herzlichen Willkommen, den man uns überall entgegenbrachte, am meisten freute, war, daß er nicht nur von den Reichen, den Großen und Gebildeten ausging, sondern auch von einfachen Leuten aus dem Volke. Metzger und Bäcker kamen aus dem Laden, der mit Mehl bestäubte Müller, die blühende junge Mutter mit dem Säugling auf dem Arm, alle lächelten, grüßten und schauten uns mit so klugen, lebhaften und verständnisvollen Blicken an, als wüßten sie, daß auch wir uns freuten sie zu sehen. . . . . .

Die Erlebnisse dieses Tages machten mir einen wunderbaren Eindruck. Ich habe mich überzeugt, daß die Leute in allen diesen Dörfern Bücher lesen und habe gesehen, daß sie einer wahrhaft hochherzigen Erregung und Begeisterung fähig sind. Ein Schriftsteller, der es versteht, in den Herzen die Gefühle wach zu rufen, welche allen Menschen gemeinsam sind, vermag eine große Wirkung hervorzubringen. Wem Gott das Talent gegeben hat, der möge ernstlich bedenken, daß er damit viel Gutes oder viel Böses stiften kann. Denn daß Dichterwerke jetzt eine immer größere Macht über die Gemüter erlangen, liegt klar am Tage.

„Wir kamen recht ermüdet nachhause, wie ihr euch denken könnt, auch war ich am nächsten Morgen mehr gestimmt zu Bette zu bleiben als auszugehen.

„Zwei Tage später sagten wir Glasgow Lebewohl. Bis zum letzten Augenblick überhäufte man uns mit Freundlichkeit, und nur der Gedanke, wie wenig wir imstande waren soviel Güte zu erwidern, war einigermaßen bedrückend. Nach einer angenehmen, etwa zweistündigen Fahrt erreichten wir Edinburg, wo wir eine Masse Menschen zu unserem Empfang versammelt fanden. Der Lord Provost kam uns bis an den Eisenbahnwagen entgegen und stellte uns dem Magistrat der Stadt, sowie dem Komitee der Edinburger Antisklaverei-

gesellschaft vor. Aus der dichten Menge hoben sich die braunen Kleider und schneeigen Hauben vieler Quäkerinnen ab, wie weiße Tauben von einer dunkeln Wolke. Als wir, mein Mann und ich, mit unserer Wirtin Mrs. Wigham und dem Lord Provost im Wagen fortfuhren, folgte uns die Menge mit Hurra und Hochrufen, was mir unaussprechlich rührend und ergreifend war. Wir fuhren an Walter Scotts Denkmal vorbei und durch ganz Edinburg, zum Schloß hinauf, an der Universität, an Holyrood und den Hospitälern vorüber und durch viele Hauptstraßen unter fortwährenden Hochrufen und Begrüßungen. Einige Jungen belustigten mich sehr durch ihre hartnäckigen Versuche mit dem Wagen Schritt zu halten .... für die Buben war es überhaupt ein wahres Fest, einmal aus Leibeskräften schreien zu dürfen; schon deshalb werden sie mich sicherlich in gutem Andenken behalten. Vor einer mit Epheu bewachsenen Pforte hielten wir endlich an und waren wieder einmal zuhause.

„Seid nur ganz unbesorgt um mich. Wenn ich eine Vase von altem, kostbarem Sèvres-Porzellan wäre, könnte man nicht sorgfältiger mit mir umgehen. Man nimmt die größte Rücksicht auf mich und jedermann scheint zu wissen, daß ich nicht viel vertragen kann. Aber trotz aller Vorsicht habe ich doch einen großen Teil der Zeit das Bett und Zimmer hüten müssen und konnte von den zahllosen Besuchern fast niemand empfangen. Morgen findet hier der große Theeabend statt. Wie ich das alles überleben soll, ist mir völlig unbegreiflich.

„Der Haufen Briefe, den wir vorfanden, war womöglich noch ungeheuerer als in Glasgow. Ich erwähne nur die liebenswürdigen Zuschriften der Herzogin von Sutherland und des Grafen von Carlisle, welche den Wunsch aussprachen, uns sofort nach unserer Ankunft in London zu begrüßen, und ein sehr interessantes Briefchen des Rev. Charles Kingsley und Frau. Ich verspreche mir viel Vergnügen von einem Besuch bei ihnen im Pfarrhause.

„Zu den verschiedenen Festlichkeiten lasse ich mich herumführen, wie eine zahme Löwin. Ich habe mich ganz in mein Schicksal und in die Hände meiner Wächter ergeben, und wenn der entscheidende Augenblick kommt, mache ich meine Sache so gut es gehen will.

26. April. Gestern fand die große Abendgesellschaft statt.

Fahnen schmückten den Eingang zur Halle. Das Rufen, Stampfen und Klatschen, wenn wir eintreten, erregt zuerst immer eine seltsame Empfindung, aber von allen Gesichtern strahlt solche Freude und ein so herzliches Wohlwollen, daß meine Befangenheit schon nach wenigen Augenblicken verschwindet. Ist mir doch, als hörte ich die Stimme Schottlands Amerika ihren Gruß zurufen, zum Zeichen der innigen Verbrüderung aller Völker.

„Auf einem prachtvollen silbernen Teller war das Penny-Opfer der Nation, bestehend aus tausend Goldstücken, vor der ganzen Versammlung ausgestellt. Die Gabe ist freiwillig aus allen Schichten der Bevölkerung, teilweise in den kleinsten Beträgen zusammengeflossen. Die Mitglieder des Ausschusses in Glasgow und Edinburg bezeugen, mit welcher Bereitwilligkeit selbst die Ärmsten ihr Scherflein beigetragen haben. Eine alte, blinde Frau, die doch das Buch unmöglich gelesen haben konnte, erwiderte, als man sie darum befragte: ‚Freilich kenne ich es; mein Sohn hat es mir vorgelesen und ich will auch meinen Penny beisteuern‘.

„Mir ist es rührend und erhebend, zu sehen, wie die Bedürftigen in ihrer Armut oft großmütiger sind als die Reichen. Auch beklage ich es nicht, daß sie etwas von ihrem geringen Besitz geopfert haben, weil Geben noch allezeit seliger ist als Nehmen. Auch diese Versammlung mußten wir verlassen, lange bevor alle Reden beendet waren. Natürlich that ich die ganze Nacht kein Auge zu und fühlte mich am nächsten Morgen sehr angegriffen.“

. . . . . In Aberdeen und Dundee, wohin die Reise von Edinburg aus ging, folgten nun ähnliche öffentliche Versammlungen, Gesellschaftsabende und Ehrenbezeugungen. Um sich von diesen Anstrengungen zu erholen und einige ruhigere Tage zu verleben, beschloß Mrs. Stowe, die Einladung eines eifrigen Gegners der Sklaverei, Joseph Sturge in Birmingham, anzunehmen, unter der Bedingung, daß ihre Anwesenheit dort völlig geheim gehalten würde. Der Plan ward zu aller Befriedigung ausgeführt. In Mr. Sturges Familienkreise lernte Mrs. Stowe auch den ‚gelehrten Grobschmied und Friedensapostel‘ Elihu Burritt kennen, welcher damals seinen Wirkungskreis schon seit einigen Jahren in England hatte.

Von Birmigham ward die Weiterreise nach London angetreten.

„In einem reizenden Landhaus in Walworth, ‚Rose Cottage' genannt", fährt Mrs. Stowe in ihrer Beschreibung fort, „wurden wir von unserer Londoner Wirtin Mrs. Binney auf das liebenswürdigste begrüßt. Kaum hatte sie mich auf mein Zimmer geführt, als sie lebhaft ausrief: ‚Wie freue ich mich, daß Sie da sind! Wir gehen heute alle zu dem Festessen des Lord Mayors und auch für Sie habe ich eine Einladung'. Trotz meiner Müdigkeit kleidete ich mich schnell an und saß bald mit Mr. und Mrs. B. im Wagen.

„Das Gedränge war groß und ich wünschte mir Glück, als man mich auf einen Platz in der Nähe der freundlichen Lady Mayoreß führte, von wo aus ich die ganze Zeremonie überblicken konnte.

„Zwischen neun und zehn Uhr ging es zu Tische. In der prachtvollen Halle waren die Tafeln gedeckt; mir gerade gegenüber saß Charles Dickens, den ich zum erstenmal sah; ich hatte mir ihn lange nicht so jung vorgestellt. Der Lord Mayor war einfach in Schwarz gekleidet, als einzigen Schmuck trug er eine schwere goldene Kette. Die Damen zogen sich zwischen zehn und elf Uhr in das Empfangszimmer zurück, wohin die Herren ihnen später folgten. Ich hatte dort eine kurze aber sehr angenehme Unterhaltung mit Mr. Dickens, die in mir den Wunsch weckte, ihn näher kennen zu lernen.

„Die Gesellschaft begann nun auseinander zu gehen. Der Lord Mayor wollte seinen Sitz im Hause der Gemeinen einnehmen und auch die Gäste hatten noch mancherlei Verabredungen, die sie hierhin und dorthin riefen. ‚Laßt uns auch in das Haus der Gemeinen gehen', sagte einer meiner Freunde, ‚die Nacht ist doch einmal angebrochen'. — ‚Von Herzen gern', versetzte ich, ‚wenn ich nur morgen in einen neuen Leib hineinkriechen könnte!' —

„Wie viel besser ließen sich alle Feste und Sehenswürdigkeiten mitnehmen und genießen, wenn man nur seinen Körper wechseln könnte, wie seine Kleider! Wer aber, gleich mir, nicht daran gewöhnt ist die Nacht zum Tage zu machen, wie es in London geschieht, hält es vor Müdigkeit nicht aus. So wünsche ich euch denn allen eine gute Nacht!"

Zehntes Kapitel.

Auf der Reise. 1853.

„Rose Cottage. Walworth.

London, 2. Mai 1853.

„. . Mrs. Follen hat mich heute früh besucht und ein Stündchen gemütlich mit mir verplaudert. Es ist eine ganze Reise von ihr zu mir; sie wohnt im Westend und ich hier in Walworth, einem der äußern Anhängsel von London, welches deren so viele hat, wie der Brief einer Dame Nachschriften.

„Wir waren heute Abend bei Lord Carlisle zu Tische geladen und zwar als die einzigen Gäste. Er schrieb sehr rücksichtsvoll, er glaube, das Beste, was er uns bieten könne, sei ein wenig Ruhe.

„Lord Carlisle und seine Schwester, die Herzogin von Sutherland, haben beide eine große Vorliebe für Amerika. Er ist der einzige englische Reisende, welcher je in unserm Lande Notizen gesammelt hat, die wirklich anerkennend lauten.

„Da man hier zwischen acht und neun Uhr speist, machten wir uns gegen sieben Uhr auf den Weg. Lord Carlisle empfing uns in einem behaglichen Zimmer, das von Wachslichtern und einem flammenden Kaminfeuer durchwärmt und erleuchtet war. Obgleich wir einander noch nie gesehen hatten, konnte bei der natürlichen Liebenswürdigkeit seines Wesens von einer Befangenheit unserseits nicht die Rede sein. Außer der Herzogin von Sutherland, einer stattlichen, edlen Erscheinung, deren schöne Züge, blonde Haare und volle Lippen die Angelsächsin erkennen lassen, war bei Tische nur noch Arthur Helps

zugegen, mit dem ich schon in Amerika unbekannterweise korrespondiert hatte. Nach seinen Schriften hatte ich ihn mir als einen ehrwürdigen, graubärtigen Alten vorgestellt, so eine Art Einsiedler, der von seiner Zelle aus Welt und Leben betrachtet. Statt dessen fand ich zu meiner Überraschung einen jungen, fünfundzwanzigjährigen Mann, der gar nicht aussah, als ob ihm der Sinn für Witz und Scherz abgehe.

„Nachdem die Tafel aufgehoben war, erschienen noch Herzog und Herzogin von Argyll und Lord und Lady Blantyre, die Töchter und Schwiegersöhne der Herzogin von Sutherland. Die Herzogin von Argyll ist zart wie eine Elfe, mit blondem Haar und blauen Augen, Lady Blantyre voller und blühender. Lord Blantyre ist ein großer, schlanker, junger Mann von anmutigem Wesen, ein Abkömmling der Stuarts; der Herzog von Argyll ganz wie man ihn uns in Schottland beschrieben hat, klein und blond, aber voll Thatkraft und Lebhaftigkeit. Wegen seiner großen Begabung schon bei jungen Jahren ins britische Ministerium berufen, hat er sich nicht nur im politischen Leben, sondern auch als Schriftsteller ausgezeichnet. Er erkundigte sich nach unsern berühmten Männern, besonders nach Emerson, Longfellow, Hawthorne und Prescott; letzterer scheint hier in besonderem Ansehen zu stehen. Man weiß doch seine großen Landsleute nie so sehr zu schätzen, als wenn man sich in einem Kreise gebildeter Ausländer befindet.

„7. Mai. Heute war bei uns offenes Haus; den ganzen Abend über kamen und gingen die Besucher, wohl an zweihundert. Mary Howitt eroberte mein Herz auf der Stelle, sie ist heiter, behaglich und verständig — ganz wie ihre Bücher.

„Die allgemeine Bemerkung, die jeder zu machen scheint, der mich zum erstenmal sieht, ist, daß ich gar nicht so häßlich bin, als man erwartet hatte. Ich versichere Dir, als ich in den Schaufenstern die Bilder sah, unter denen mein Name stand, konnte ich mich nicht genug wundern, daß meine englischen und schottischen Freunde selbst bei ihrer grenzenlosen Liebenswürdigkeit imstande gewesen waren, sich für eine solche Vogelscheuche zu erwärmen. Die Sphinx im Londoner Museum könnte für das Original der meisten gelten. Ich werde mir

eine Sammlung dieser Porträts anlegen, um sie euch zuhause zeigen zu können; sie sind sehr verschiedenartig und erinnern an den Wegweiser des Irländers, der nach der Straße zeigte, die man nicht nehmen sollte. Noch ehe der Abend zu Ende ging, war ich so mürbe und matt vom vielen Sprechen, daß kaum noch ein Schemen von mir übrig blieb. Morgen um elf Uhr findet das Meeting in Stafford House statt. Wie es dabei zugehen wird, weiß ich nicht, aber ich sorge nicht für den anderen Morgen.

„8. Mai. Gegen elf Uhr fuhren wir durch den gewölbten Thorweg von Stafford House, welches von außen keinen besonders prachtvollen Eindruck macht. Die Herzogin von Sutherland begrüßte mich mit derselben einfachen Herzlichkeit wie am vergangenen Abend; sie erschien mir bei Tage noch anziehender als bei Kerzenlicht. Der Herzog ist ein schöner, schlanker Mann, in dessen Wesen sich Sanftmut und Würde paart. Zuerst kamen nun die Familienglieder, Herzog und Herzogin von Argyll, Lord und Lady Blantyre, Marquis und Marquisin von Stafford und Lady Emma Campbell, die Schwester des Herzogs von Argyll. Dann folgte Lord Shaftesbury mit seiner schönen Gemahlin und deren Eltern, Lord und Lady Palmerston. Lord Palmerston, ein Mann von mittlerer Größe, mit dunklen, scharfblickenden Augen und schwarzem Haar, das schon etwas ins Graue spielt, ist lebhaft und beweglich in seinem Wesen, ganz wie man ihn sich nach seinem öffentlichen Auftreten denken würde. Man macht sich wirklich von den Menschen, deren Namen man jahrelang hört, ohne sie je gesehen zu haben, eine Art von mythologischer Vorstellung. Während ich mit Lord Palmerston sprach, mußte ich immer daran denken, wie oft ich meinen Vater und meinen Mann daheim an unserm Familientisch seine auswärtigen Depeschen hatte rühmen hören. Auch Lord John Russell, Mr. Gladstone und Lord Granville waren zugegen. Wir fandeu alle, daß letzterer in seinem Äußern dem Dichter Longfellow merkwürdig ähnlich sieht.

„Nach dem Lunch begab sich die ganze Gesellschaft auf der prachtvollen Treppe und durch die stolze Halle, die, wie man sagt, ihresgleichen in Europa nicht hat, nach der Gemäldegalerie. Hier versammelten sich nun auch die übrigen Geladenen, und bald war der

ungeheuere Raum von einer dicht gedrängten Menge erfüllt. Natürlich kann ich mich nicht erinnern, wer mir alles vorgestellt worden ist. Der Erzbischof Whateley war zugegen mit Frau und Tochter, Macaulay und zwei seiner Schwestern, Milman, der Dichter und Historiker, der Bischof von Oxford, Ritter Bunsen und Gemahlin nebst zahllosen andern.

„Als die Gesellschaft beisammen war, verlas Lord Shaftesbury eine kurze aber sehr herzliche und maßvolle Begrüßungsadresse im Namen der Frauen Englands. Ich betrachte übrigens dies denkwürdige Meeting in Stafford House, so wohlthuend mir auch die große Güte gewesen, mit der man mir allseitig begegnet ist, durchaus nicht als eine mir persönlich erwiesene Ehrenbezeugung. Ich sehe es vielmehr so an, als hätten die Frauen Englands die Gelegenheit ergreifen wollen, ihren Gefühlen über eine der wichtigsten Fragen unserer Zeit: die Freiheit des einzelnen vom religiösen Standpunkt aus betrachtet, so öffentlich wie möglich Ausdruck zu geben."

Bei diesem Anlaß ward Mrs. Stowe von der Herzogin von Sutherland ein prachtvolles goldenes Armband in Form einer Sklavenkette überreicht, das die Inschrift trug: „Zur Erinnerung an eine Fessel, welche — so hoffen wir — bald zerreißen wird." Auf einem der Glieder standen die Daten der Abschaffung des Sklavenhandels und der Sklaverei auf englischem Gebiet. In späteren Jahren konnte Mrs. Stowe zu ihrer Freude die Worte: „Völlige Abschaffung der Sklaverei in den Vereinigten Staaten durch konstitutionellen Beschluß", auf dem Schloß des Armbandes eingravieren lassen.

Am 9. Mai fährt Mrs. Stowe in ihrem Tagebuch fort:

„Nun muß ich von meinem Frühstück bei Sir Charles Trevelyan berichten, dessen Gemahlin eine Schwester Macaulays ist. Als wir Westbourne Terrace gegen elf Uhr erreichten, waren schon ziemlich viele Gäste versammelt. Ich saß zwischen Macaulay und Dekan Milman und muß gestehen, daß ich zuerst ziemlich in Verlegenheit geriet, da ich hören wollte, was der eine sagte, ohne doch die Worte des andern zu verlieren. Bald gelang es mir jedoch recht gut, mit

Hilfe derselben Geisteskraft, die uns befähigt, mit beiden Händen Klavier zu spielen. . . .

„Auch der Historiker Hallam war zugegen und wahrscheinlich noch viele andere Berühmtheiten, die ich nicht kannte. Ich erfahre meist erst einige Tage später, daß ich, ohne es zu wissen, mit diesem oder jenem bedeutenden Manne zusammen gewesen bin."

Am 18. Mai schreibt sie:

„Kürzlich hat sich etwas ganz Spaßhaftes zugetragen: Die ‚Times' verkündigte nämlich dem vereinigten Königreich von Groß-britannien, daß Mrs. Stowe sich ein neues Kleid machen läßt, und wünschte zu wissen, ob dieselbe wohl ein Bewußtsein darüber habe, wie und wo das Kleid angefertigt wird. Sie druckt den Brief einer Nähterin ab, welche behauptet, daß die einzelnen Teile des Kleides in den elendesten Jammerhöhlen Londons von armen, gequälten, weißen Sklavinnen geschneidert werden, die weit schlimmer daran sind als die Neger in den Plantagen.

„Mrs. Stowe wußte aber hiervon nicht das Mindeste; sie hatte den Seidenstoff einfach einer Freundin eingehändigt; nicht lange darauf war eines Tages ein anständig aussehendes Frauenzimmer bei ihr ein-getreten, um die Anfertigung des Kleides zu übernehmen — und das war nun der Erfolg! Seit der Artikel erschienen ist, habe ich aus verschiedenen Teilen des Landes sehr ernst gemeinte Zuschriften er-halten, die meinen Beistand anrufen und die Hoffnung aussprechen, daß ich die weiße Sklaverei in England nicht unterstützen, sondern mein Talent gebrauchen würde, um die Bedrückung in jeder Form zu geißeln. — Wüßten diese Leute nur, in welcher süßen Unschuld ich im Staate Maine gelebt habe, wo die einzige Schneiderin unseres Kreises eine feine, gebildete und wohlunterrichtete Dame war, mit der wir auf gleichem Fuß verkehrten, und deren Hilfeleistung beim In-standsetzen der Frühjahrs- und Herbstgarderobe uns außer der Arbeits-erleichterung noch das Vergnügen eines freundschaftlichen Besuchs ver-schaffte. Ich sage, hätten sie das wissen können, sie würden meine völlige Schuldlosigkeit einsehen. Ich dachte, das hübsche, angenehme Fräulein, welches kam, um mir Maß zu nehmen, würde das Kleid

zuhause selbst anfertigen. Daß sie die Inhaberin eines großen Geschäfts sein könne, fiel mir gar nicht ein."

Am 22. Mai schreibt Mrs. Stowe an ihren Mann, den seine Pflichten inzwischen nach Amerika zurückgerufen hatten:

„Heute haben wir einer Predigt des Erzbischofs von Canterbury zugunsten der Armenschulen beigewohnt. Die Nachricht von Mary Edmondsons Tode, welche ich erhalten habe, hat mich sehr trübe gestimmt.

„30. Mai. Ich schicke Dir das Programm von Mrs. Greenfields Konzert. Ist es nicht komisch, in wie vornehme Gesellschaft Deine arme kleine Frau geraten ist? Der ganze hohe Adel war da. Ich saß neben Lord Carlisle.

„Nach dem Konzert forderte die Herzogin von Sutherland mich und Lady Hatherton auf, mit ihr zum Thee nach Stafford House zu kommen. Das war nicht zu verachten, sowohl der Herzogin als des Thees wegen. Der schmeckte vortrefflich, wir bekamen wundervollen Rahm dazu, Weintrauben, Aprikosen, italienisches Brot u. s. w. Als wir fort wollten, führte mich die Herzogin unter irgendeinem Vorwand in das Nebenzimmer und schloß mich gerührt in die Arme.

„‚O Mrs. Stowe', rief sie, ‚Argyll hat mir das letzte Kapitel aus dem ‚Schlüssel zu Onkel Tom' vorgelesen. Gewiß, o gewiß, Ihr Werk muß gelingen — Gottes Segen wird auf Ihnen ruhen!'

„Ich dankte ihr für alle Liebe und alles Mitgefühl, das sie uns bezeigte, und versicherte, daß nicht nur die Frauen Englands, sondern auch viele Amerikanerinnen von ähnlichen Gefühlen beseelt seien. Sie sah ordentlich strahlend und begeistert aus. Hätten die, welche zu träge sind, sich unserer Sache anzunehmen, nur ihr Gesicht sehen können als sie rief: ‚Wir müssen es durchsetzen — ich vertraue fest darauf und bitte Gott um Beistand!' Wir umarmten einander noch und gelobten uns treue Freundschaft, dann verließ ich sie.

„31. Mai. Unter den vornehmen Gästen, die ich bei Miß R. in Oxford Terrace traf, befand sich auch Lady Byron, mit der ich ein kurzes aber höchst interessantes Gespräch führte. Die Bilder, welche

wir von ihr in Amerika gesehen haben, lassen ihr alle nicht Gerechtigkeit widerfahren. Ihre zarte, schlanke Gestalt, ihre Kleidung, ihre Gesichtszüge und ihr Wesen, alles bildet zusammen ein harmonisches Ganze, sie macht den Eindruck eines höchst würdevollen, sanften, reinen und doch starken Charakters. Ihre Bemerkungen über den heutigen religiösen Zustand Englands drangen mir bis ins innerste Herz; solche Worte hört man nur selten.

„Wir werden jetzt Deinem Rat folgen, und so bald wir können nach dem Festland hinübergehen. Charles hat vor einigen Tagen an Mrs. C. nach Paris geschrieben, um sie zu bitten, eine möglichst ruhige Privatwohnung für uns zu mieten und es um keinen Preis irgendjemand wissen zu lassen, daß wir kommen. In ihrer Antwort ladet sie uns dringend ein, bei ihr zu wohnen, und verspricht uns völlige Ruhe und Abgeschiedenheit.

„Seit Deiner Abreise haben wir unsere noch übrigen Verpflichtungen sozusagen im Sprunge abgemacht. Schon am folgenden Abend überreichten mir die Damen der Surrey-Chapel-Gemeinde das silberne Schreibzeug. Es ist achtzehn Zoll lang und sehr kunstvoll gearbeitet. Eine schöne Gruppe stellt die Religion mit der Bibel in der Hand dar, wie sie dem Sklaven die Freiheit erteilt. Die Figur des Sklaven ist ein wahres Meisterwerk; er hat die Hände gefaltet und schaut gen Himmel, während ein weißer Mann vor ihm kniet und ihm die Ketten von den Füßen löst. Eine Schar allerliebster Kinder brachte mir noch eine goldene Feder, wobei eins derselben eine hübsche Ansprache hielt. Es war ein reizender Anblick. Ich rief die Kleinen alle zu mir heran und sprach einige Minuten lang mit ihnen. Das war die einzige Rede, die ich zu halten brauchte.

„Morgen geht es weiter — dahin, wo uns niemand kennt, wo Ruhe und Friede uns winken — nach Paris, nach der Schweiz. Dort wollen wir ein stilles Thal aufsuchen und das Treiben der Welt vergessen.“

Dieser schöne Plan ward ausgeführt und Ende August kehrte die Reisegesellschaft über Deutschland, Belgien und Holland nach Paris zurück.

Von dort schreibt Mrs. Stowe:

„Wir haben schrecklich heißes Wetter, aber ich sitze hier sehr behaglich in M. Bellocs kühlem Zimmer. . . . Madame Bellocs Übersetzung von ‚Onkel Tom' hat für mich ganz die Spannung und das Interesse eines Originals. Es macht mir großes Vergnügen, die Geschichte zu lesen, und ich verliere dabei ganz das Bewußtsein, daß sie ursprünglich von mir stammt."

Briefe aus der Heimat nötigten Mrs. Stowe ihre Pläne zu ändern und schon mit dem nächsten Dampfer abzureisen. Die letzten Tage in Paris waren voll Unruhe. In den Läden des Palais Royal wurden Vasen, Bronzefiguren, Bonbons und Spielzeug für Groß und Klein daheim eingekauft. Dann ging es über den Kanal nach London und nach wenigen Ruhetagen im Freundeskreise an Bord des ‚Arctic', in welchem die Rückreise nach Amerika angetreten ward. . . .

In Liverpool, wo sie wieder in dem reizenden Landhaus ihrer ersten englischen Gastfreunde abstiegen, traf noch eine Deputation aus Belfast ein, welche Mrs. Stowe ein schön aus dem Holze der Moreiche geschnitztes Kästchen überreichte, das die Symbole Irlands trug und eine Geldsumme zur Befreiung der Unterdrückten enthielt. Dabei ward eine Ansprache verlesen, die besonders hervorhob, wie wichtig es bei dem wachsenden Einfluß der irischen Bevölkerung in Amerika sei, derselben die Grundsätze der Emanzipation einzupflanzen.

„Hätte es meine Zeit erlaubt", schreibt Mrs. Stowe, „ich wäre noch gern nach Irland hinübergefahren, hätte meinen Besuch in Schottland wiederholt und mich auch in England noch weiter umgesehen. Aber der Mensch kann nun einmal nicht immer, wie er will." So ging es denn ans Abschiednehmen und die letzten Briefe und Grüße wurden gewechselt.

„Fast so traurig wie ein Kind sein Elternhaus verläßt, schied ich von den Gestaden Altenglands, unseres gemeinsamen, liebevollen und starken Mutterlandes."

Elftes Kapitel.

Wieder in der Heimat 1853—1856.

Nach ihrer Rückkehr aus Europa im Herbst 1853 widmete sich Mrs. Stowe mit allen Kräften dem Kampf gegen die Sklaverei. Zunächst war sie bestrebt, das englische Gold, welches ihr zur Förderung ihrer Zwecke anvertraut worden war, aufs beste zu verwenden. Sie kaufte Sklaven los, deren Lage besonderes Mitleid erregte, und suchte den Freigelassenen auf jede Weise förderlich zu sein. Auf ihren Antrieb wurden ferner Vorlesungen über die Sklavenfrage gehalten und allerlei Schriften zugunsten der Antisklaverei verbreitet; viele Ansprachen, welche in den öffentlichen Versammlungen verlesen wurden, verfaßte sie selbst. Sie gründete und unterstützte Schulen für die Farbigen, damit diese auch wirklich aus den Segnungen der Freiheit Nutzen ziehen könnten. Ihr Briefwechsel mit Leuten der verschiedensten Richtungen aus allen Weltgegenden war so ausgedehnt, daß man mit den Zuschriften, die sie zwischen 1853 und 1856 erhielt und beantwortete, ganze Bände füllen könnte. Trotz der Mannigfaltigkeit ihrer auswärtigen Interessen, verwandte sie doch große Aufmerksamkeit auf die Erziehung ihrer Kinder und vernachlässigte auch die eigene litterarische Beschäftigung nicht.

Unter dem Titel: „Sunny Memories“, gab sie ihre europäischen Reiseerinnerungen in Tagebuchform heraus, sowie die vermehrte und verbesserte Auflage der „Mayflower“, einer schon 1843 erschienenen Sammlung kleiner Erzählungen.

Um die Gefühle ihrer Dankbarkeit den schottischen Freunden

gegenüber noch einmal zum Ausdruck zu bringen, schrieb sie bald nach ihrer Heimkehr den folgenden offenen Brief:

„An die Anhängerinnen der Antisklaverei-Gesellschaft in Glasgow.

„Teure Freundinnen! — Vieles, was ich auf dem Herzen hatte, konnte ich Ihnen leider nicht persönlich aussprechen und muß es daher jetzt schriftlich nachholen, denn ich fürchte, Sie werden gefunden haben, daß unser Verkehr während meines kurzen Aufenthaltes in Glasgow recht unbefriedigend war.

„Als ich Ihre freundliche Einladung annahm, war mein Gesundheitszustand der Art, daß ich hoffen durfte, allen gesellschaftlichen Anforderungen, die an mich herantreten würden, genügen zu können.

„Zu der für meine Abreise bestimmten Zeit lag ich jedoch, wie Sie wissen, krank danieder, infolge der Anstrengung, die es mich gekostet hatte, den ‚Schlüssel zu Onkel Toms Hütte' im Laufe des Winters druckfertig zu machen.

„Diese Arbeit war unabweisbar; denn nachdem ‚Onkel Tom' in allen Herzen das Mitgefühl für den amerikanischen Sklaven erregt hatte, begann man in der ganzen Welt auf einmal an seinen Leiden zu zweifeln. Man hielt die Erzählung für eine romantische Erfindung und beschuldigte mich der Übertreibung und gröblichen Verleumdung der Einrichtungen und Gesetze meines Vaterlandes. Wenn ich jetzt davor zurückscheute, für meine Behauptungen einzutreten, so wäre, das wußte ich, die durch das Werk erweckte Teilnahme allmählich wieder geschwunden und das Ganze bald nur als eine fanatische Gefühlsschwärmerei betrachtet worden.

„Daß man mir in England und Schottland einen so großartigen Empfang zugedacht hatte, davon ahnte ich nicht das Mindeste. Ich erwartete wohl eine freundliche Aufnahme zu finden, aber keineswegs eine so durch alle Stände verbreitete Teilnahme, wie sie mir überall entgegengebracht wurde.

„Da es Ihre Gesellschaft war, von der die Einladung ausging, welcher ich gefolgt bin, so scheint es mir angemessen, daß ich die Mit-

teilungen, die ich meinen englischen und schottischen Freunden zu machen habe, an Sie richte.

„Zunächst handelt es sich um die Frage, ob die in Großbritannien erfolgten Kundgebungen der Sache der Antisklaverei in Amerika von Nutzen gewesen sind oder nicht?

„Wie vorauszusehen war, ist infolge dieser Kundgebungen zuerst die heftigste Reaktion eingetreten.

„Übelwollende Parteiorgane machten es sich zur Aufgabe, allerlei falsche, böswillige und schändliche Berichte zu verbreiten, und wenn es Segen bringen kann, sich unschuldig verleumden und verketzern zu lassen, so muß uns derselbe reichlich zuteil werden.

„Daß der Adel Englands und Schottlands in dieser Angelegenheit mit der Stimme des Volkes im Einklang stand, hat ganz besonders viel böses Blut erregt. Und doch ist gerade dies von höchster Wichtigkeit gewesen. Man würde sonst keinen Anstand genommen haben, den Wert der nationalen Kundgebung überhaupt herabzusetzen. Denn bei uns bemühen sich die Leute aus den höchsten Gesellschaftsklassen im Gegenteil, die Antisklaverei verächtlich zu machen und so viel wie möglich dem Fluch der Lächerlichkeit preiszugeben.

„Man braucht ja nur eine Sache unpopulär zu machen, um besonders die Jungen und Unerfahrenen sicher von ihr abzuwenden. Anderseits hat aber auch Cassius M. Clay recht, wenn er von der Kundgebung in Stafford House sagt, sie werde unseren Bestrebungen sehr förderlich sein, da sie dieselben ‚in die Mode' bringe.

„Seit Jahren hat man jede öffentliche Besprechung der Sklavenfrage mit allen Mitteln zu unterdrücken gesucht. Das ist jetzt nicht länger möglich. Sie liegt für jedermann klar und offen da — ein Umstand, welcher die Freunde der Antisklaverei zu den größten Hoffnungen berechtigt.

„Der ‚Schlüssel zu Onkel Toms Hütte', der unmittelbar auf ‚Onkel Tom' folgte, hat im Süden einen bedeutenden Absatz gehabt. Keine einzige Thatsache oder Behauptung darin ist bis jetzt widerlegt worden; ja, ich habe nicht einmal von einem Versuch in dieser Richtung gehört.

„In der ‚Nordamerikanischen Revue', einer Zeitschrift, welche der

Sklavenfrage nie zugethan war, ist eine Besprechung von ‚Onkel Tom' erschienen. Das Buch selbst wird vom litterarischen Standpunkt aus sehr absprechend beurteilt; man schreibt seine große Verbreitung nur dem Umstand zu, daß es ein getreues Bild der Sklaverei entwirft. Das ganze System, fährt der Artikel fort, sei so verabscheuungswürdig, daß, wenn die Sklavenbesitzer nicht bald aus eigenem Antrieb davon abstünden, Menschen wie das liebe Vieh zu behandeln, sich die ganze gebildete Welt mit Verachtung und Entrüstung von ihnen abwenden würde. — Wie schlimm muß es um die Sklavenhalter stehen, wenn selbst ihre Freunde und Anhänger auf solche Weise gegen sie auftreten.

„Sehr zu beklagen ist, daß die Vertreter aller christlichen Bekenntnisse sich der Sache so wenig annehmen. Zwar bilden einzelne Religionsgemeinschaften hiervon eine rühmliche Ausnahme, aber im allgemeinen kann man doch sagen, daß die Kirche sich weit mehr durch die Welt an ihre Pflicht mahnen läßt, als daß sie selbst der Welt zum Vorbild diente.

„Die farbige Bevölkerung unseres Landes ist geistig in raschem Fortschritte begriffen. Ich werde Frederick Douglaß veranlassen, Ihnen den gedruckten Bericht über die Beschlüsse der letzten Negerversammlung zu schicken, welche jeder Volksvertretung zur Ehre gereichen würden. Vielleicht können Sie dahin wirken, daß dieselben in den Zeitungen Großbritanniens Erwähnung finden. Es thut not, die Verleumdungen, welche man gegen die unglückliche Rasse schleudert, endlich zu widerlegen und den Beweis zu führen, daß sie sich, trotz aller gesellschaftlichen und politischen Bedrückungen, zu einem höheren, menschenwürdigen Dasein aufzuschwingen vermag; ihre Fortschritte stehen, meines Erachtens, denen anderer, fremder Völker, die bei uns eine Zufluchtsstätte gefunden haben, durchaus nicht nach.

„Möge Gott uns in unserm Thun und Lassen also leiten, daß das Gute, welches wir erstreben, nicht übel gedeutet wird, und daß wir nichts fördern und beschützen, was nicht zu seinem Ruhme und dem Wohl der Menschheit dient.

Ich verbleibe

Ihre aufrichtige Gesinnungsgenossin

H. B. Stowe."

In den Jahren 1853 und 1854 erregte die „Kansas- und Nebraska-Bill" die erbittertsten Parteikämpfe. Der Missouri Kompromiß, durch welchen der Sklaverei eine bestimmte geographische Grenzlinie gesetzt war, sollte aufgehoben werden und auch in den Territorien die Zulassung oder Ausschließung der Emanzipation durch Abstimmung der Bewohner erfolgen. Die Abolitionisten des Nordens waren der festen Überzeugung, daß es sich hier um eine der gefährlichsten Krisen in der Geschichte ihres Vaterlandes handle. Auch Mrs. Stowe teilte diese Ansicht. Sie stand in fortwährendem Briefwechsel mit Charles Sumner und anderen bedeutenden Staatsmännern jener Zeit und war über alle Einzelheiten des Kampfes aufs genaueste unterrichtet.

Durch nachstehenden Aufruf an die Frauen Amerikas, welchen sie so weit wie möglich verbreiten ließ, suchte sie deren Einfluß für die gute Sache zu gewinnen:

„Die göttliche Vorsehung hat unser Volk vor eine furchtbar ernste Entscheidung gestellt.

„Die Frage, welche unseren Gesetzgebern augenblicklich zur Beratung vorliegt, betrifft nicht nur unser eigenes zeitliches und ewiges Wohlergehen, sondern auch das unserer Kinder und Kindeskinder, bis in die fernsten Zeiten. Ja, sie ist von wesentlichster Bedeutung für die Sache der Freiheit und des Christentums in der ganzen Welt.

„Über die Leiden, die Ungerechtigkeit und das Elend, welches die Sklaverei mit sich bringt, braucht man kein Wort mehr zu verlieren. Uns alle beseelt nur ein Gefühl in dieser Hinsicht. Welche Mutter würde nicht das Kind, das an ihrem Herzen liegt, weit lieber im Grabe sehen als in Sklaverei! Und was uns für das eigene Kind schlimmer dünkt als der Tod, sollten wir gottlos genug sein, dem Kinde einer andern Mutter zufügen zu lassen? Keine Gattin könnte es ertragen, wenn man ihren Mann an einen Händler verkaufte, für den er sein Leben lang ohne Lohn in der Knechtschaft arbeiten müßte. Kein Gatte würde wollen, daß das Gesetz seine Frau zum Eigentum eines andern Mannes machte. Giebt es Eltern, die es für recht hielten, wenn man ihnen untersagte, ihre Kinder lesen

zu lehren? Lebt ein Bruder, der ein Gesetz anerkennen würde, welches irgendeinem Mann das Besitzrecht auf seine Schwester zuspricht, statt deren Ehre und Person zu schützen?

„Alle diese schmählichen Ungerechtigkeiten sind aber mit dem Sklavensystem verbunden und zwar nicht als ein Mißbrauch desselben, sondern von Gesetzeswegen. Man frage sämtliche Frauen der Vereinigten Staaten, ob sie solche Zustände für erträglich halten! Nicht eine einzige wird es bejahen, sobald sie ihr klar zum Bewußtsein kommen.

„Lange schon hat uns das Herz geblutet über solcher Schmach, aber mancherlei Umstände fesselten unsere Hände, vereitelten unser Streben und verurteilten uns zum Schweigen. Man sagte uns, es sei eine Verletzung der Staatenrechte, davon zu sprechen, man berief sich darauf, daß es treulos sei, einmal gegebene Zusagen zu brechen, und zwang uns dadurch in vielen Fällen unsere natürliche Entrüstung zu unterdrücken.

„Jetzt aber ist die Zeit gekommen, da wir die Sache von einem ganz anderen Gesichtspunkte betrachten müssen.

„Es handelt sich nicht mehr darum, ob die Sklaverei innerhalb ihres alten Gebiets bestehen bleiben soll, sondern ob sie sich über alle freien Territorien der Vereinigten Staaten ausbreiten darf? — Sollen sich die entsetzlichen Leiden der Sklaverei über ein schönes, freies, bisher unabhängiges Gebiet verbreiten, das fast so groß ist wie alle unsere Freistaaten zusammengenommen?

„Aber dabei würde es noch nicht einmal sein Bewenden haben. Wenn der Norden sich einer solchen Maßregel schweigend unterwirft, wenn er zugiebt, daß der Süden die feierlichen Verträge bricht, so steht noch ein weiterer Schritt zu befürchten, nämlich die rechtskräftige Bestätigung der Sklaverei in sämtlichen Freistaaten. Noch vor vier Jahren war es undenkbar, daß der Süden die Aufhebung des Missouri-Kompromisses verlangen würde. Jetzt braucht der höchste Gerichtshof, dem augenblicklich die Entscheidung des ‚Falles Lemmon' vorliegt, es nur für gesetzlich zu erklären innerhalb des Gebietes der Nordstaaten Sklaven zu halten — dann können wir erleben, daß in den nächsten vier Jahren in New York selbst Sklavenmagazine errichtet werden.

„Hört es, ihr Frauen der Freistaaten! Nicht darum handelt es sich, ob wir dem Süden verwehren wollen, auf seinem eigenen Gebiet Sklaven zu halten, sondern ob wir willens sind, die Einführung der Sklaverei in den freien Staaten und Territorien der Union zuzugeben! Sollen die Sklavenbesitzer in den ganzen Vereinigten Staaten ihre Gewaltthätigkeiten ausüben dürfen? Soll die Sklaverei überall bei uns eingeführt werden? — Zu einem solchen Erfolg und Ausgang könnte die jetzt schwebende Frage führen, und deshalb stehen wir vor einer so furchtbaren Entscheidung.

„Meint ihr etwa, die Frauen eines Landes hätten in solchen Zeiten keinen Einfluß? Denkt an eure wackern Mütter in den Tagen des Unabhängigkeitskampfes, an ihre starken Herzen, die für die Sache der Freiheit schlugen.

„Es giebt keine wichtige Angelegenheit im Schoße eines Gemeinwesens, bei der nicht die Frau im guten oder bösen Sinne bestimmend mitgewirkt hat. Als England für die Abschaffung des Sklavenhandels kämpfte, waren es die Frauen, welche das größte Verdienst an diesem Triumph der Menschheit hatten. Sie weigerten sich, in ihren Haushaltungen Produkte zu verwenden, die durch Sklavenarbeit bereitet waren. Zum Zeichen ihres Abscheus gegen das System entsagten 70000 Familien gleichzeitig dem Gebrauch des Zuckers. Die Frauen gingen unermüdlich von Haus zu Haus, um Bücher und Flugschriften zu verbreiten, welche viele Tausende für eine Sache erwärmten, gegen die sie sich sonst gleichgültig verhalten hätten. In ganz England vereinigten sie sich zu Arbeit und Gebet für das Gedeihen des großen Werkes. Sie setzten Eingaben an die Regierung auf und sammelten Unterschriften bei den Frauen aller Stände im ganzen Königreich.

„Die Blicke der Welt sind jetzt auf unser Land gerichtet, voll Hoffnung und Vertrauen, daß wir für die Sache der allgemeinen Freiheit einstehen werden. Man ist überall freudig bereit, uns zu helfen. Bei meiner Anwesenheit in England habe ich deutlich ausgesprochen, daß ich nicht die Absicht hätte, Geldsammlungen zu veranstalten, aber man zwang mir die Summen förmlich auf, so dringend war das Verlangen, etwas für unsere Sache zu thun. Das Geld

kam nicht etwa von den Begüterten allein, sondern hunderte von armen Arbeitern und Arbeiterinnen schickten mir die rührendsten Zuschriften mit Einlagen kleiner Summen in Briefmarken, welche ich zur Befreiung von Sklaven verwenden sollte.

„Die gleiche Gesinnung wie in England fand ich auch in Frankreich, in der Schweiz und in Deutschland. Man schien allerwärts zu hoffen, daß Amerikas nächste Schritte darauf zielen würden, das große Unrecht wieder gut zu machen. Überall, wo man in Europa für bürgerliche und religiöse Freiheit kämpft, verdüstern sich die Mienen, sobald das Wort Sklaverei ausgesprochen wird. Voll Unwillen vernimmt man aus den amerikanischen Zeitungen, daß Männer, Frauen und Kinder zum Verkauf ausgeboten werden, wie man das Vieh zu Markte treibt. Man traut seinen Augen kaum, wenn man die Gesetze der Sklavenstaaten und ihre Rechtsurteile liest. Die Anhänger des Despotismus zeigen mit Fingern darauf und sagen: ‚Seht da die Früchte republikanischer Freiheit!‘ — Bisher haben wir ihnen antworten können: ‚Amerika ist erst zur Hälfte frei, aber bald wird es sich gänzlich von den Ketten der Sklaverei losmachen.‘

„Doch was werden wir jetzt erwidern, wenn gerade zu einer Zeit, da der Kampf um die Menschenrechte durch ganz Europa geht, Amerika sein gesamtes Gebiet der ärgsten Tyrannei öffnet?

„Alle Völker beschäftigen sich mit der amerikanischen Sklavenfrage — soll sie uns allein unberührt lassen? Wollen wir, die Frauen, Mütter und Schwestern, bei solcher Entscheidung unthätig bleiben?

„Es ist die erste Pflicht jeder Amerikanerin in unserer Zeit, sich gründlich klar zu machen, was alles auf dem Spiele steht, und ihren Einfluß geltend zu machen, damit das Recht gefördert werde. Laßt uns Unterschriften zu Eingaben an die Regierung sammeln, unsere nächste Umgebung über die Lage der Dinge belehren, öffentliche Vorleser berufen, welche auf die Menge wirken, und die Reden der Kongreßmitglieder verbreiten, um auf allerlei Weise ein genaues Verständnis der augenblicklichen Lage unseres Landes anzubahnen.

„In diesem Streit zwischen der Freiheit und der Tyrannei, welcher die Welt entflammt, muß jedoch unser kräftigstes Hilfsmittel

das Gebet sein. Wir sind Christen und glauben an das prophetische Wort, daß noch furchtbare Erschütterungen und Umwälzungen kommen müssen, ehe das Reich dessen erscheint, der die Erde regieren wird mit Gerechtigkeit. So laßt uns denn in dieser Entscheidungsstunde Schutz suchen im Schatten des Allmächtigen und zu Ihm unser Flehen emporsenden.

„Wo so widersprechende Grundsätze miteinander im Kampfe liegen, da mischt sich nur zu leicht Parteihader und persönliche Bitterkeit hinein. Auch jetzt stehen wir am Vorabend eines Zusammenstoßes, der die Seelen der Menschen bis in die innersten Tiefen zu erschüttern und die brüderlichen Bande, welche unser Volk vereinigen, zu zerreißen droht.

„Laßt uns Gott bitten, daß der Streit zwischen dem Norden und Süden, der um eine Prinzipienfrage entbrannt ist, nicht zu einem Krieg der rohen Gewalt führen möge. Laßt uns die Herzen zu Dem erheben, der den Grimm der Menschen zu zähmen vermag, damit Er gnädig die schrecklichen Strafen von uns wende, welche unser Volk für seine Sünden mit Recht verdient hat.

„Auch im Süden schlagen edle Herzen, welche keinen Teil haben an den Ränken ihrer politischen Führer, deren Thun sie ebenso empörend und ungerecht finden, wie wir selbst. Indem wir treulich für die Sache der Freiheit einstehen, wollen wir doch stets unseres weiblichen Berufs eingedenk, die Erbitterung des politischen Kampfes zu mäßigen suchen und nie vergessen, daß sowohl Sklavenhalter als Sklaven unsere Brüder sind, die wir nach Gottes Gebot lieben sollen wie uns selbst.

„Um unseres gemeinsamen Vaterlandes willen, um unserer Kinder willen und zur Rettung der unterdrückten und kämpfenden Freiheit in der ganzen Welt, möge jede Frau Amerikas jetzt auf ihrem Posten stehen und ihre Pflicht thun.“

In diese Zeit fällt auch Mrs. Stowes Briefwechsel mit William Lloyd Garrison, welchen derselbe zum Teil in seiner Zeitung, dem „Liberator“, veröffentlichte. Zu Ende des Jahres 1853 schreibt sie an ihn:

„Was Sie selbst, Ihre Zeitung und verschiedene Maßnahmen Ihrer Partei anbetrifft, so befinde ich mich in aufrichtiger Verlegenheit. Mit vielen Ihrer Behauptungen stimme ich vollkommen überein, andere dagegen betrachte ich als irrtümlich und nachteilig für Freiheit und Fortschritt der Menschheit. Doch glaube ich, daß Sie selbst und Ihre Anhänger nur aus wahrer und innerster Überzeugung reden und handeln. Meine größte Befürchtung ist, Ihre Zeitung werde dem armen ‚Onkel Tom' die Bibel nehmen, an deren Stelle sie ihm doch nichts geben kann."

Hierauf antwortete Garrison:

„Ich begreife nicht, warum man dem ‚Liberator' die Absicht unterschiebt, daß er ‚Onkel Tom' die Bibel rauben wolle. Keiner der Mitarbeiter denkt daran oder wünscht ihm den Trost zu entziehen, welchen er daraus schöpft. Es will ihm niemand verwehren, die Bibel so hoch zu stellen als er irgend vermag; Sie und ich, wir thun das gleichfalls, aber wir wollen uns zu nichts bekennen, was nicht nach unserer aufrichtigen Überzeugung mit der Vernunft, der Wahrheit und dem ewigen Recht übereinstimmt. Wieviel wirklich bindende Kraft die Bibel für jeden einzelnen hat, kann jeder nur für sich allein entscheiden, denn auf protestantischem Boden ist kein Raum für päpstliche Unfehlbarkeit. Allen Christen gilt die Bibel als ein heiliges Buch, und dabei streitet sich die ganze Christenheit fortwährend über ihre eigentlichen Lehren. Sicherlich verlangen Sie doch nicht, daß ich meinem Gewissen zuwiderhandle. Wie können Sie beweisen, daß Ihr Glaube an die unantastbare Heiligkeit des Buches nicht auf Überlieferung beruht und die Folge Ihrer Erziehung ist? Sie scheinen mir in der That nicht vorurteilsfrei, sonst könnte es Ihnen unmöglich so viel Kummer bereiten, daß der ‚Liberator' Ihren Ansichten über die Bibel widerspricht. Weshalb beunruhigen Sie sich denn in Ihrem Gemüt? — Wer seiner Sache gewiß ist, braucht sich ja vor nichts zu fürchten."

Mrs. Stowe schrieb zurück:

„Wenn ich Ihren Brief bisher unbeantwortet ließ, so geschah es, weil ich mich über einen so wichtigen Gegenstand erst nach reiflichem

Nachdenken äußern wollte. Je höheren Wert die Wahrheit hat, für welche man eintritt, um so ruhiger, sorgfältiger und ohne jede Selbstüberhebung muß man prüfen und wägen.

„Ich würde mich scheuen, selbst einem Heiden seinen Glauben zu nehmen, wäre ich nicht sicher, daß ich ihm dafür einen Ersatz zu bieten hätte. Sein Glaube mag sein wie er will, er ist doch besser als gar nichts. — In Mr. Parkers Predigten findet sich eine schöne Stelle über Wesen und Einfluß der Bibel. Er betrachtet sie als den Inbegriff aller vollkommenen Religion und glaubt, daß sie uns den Weg zu zeitlichem Glück und ewiger Seligkeit zeigen kann. Deshalb hält er es auch für Christenpflicht, sie zu lesen und in alle Welt zu verbreiten, auch unter Heiden und Sklaven. Ich nehme an, daß Sie ihm hierin beistimmen.

„Bei solcher Anschauung von der Bibel sollte man meinen, daß, wenn jemand es für seine Pflicht hielte, den Wert derselben in den Augen der Gemeinde herabzusetzen, er dies wenigstens mit aller Vorsicht und Ehrerbietung thun würde, in demütigem, betendem Geiste.

„Der Ton und Geist aber, in dem der ‚Liberator' religiöse Dinge behandelt, ist das gerade Gegenteil hiervon. Wäre Ihre Zeitung nur unter den Gebildeten und Urteilsfähigen verbreitet, unter Leuten, die Wahres und Falsches unterscheiden können, die sich an die richtige Quelle zu wenden wissen und sich durch die Zweifel, welche Sie in ihnen erwecken, nicht beirren lassen, so würde mein Leidwesen weniger groß sein. Aber Ihr Name und Ihre Wohlthätigkeit haben der Zeitung gerade unter den Armen und Ungelehrten viele Leser verschafft. Diese haben keine Gelegenheit, die Wahrheit zu erforschen, ihr Geist ist ungeschult. Was sie jetzt von der Bibel verstehen, dient zu ihrem Heil und ist ein Segen für sie und ihre Kinder. Die ganze Richtung aber, welche Sie verfolgen, ist dazu angethan, ihre Achtung und Ehrfurcht vor der Bibel zu verringern, ohne ihnen etwas als Ersatz dafür zu geben.

„Vor Urteilen über die Bibel ist mir nicht bange; ich beklage nur die Menschen, deren gegenwärtiges und zukünftiges Heil durch eine derartige Besprechung geschädigt wird. Daß die Echtheit und Göttlichkeit der Bibel und die Glaubwürdigkeit aller Theologie mehr

und mehr zum Gegenstand der Erörterung gemacht werden wird, weiß ich und freue mich darüber. Mir scheint jedoch, die Wahrheit läßt sich nur ergründen, wenn man ruhigen, besonnenen Geistes und demütigen Herzens danach forscht, nicht durch allgemeine Behauptungen, übereilte Schlüsse und leidenschaftliche Beweisführungen.

„Ich halte Sie für ehrlich und aufrichtig und weiß Ihre guten Eigenschaften wohl zu würdigen, obgleich Sie in diesem Punkte nicht meiner Meinung sind. Auch in Mr. Parkers Schriften habe ich manches gefunden, wodurch er als Mensch in meiner Hochachtung und Wertschätzung steigt. Er gelangt jedoch zu Ergebnissen, welche ich nicht teilen kann, denn das würde für mich Tod und Verzweiflung bedeuten. Hätte ich seinen Glauben über Jesus und die Bibel, ich wäre das elendeste aller Geschöpfe, denn ich vermöchte nicht, Gott zu lieben. Und hätte ich keinen Gott, den ich lieben könnte, so würde ich wünschen, nie geboren zu sein.

„Gestehen Sie, verehrter Freund, daß meine Offenherzigkeit gegen Sie der beste Beweis meines Vertrauens in Ihren edlen Charakter ist. Glaubte ich nicht an die Vortrefflichkeit Ihrer Beweggründe, ich sparte mir die Mühe, dies alles niederzuschreiben. Wenn ich Sie in irgendeinem Punkte mißverstanden haben sollte oder Ihnen ungerecht erscheine, so werden Sie mir hoffentlich freimütig mitteilen, wo und wie das der Fall ist.

Ihre aufrichtige Freundin

H. B. Stowe."

Wir fügen diesen Briefen noch folgende Auszüge aus einer spätern Zuschrift an Mr. Garrison bei, um zu zeigen, inwiefern das Feld ihrer beiderseitigen Wirksamkeit verschieden war, und was Mrs. Stowe für die Sache der Freiheit that:

„Andover, Mass., 18. Februar 1854.

„Werter Freund! — Über den Erfolg Ihrer Vorlesung in New York spreche ich Ihnen meine aufrichtige Freude aus. Immer größer wird mein Wunsch, daß alle Gegner der Sklaverei sich vereinigen möchten, wenn auch nicht in der Form, so doch in That und Wahrheit und trotz aller sonstigen Unterschiede. Wir stehen auf dem

Boden der Kirche, und darüber, was wir von dieser zu hoffen und zu erwarten haben, bin ich bis jetzt noch anderer Ansicht als Sie. Mein Bruder Edward (Beecher) hat eine Predigt geschrieben, in welcher er den Verfall des sittlichen Gefühls in der Kirche bei der Wurzel angreift. Sobald diese durchgesehen ist, werde ich sie drucken lassen und jedem Geistlichen unseres Landes ein Exemplar davon zuschicken.

„Mit unsern Vorlesungen sind wir etwas ins Gedränge gekommen, weil die Kansas-Nebraskafrage so brennend geworden ist, daß wir uns mit neuer Arbeit überhäuft sehen. Seitdem hat sich mein Bruder Edward ausschließlich dieser Sache gewidmet, hat Besuche gemacht und Beratungen gepflogen, deren Ergebnisse baldigst veröffentlicht werden sollen. Wir haben es auf eine allgemeine Erweckung unter den Predigern angelegt.

„Aus Dr. Bacons Brief spricht ein edler Geist — das müssen Sie zugeben. Er ist allen Kongreßmitgliedern zugeschickt worden. Auch Dr. Kirks Predigt bezeichnet einen Fortschritt und seine Gemeinde hat ihn eifrig unterstützt. Nicht wahr, werter Freund, Sie sehen ein, daß die Kirche besser ist als Sie glaubten? Sie werden gewiß gern bereit sein, jedes erfreuliche Zeichen anzuerkennen und zu hoffen, daß das Beispiel selbst auf diejenigen wirken wird, welche jetzt noch im Dunkeln sind. Ich bin überzeugt, daß Ihnen die Sache mehr am Herzen liegt als Ihr eigenes Ich.

„Wenn durch Geldmittel jetzt irgendein Nutzen erzielt werden kann, so lassen Sie es mich wissen. Gott hat mir in dieser Hinsicht Macht verliehen, obgleich ich im übrigen zu schwach bin, um viel zu thun.

Im Namen der guten Sache

Ihre

H. B. Stowe."

Neben den zahlreichen Artikeln für Zeitungen und Journale, welche Mrs. Stowe 1854—1855 auf dringendes Verlangen schrieb, beschäftigte sie sich damals auch mit dem Plan zu einem neuen Buche, das gewissermaßen eine Ergänzung von „Onkel Toms Hütte" sein sollte. Sie hatte nämlich bei der Abfassung des „Schlüssels" viel

neues Material gesammelt, welches sie nun zu einer Erzählung verwob, die unter dem Titel „Dred“ erschien. Sie spielt zur Zeit des bekannten Negeraufstandes in Westvirginien im Jahre 1831, bei welchem ein Farbiger namens Dred sich besonders hervorthat.

Mrs. Stowes Töchter erinnern sich noch lebhaft eines kleinen Vorfalls, welcher sich zutrug, während ihre Mutter an diesem Buche schrieb.

In einer schwülen Sommernacht war ein furchtbares Gewitter ausgebrochen; unaufhörlich zuckten die Blitze, der Donner grollte mit schrecklichem Getöse und von Zeit zu Zeit krachten prasselnde Schläge hernieder, von schweren Regengüssen gefolgt. Die beiden jungen Mädchen tappten voll banger Furcht nach dem Zimmer ihrer Mutter hinunter. Sie fanden diese wach im Bette liegen und mit vollkommener Ruhe das Unwetter durch die Fenster beobachten, deren Läden nicht geschlossen waren.

„In meinem Buch kommt die Beschreibung eines Gewitters vor“, sagte sie ohne die geringste Aufregung zu den ängstlichen Mädchen, „und da vergleiche ich sie eben mit der Wirklichkeit, ob ich auch alles richtig geschildert habe oder noch etwas verbessern muß. . . .“

Zu der englischen Ausgabe von „Dred“ schrieb sie in der Vorrede:

„Die Verfasserin beabsichtigt in diesem Buch die Wirkung der Sklaverei auf die Gesellschaft im allgemeinen darzustellen und die Nachteile zu schildern, welche dieselbe sogar für ihre eifrigsten Verteidiger hat: die Hilflosigkeit, das Elend und den Rückschritt auf wirtschaftlichem Gebiet in den Sklavenstaaten; die Verarmung wohlhabender Familien, die Entwertung von Grund und Boden; die Zunahme der Entsittlichung in allen Klassen, von dem tyrannischen Plantagenbesitzer an bis zu dem armen, unterdrückten Weißen, die überall, wo Sklavenarbeit eingeführt wird, unausbleiblich ist.

„Zugleich soll aber auch die Verderbnis der Christen gezeigt werden, welche aus der gleichen Quelle stammt. Diese Verderbnis ist der Grund gewesen, daß die Kirche im Norden wie im Süden allmählich von ihrem hohen sittlichen Standpunkt herabgestiegen ist, und sie hat mehr Unglauben erzeugt als die Schriften sämtlicher Encyklopädisten zusammengenommen.“

Über das neue Buch schreibt Charles Sumner aus der Senatsversammlung:

„Liebe Mrs. Stowe! — Durch Ihre verehrte Schwester habe ich zu meiner Freude erfahren, daß Sie abermals eine Geschichte schreiben, um die Schäden der Sklaverei aufzudecken. Sie wird sicherlich auf die schwebenden Fragen Bezug nehmen, uns bei dem Kampf um Kansas helfen und den Einfluß der Sklavenhalter auf die Präsidentenwahl lähmen.

Stets Ihr aufrichtiger

Charles Sumner."

Nach Beendigung der zweiten großen Sklavenerzählung, zu Anfang des Sommers 1856, beschloß Mrs. Stowe, da sie sehr der Erholung bedurfte, eine zweite Reise nach Europa zu machen. Sie verfolgte dabei zugleich den Zweck, sich das Verlagsrecht ihres Buches in England zu sichern, was sie bei „Onkel Toms Hütte" versäumt hatte.

Kurz vor der Abreise erhielt sie den folgenden rührenden Brief ihrer Jugendfreundin Georgiana May. Es ist der letzte aus der langen Reihe, die sich ohne Unterbrechung über einen Zeitraum von dreißig Jahren erstreckt, und als solcher von besonderem Werte.

„Ocean House, Groton Point, 26. Juli 1856.

„Liebe Hattie! — Obwohl es schon spät ist, komme ich doch noch auf einen Augenblick, klopfe bescheiden an die Thür Deiner Schreibstube und bitte um Einlaß. Ich möchte Dir gern noch meinen Segen auf die Reise mitgeben und bin bis jetzt nicht wohl genug gewesen, um zu schreiben. Fast scheint es mir unmöglich, Dich ziehen zu lassen, ohne daß ich Dein Antlitz noch einmal sehe, denn meine Zukunft ist sehr ungewiß. Aber *eins* steht fest: welche von uns beiden zuerst das jenseitige Ufer des großen Meeres erreicht, das uns von der unsichtbaren Welt trennt, wird bereit sein, die andere zu bewillkommnen, wenn sie anlangt. Es sind nicht schöne Worte für uns, sondern die untrüglichste Wahrheit, daß wir uns wiedersehen.

„Aber diese Zeilen sollen nichts Schmerzliches oder Kränkliches enthalten. Laß Dir sagen, daß ich die Bekanntschaft des ‚alten Tiff' gemacht habe. Er ist ganz aus dem Leben gegriffen und wird mit

‚Onkel Tom' und ‚Topsy' einen Teil Deines Sklavenbesitzes bilden, den Du schlechterdings noch bei Deinem Tode zurücklassen mußt. Höchst wahrscheinlich werden ihn Deine Kinder verkaufen.

„Hattie, ich wünsche Dir Glück zu der Vollendung Deines Buches. Das ist abermals ein Werk für Gott und Deine Mitmenschen. Mich freut, daß Du am Leben geblieben bist und Dir noch viele Freude winkt, daß Du Dich frei bewegen kannst und nicht mehr an Schwermutsanfällen leidest. Vielleicht werde ich auch eines Tages befreit; bis jetzt ist zwar wenig Aussicht dazu vorhanden, aber ich traue fest auf den verklärten Menschensohn, der vom Himmel herabschaut und alles zum besten lenkt. Der Mut sinkt mir oft und mein Fleisch ist schwach, aber Er wird meine Stärke sein und ich hoffe auf mein ewiges Erbe.

„Wenn wir uns nicht mehr wiedersehen, so ist dies das Abschiedswort

Deiner getreuen

Georgiana."

Mrs. Stowe machte die zweite Reise nach Europa in Begleitung ihres Mannes, ihrer zwei ältesten Töchter, ihres Sohnes Henry und ihrer Schwester Mary (Mrs. Perkins). Die Überfahrt ging beim schönsten Sommerwetter glücklich von statten.

Zwölftes Kapitel.

„Dred“. 1856.

Nachdem die Gesellschaft Mitte August 1856 in England angekommen war, brachten Mrs. Stowe und ihr Mann einige Tage in London zu, um mit der Verlagshandlung Sampson Low & Co. die näheren Verabredungen wegen einer englischen Ausgabe von „Dred“ zu treffen.

Professor Stowe hatte zwar dringender Geschäfte halber sogleich wieder nach Amerika zurückkehren wollen, doch verzögerte sich seine Abreise noch kurze Zeit. Am 29. August schreibt er an einen Freund:

„. . . . . Morgen wollte ich mich in Liverpool einschiffen, erfuhr aber, daß bis zum dritten Oktober auf jener Dampferlinie alle Plätze besetzt sind. Dadurch veränderten sich meine Pläne und wir begaben uns nach Glasgow, von wo aus ich nächsten Dienstag meine Rückreise antreten will. Gestern, auf unserer Fahrt nach Schottland, fand eine sehr hübsche kleine Begegnung mit der Königin statt; kein feierlicher Empfang bei Hofe, sondern ein ganz ungezwungenes, scheinbar zufälliges Zusammentreffen auf einer Eisenbahnstation.

„Die Königin freute sich augenscheinlich sehr, meine Frau zu sehen, und auch mich, um ihretwillen. Sie machte den Prinzen Albert auf uns aufmerksam, worauf er sich zweimal höchst verbindlich vor meiner Frau verbeugte und dann vor mir. Die vier königlichen Kinder aber machten ihre großen blauen Augen weit auf, um die kleine Verfasserin von ‚Onkel Toms Hütte‘ zu betrachten. Als Oberst Grey Ihrer Majestät im Namen meiner Frau ein Exemplar des

neuen Buches „Dred“ überreichte, nahm sie selbst einen Band und gab ihrem Gemahl den anderen, worauf beide sogleich eifrig zu lesen begannen. Sie ist ein hübsches Frauchen, von sehr angenehmem, freundlichem Wesen.

„In der letzten Septemberwoche hoffe ich in Natick zu sein. Gott behüte Euch alle

C. E. Stowe.“

Der Herzog von Argyll hatte Mrs. Stowe dringend eingeladen, ihn auf Schloß Inverary, seinem Familiensitz, zu besuchen. Sie machte sich daher in Begleitung ihrer Schwester Mary und ihrer drei ältesten Kinder nach den schottischen Hochlanden auf. Von dort schreibt sie an ihren Mann:

„Schloß Inverary
6. September 1856.

. . . . Wir sind jetzt seit einer Woche an diesem herrlichen Ort. Der Himmel ist wolkenlos, die Gegend entzückend und wir genießen die herzlichste Gastfreundschaft. Unsere schöne Fahrt von Loch Goil nach Inverary dauerte zwei Stunden. Wir hatten Außenplätze und der Kutscher John war höchst mitteilsam. Er sprach Schottisch und Gälisch, kannte alle alten Legenden und Balladen und sang uns Lieder vor, soviel wir begehrten. Mary und die Mädchen stiegen in St. Catherine am Ufer des Loch Fine in einem kleinen Wirtshaus ab, während ich mit Henry auf dem Dampfboot nach Inverary fuhr, wo die Herzogin und Lady Emma Campbell schon im Wagen auf uns warteten.

. . . . . Der gewöhnliche Tageslauf hier ist folgender: Wir stehen gegen halb neun Uhr auf; um halb zehn finden sich alle in dem großen Speisesaal ein, die Dienerschaft stellt sich an einer Seite auf, an der anderen steht eine Reihe Stühle für die Gäste. Nachdem die Herzogin mit ihren neun Kindern, einer reizenden kleinen Schar, Platz genommen hat, liest der Herzog ein Kapitel aus der Bibel, spricht ein Gebet und zum Schluß der Andacht den Segen. Dann wird das Frühstück aufgetragen, bei welchem es sehr heiter und ungezwungen zugeht. Ist dies beendigt, so folgen Spaziergänge, Fisch-

züge oder Ausfahrten bis zum Lunch, dann abermals Ausflüge oder andere Unternehmungen. Jedermann unterhält sich nach Gefallen bis zur Mittagstunde um halb acht Uhr. Abends wird noch Kaffee oder Thee getrunken.

„Am ersten Morgen begleitete ich den Herzog nach seinem Nickelbergwerk, das er mir zeigen wollte. Wir sprachen auf der langen, schönen Fahrt dahin über alles Mögliche, über Litteratur, Religion, Moral und die Mäßigkeitsbewegung. Inbetreff der letzteren ist er noch unentschlossen, er glaubt zwar, es müsse etwas geschehen, scheint aber allen durchgreifenden Maßregeln bis jetzt abgeneigt.

„Wenn der Verkauf von „Dred" in Amerika so gut geht wie in England, können wir froh sein. Die Nachfrage ist so groß, daß in Glasgow am Ladenfenster ein Zettel hing, worauf stand:

‚Dem geehrten Publikum zur Nachricht,
daß „Dred" nicht vor — —
zu haben ist.'

„Alle Welt will es lesen, und es steht ein ungeheuerer Absatz zu erwarten. Während ich das Buch schrieb, habe ich Tag und Nacht um Kraft zu Gott gefleht, und er hat mich erhört. An weltlichem Gut hat er uns weit mehr geschenkt, als ich je erbeten, und ich frage mich oft, zu welchem Zweck er uns so viel anvertraut.

„Der Herzog und die Herzogin entzücken mich täglich mehr; sie sind einfache, natürliche, herzensgute Menschen, wahrhaft edel und bedeutend, ganz abgesehen von Rang und Stellung, voll warmen Gefühls, Verstand und Frömmigkeit. Was ich dem Herzog über unsere theologischen Gebräuche in Andover erzählte, hat ihn sehr interessiert. Auch die amerikanische Politik haben wir eifrig verfolgt und besprochen. Jeden Morgen wird nachgesehen, was die Zeitung über die letzten Kongreßbeschlüsse Neues bringt.

„Jetzt muß ich aufhören; es ist schon spät und wir reisen morgen mit dem frühsten von hier ab, nach Staffa, Jona, den Paß von Glencoe, durch den Kaledonischen Kanal nach Schloß Dunrobin, wo die Herzogin von Sutherland eine Menge bedeutende Leute um sich versammelt hat.

In treuer Liebe Deine Harriet."

Die Reise ging glücklich vonstatten. An der Grenze der Besitzungen des Herzogs von Sutherland wartete schon eine bequeme Kutsche auf die Gesellschaft. Die Herzogin kam ihnen selbst in höchster Gala, vierspännig und mit Vorreitern entgegengefahren, freute sich herzlich Mrs. Stowe zu begrüßen und nahm sie gleich zu sich in den Wagen. . . . . .

Aus Schloß Dunrobin schreibt Mrs. Stowe am fünfzehnten September:

„Lieber Mann! — Ich komme mir vor wie in einem Märchen. Das Schloß ist wunderschön; es verbindet architektonische und poetische Romantik mit häuslicher Behaglichkeit. Auch die Menschen sind reizend und man tritt ihnen hier innerlich näher als in London.

„Das ganze Herzogtum Sutherland kommt mir vor wie ein Garten. Wohin man blickt, sieht man fruchtbare Ländereien, gut und anständig gekleidete Leute, rotbäckige Kinder und stattliche Schulhäuser. Der Herzog verwendet offenbar einen guten Teil seines Einkommens zur Verbesserung seiner Besitztümer, um überall Glück und Wohlstand zu verbreiten. . . . . .

„In ihrem Exemplar von ‚Dred' hat die Herzogin alle Stellen angestrichen, die ihr besonders gefallen; ich habe sie gebeten, es mir zu schenken und schicke es euch. . . . . Sie sagte mir auch, daß die Königin gleich angefangen hat das Buch zu lesen und sich sehr dafür interessiert. . . . . .

„Donnerstag, 25. September. Wir mußten an dem Morgen unserer Abreise von Schloß Dunrobin um halb sechs Uhr aufstehen — keine kleine Anstrengung, wenn man, wie hier, nicht vor ein Uhr zu Bette geht. In der Bibliothek war für uns zum Frühstück gedeckt, und noch ehe wir fertig waren, erschien die Herzogin. Unsere Abfahrt ging in großem Stil vor sich. Zuerst ein Landauer, in welchem der Herzog mit mir und Mary Platz nahm, im zweiten Wagen Eliza und Hatty und im dritten Henry, das Gepäck und Mr. Jackson, des Herzogs Sekretär. In Dornach zeigte uns der Herzog die Kathedrale mit dem Erbbegräbnis seiner Familie und ein Standbild seines Vaters. Wir fuhren auch nach dem alten Schloß, wo sich der Herzog von uns verabschiedete. . .

„In Inverneß verbrachten wir eine sehr unruhige Nacht. Die Bewohner der Hochlande waren zu ihren Festspielen herbeigeströmt und alle Gasthäuser überfüllt. Nach einer recht ermüdenden, regnerischen Fahrt sind wir am Freitag Abend in Aberdeen angelangt und reisen morgen nach Edinburg weiter, wo ich einen Brief von Dir zu finden hoffe.

„Low schreibt mir, daß er sechzigtausend Exemplare von „Dred“ abgesetzt hat und die Nachfrage nicht abnimmt. Wie es in Amerika damit steht, weiß ich noch nicht. Die Kritiker schelten, faseln und streiten über das Buch, aber im ganzen macht es Eindruck. Das sagt auch die ‚Times‘, hält sich aber dann die Hand vor den Mund, hustet viel und räuspert sich. Wäre die ‚Times‘ sicher, daß wir bei der nächsten Wahl Sieger blieben, ‚Dred‘ würde bei ihr sehr im Preise steigen. Solange das aber noch ungewiß ist, bringt sie immer abwechselnd eine Zeile voll Lobsprüche und eine voll Tadel.“

Im Oktober kehrte Henry Stowe nach Amerika zurück, um seine Studien im Dartmouth College zu beginnen, während die übrige Gesellschaft ihre Reise durch England fortsetzte. Am zehnten Oktober schreibt Mrs. Stowe aus York:

„Lieber Mann! — Henry wird dir alles Nähere über unsere Reise erzählen, was ich jetzt nicht schreiben kann. Dein erster Brief war für mich eine große Freude und Beruhigung; ich bin Gott von Herzen dankbar, daß er Dir Kraft und Gesundheit zurückgegeben hat, aber auch Dir danke ich für den lieben, langen und erquickenden Brief.

„Ich hoffe, Henry kehrt mit dem ernsten Vorsatz heim, seine Pflicht zu thun und uns rechte Freude zu machen. Selten hat wohl ein junger Mann seines Alters Gelegenheit gehabt, so viel Schönes zu sehen, wie er auf dieser Reise und sich so viele wohlwollende Freunde zu erwerben. Er bringt Dir Briefe u. s. w. mit.

„In vier Wochen sind hunderttausend Exemplare von ‚Dred‘ verkauft worden! Wer fragt bei solchem Erfolg noch nach dem Urteil der Kritiker? Freilich wird das Buch sowohl vom religiösen als vom litterarischen Standpunkt aufs schärfste angegriffen. Die ‚Record‘

legt feierlich Protest dagegen ein; das ‚Athenäum' verfolgt es mit Wespenstichen, die Zeitung ‚Edinburg' behauptet, die Verfasserin kenne die Gesellschaft gar nicht, welche sie beschreibt; aber es kommt überall hin, jedermann liest es und Mr. Low sagt, daß er den Druck des 125sten Tausend vertrauensvoll in Angriff nimmt. . . . .

„Aus meinem Tagebuch an Henry, das ihr in etwa acht Tagen erwarten könnt, wirst Du sehen, daß ich in nächster Nähe der Königin gewesen bin und einige Damen und Herren vom Hofe kennen gelernt habe; ich erfuhr alles, was sie über ‚Dred' geäußert hat, daß sie es ‚Onkel Tom' vorzieht, daß sie sich nach Dir erkundigt hat und vieles andere.

Allezeit in treuer Liebe

Deine

H. B. Stowe."

. . . . . In England hielt sich Mrs. Stowe an verschiedenen Orten längere oder kürzere Zeit auf, um Sehenswürdigkeiten in Augenschein zu nehmen oder bei befreundeten Familien und hohen Gönnern einzukehren. Auch ein Besuch in Charles Kingsleys Pfarrhause kam zur Ausführung. Dann schiffte die ganze Gesellschaft über den Kanal, um sich auf mehrere Monate in Paris niederzulassen, wo ihr Hauptzweck das Studium der französischen Sprache sein sollte. Von dort schreibt Mrs. Stowe an ihren Mann nach Andover:

„Paris, 7. November 1856.

„. . . . . Als Du mir am achtundzwanzigsten schriebst, war ich gerade bei Charles Kingsley. Es kam uns beiden, Mary und mir, ganz sonderbar vor, so in tiefer Dunkelheit allein in einer Droschke nach dem Hause eines Mannes zu fahren, den wir nie im Leben gesehen hatten und dessen Frau wir nicht einmal kannten.

„Mir klopfte das Herz, als wir nach der langen holperigen Fahrt zuletzt in einen Hof einbogen und uns am Ziel unserer Reise befanden. In der Hausflur kam uns ein Herr entgegen. ‚Sie sind Mrs. Stowe, nicht wahr?' fragte er mit kaum merklichem Stottern. Das war die Eröffnung unserer Bekanntschaft. Wir traten nun in

ein großes, behagliches Wohnzimmer, wo ein helles Kohlenfeuer brannte und seinen Schein ringsum auf die bequemen Stühle und Sofas, auf Bilder, Statuen und Bücherschränke warf. Hier konnten wir unseren Wirt genauer betrachten. Er ist groß und schlank, hat blaue Augen, dunkles Haar, eine gesunde, bräunliche Gesichtsfarbe und sehr geschmeidige Glieder. Seine Frau ist eine echt spanische Schönheit.

„Was haben wir doch in den drei Tagen alles besprochen und verhandelt! Ich glaube, es muß ihn ganz müde gemacht haben; wenigstens war das bei uns der Fall. Er ist ein leicht erregbarer, nervöser Mensch und bewegt beim Sprechen Kopf, Schultern, Arme und Hände, wodurch sein Stottern noch auffallender wird. Von seinen theologischen Anschauungen erzähle ich Dir ein andermal. Auch er hat den großen Kampf aller Zeiten gekämpft und ist durch bange Zweifel hindurchgegangen. Daß er ein so eifriger Anhänger der englischen Staatskirche ist, überrascht mich sehr; er sagt, sie biete die breiteste und schönste Basis für den religiösen Standpunkt, und die neununddreißig Artikel seien überhaupt das einzige Bekenntnis, welches er unterschreiben könne. Es freute ihn sichtlich, zu hören, daß Du sie auch für die beste Zusammenfassung der ganzen christlichen Lehre hältst. Auch von meinem Vater konnte ich ihm gar nicht genug erzählen; die Geschichten interessierten und belustigten ihn sehr.

„Gestern Abend sind wir gegen elf Uhr in Paris angekommen. Wir fuhren nach der Rue de Clichy, klingelten und klopften aus Leibeskräften an dem Hause Nummer 17, aber kein Mensch öffnete uns. Endlich mußten wir es aufgeben, Eintritt zu erlangen und in einem Hotel Unterkunft suchen. Wir fanden recht bequeme Zimmer, doch wurde es zwei Uhr, bis wir zu Bett kamen. Am nächsten Morgen schickte ich einen Boten aus, um Madame Borione zu entdecken. Da ergab sich denn, daß wir die Hausnummer verwechselt hatten, sie wohnt dicht daneben in Nummer 19. Dort sind wir jetzt bequem eingerichtet, haben ein hübsches Wohnzimmer und zwei Schlafzimmer. Schicke nur von jetzt ab alle Briefe an diese Adresse.

„Es sind einundzwanzig Fremde in der Familie, meist Amerikaner, welche, wie wir, französisch lernen wollen. Eine große, hübsche junge Engländerin ist Bildhauerin und arbeitet im Atelier des Barons

Triqueti. Als ich sie heute dahin begleitete, schlug er mir vor, er wolle eine Büste von mir machen. — ‚Ja', sagte ich, ‚wenn nur meine französischen Stunden nicht wären.' Er lachte und meinte: ‚Die werden wir Ihnen geben, während Sie uns sitzen.' Morgen früh gehe ich also wieder hin.

„Meine gräßlichen Bilder thun mir wie gewöhnlich gute Dienste; jedermann, der mich sieht, ist angenehm überrascht, man findet mich sogar ‚gewissermaßen' hübsch. Kingsley that eine derartige Äußerung gegen seine Frau, und da die Schönheit nie meine starke Seite gewesen ist, höre ich solche Schmeicheleien gern.

„Ehe wir London verließen, machte uns Arthur Helps einen sehr liebenswürdigen Besuch. Er, Kingsley, und überhaupt alle guten Menschen sind ernstlich besorgt über die amerikanischen Zustände; sie sehen die Gefahr, in welcher wir schweben, so viel deutlicher als wir, und das Elend geht ihnen tief zu Herzen.

„Sonntag Abend. Ich habe den Brief zu lange liegen lassen, fürchte ich. Seit zehn Tagen sind wir hier und drei Tage lang war ich von starken neuralgischen Schmerzen geplagt — Zahnschmerzen im Rückgrat, wie ich es nenne; die übrige Zeit hat das Modellieren meiner Büste in Anspruch genommen.

„Neulich brachten wir auch einen Abend bei Baron Triqueti, dem Bildhauer, zu. Er hat eine Engländerin zur Frau und eine reizende Tochter im Alter unserer Mädchen. Das gesellige Leben in Paris ist viel einfacher und natürlicher als in England. Es herrscht keinerlei Steifigkeit, und die ganze Bewirtung besteht nur in Thee und Kuchen, welcher herumgereicht wird. Der Kessel singt über dem Feuer, und Sohn und Tochter des Hauses bereiten den Thee mit heiterer Geschäftigkeit und bieten ihn selbst den Gästen an. Später zeigte mir Baron Triqueti eine Abschrift der Evangelien, welche seine Mutter einmal in schwerer Krankheitszeit zu ihrem Trost verfertigt, und die er von Anfang bis zu Ende mit wunderschönen Federzeichnungen illustriert hat; sie sehen aus wie der feinste Kupferstich. Es herrscht in dieser Familie eine unbeschreiblich schöne, zarte und lebendige Frömmigkeit. Er ist der liebenswürdigste Mann, den ich je gesehen habe.

„Wir könnten allwöchentlich zu drei Empfangsabenden gehen, wenn wir wollten, zu Madame Mohl, Madame Lanziel und Madame Belloc. In allen diesen Salons findet ungezwungene gesellige Unterhaltung statt, ohne das viele lästige Essen und sonstige Förmlichkeiten. Es sind die heitersten, herzlichsten freundschaftlichen Zusammenkünfte, die man sich vorstellen kann.

„Gieb Charley einen Kuß von mir. Könnte er alles sehen, was mir täglich in den Tuilerien und den Champs Elysées zu Gesicht kommt, er geriete ganz außer sich vor Freude. Auf den Pariser Straßen ist ein ewiges buntes Treiben und Drängen, aber im Hause scheinen die Franzosen höchst ruhige, zuverlässige und mäßige Leute.

„30. November. Es ist Sonntag Abend und ein Sonntag in Paris erinnert mich immer an Deine Geschichte von dem Mann, welcher sagte: ‚Hier macht man wahrhaftig solchen Lärm, daß der Teufel selbst seine Gedanken nicht beisammen halten könnte.‘ Alles Außergewöhnliche, jede Extraarbeit wird auf den Sonntag verlegt. Auch die Wäscherin kommt stets Sonntags, mit dem unschuldigsten, gutmütigsten Gesicht von der Welt; sie würde gar nicht begreifen, was sich dagegen einwenden ließe. Hut, Mantel, Stiefel, alles wird einem am Sonntag ins Haus geschickt, und auf dem ganzen Weg zur Kirche ist ein Jagen und wirres Durcheinander auf den Boulevards, daß einem der Atem vergeht. Heute besuchten wir das Oratoire, um M. Grand Pierre zu hören. Ich verstand nur wenig; mein französisches Ohr ist nicht scharf genug, um folgen zu können. Aber daß der Redner über La Charité sprach und zwar in fließendem, gewandtem Stil und mit großem Ernst, und daß die Anwesenden mit Andacht und Aufmerksamkeit zuhörten, merkte ich wohl. . . . .

„Der Eindruck, welchen ‚Onkel Tom‘ hier gemacht hat, ist noch so frisch, als wäre das Buch eben erst erschienen. Oft habe ich rühmen hören, daß es mehr Gutes gestiftet hat als alle übrigen Bücher zusammengenommen. Man sagt mir, der Glaube an das Evangelium sei bei den Armen in Frankreich dadurch förmlich neu belebt worden; das Buch habe sich unter den ouvriers des Faubourg St. Antoine verbreitet und viele Herzen zu Christo geführt. Ist das nicht ein

großer Segen, lieber Mann, und ein reicher Lohn für alles, was ich gelitten habe, während ich es schrieb? . . . .“

Am 25. Januar schreibt Mrs. Stowe:

„Jetzt erzähle ich eine Geschichte für Charley: Die Knaben in der Vorstadt St. Antoine sind lauter Kinder von Arbeitern; sie erhalten täglich von ihrer Mutter zwei Sous, wofür sie sich ihr Mittagbrod kaufen müssen. Als sie hörten, daß ich ihre Schule besuchen wollte, sammelten sie freiwillig ihr halbes Mittagsgeld, um es den armen Sklaven zu schicken. Dies Fünffrankenstück gehört jetzt mir; ich habe es für fünf Dollars erstanden und will ein Loch hineinmachen lassen, damit Charley es als Medaille um den Hals tragen kann.

„Ich habe soeben alle Anstalten getroffen, um die Mädchen während meines Aufenthaltes in Rom hier in einer protestantischen Schule unterzubringen. Unsere Abreise von Paris ist auf den ersten Februar festgesetzt.“

Dreizehntes Kapitel.

Weitere Reiseerlebnisse. 1856—1857.

In Begleitung ihrer Schwester Mary fuhr Mrs. Stowe nun über Amiens und Lyon nach Marseille, von wo die Reise zu Wasser fortgesetzt ward. Die letzte Nacht auf dem Dampfboot und ihre Ankunft in Rom schildert sie in dem folgenden Bericht:

„Ich hatte mich gegen elf Uhr ruhig schlafen gelegt, als ich durch einen gewaltigen Krach und Stoß erweckt wurde, der das ganze Schiff erschütterte. Gleich darauf hörte ich ein lautes Toben, Drängen und Schreien, alle stürzten auf das Deck. Als ich die Thür öffnete, sah ich noch einige Herren in wilder Hast halb angekleidet die Treppe hinaufstürmen. Mary und ich zogen uns schweigend an, dann eilten wir in den oberen Salon. Man sagte uns, das Schiff sei mit einem andern Fahrzeug zusammengestoßen, aber es dauerte wohl eine Stunde, ehe wir Gewißheit über unsere Lage erhalten konnten. Das Schicksal des ‚Arctic' kam uns beiden in den Sinn, doch sprachen wir nicht darüber, wechselten überhaupt kein Wort — eine stillere Gesellschaft ist mir selten vorgekommen. Mein Vertrauen in die Leitung des Schiffes war nur gering, und das vergrößerte natürlich meine Besorgnis. Später erfuhren wir, daß vor kurzem ein Dampfboot infolge einer ähnlichen Nachlässigkeit im Mittelländischen Meere gesunken sei. Ein seltsamer Zufall hatte gewollt, daß ein Offizier, welcher bei jenem Unglück Frau und Kinder verlor, bei uns an Bord war und sich gerade auf dem vordern Teile des Schiffes befand, als der Zusammenstoß stattfand. Der Offizier schrie laut, man möge das Schiff

anhalten, denn Kapitän und Obersteuermann waren nicht auf Deck, auch keine Wache ausgestellt. Wäre der Stoß mit voller Gewalt erfolgt, wir hätten sinken müssen, so aber lenkten wir noch rechtzeitig ab, und nur das Ruderrad ward zertrümmert. Als wir nach zweistündigem Aufenthalt versuchten, die Fahrt fortzusetzen, krachte es abermals, und das Rad fiel ins Wasser. Von Schlaf war natürlich in jener Nacht nicht die Rede; der trostlose Gedanke, daß wir vielleicht unsere Lieben nie wiedersehen würden, verließ uns nicht. Es ist merkwürdig, was einem in solchen Stunden alles durch den Kopf geht und wie rasch man denkt! In dem neapolitanischen Boot, das unlängst gesunken ist, sind die Frauen auf entsetzliche Weise umgekommen. Bei dem Stoß war der Schornstein quer vor die Ausgangsthür gefallen, so daß sie nicht auf Deck gelangen konnten und sämtlich in der Kajüte ertranken.

„Wir trieben nun weiter mit unserm zerbrochenen Rad, bis wir am andern Tage gegen elf Uhr Civita Vecchia erreichten. Dort fand abermals ein zweistündiger Aufenthalt wegen der Pässe statt. Dann mieteten wir, d. h. Mary, ich und ein Dr. Edison aus Philadelphia mit seinem Sohn Alfred, einen Wagen, um nach Rom zu fahren. Man gab uns einen elenden Kasten von vorsündflutlichem Aussehen, und wir verloren denn auch richtig ein Rad, gerade als wir uns um acht Uhr abends in einer ganz einsamen Gegend befanden. Wir stiegen aus, unsere Postillone standen ratlos da und machten nicht den geringsten Versuch, uns zu helfen. Sie konnten kein Französisch, wir kein Wort Italienisch, und die Sache schien zuerst völlig aussichtslos. Endlich jedoch gab uns der Kutscher zu verstehen, er wolle für fünf Franken einen Mann herbeiholen, um das Rad auszubessern. Nachdem wir nun versprochen hatten, das Geld zu zahlen, schirrte er ein Pferd los und ritt davon. Mary und ich gingen unterdessen in der dunkeln, einsamen Straße auf und ab. Von Zeit zu Zeit erinnerten wir einander daran, daß wir uns auf klassischem Boden befänden und lachten über unsern seltsamen nächtlichen Spaziergang. Nach einer Weile kam der Kutscher zurück, mit Krethi und Plethi auf den Fersen, ein Gefolge von echt italienischem Lumpengesindel.

„Nun ward überlegt, was zu thun sei, und ein morsches Stück

Holz untergeschoben. Wider Erwarten zerbrach dieses erst, als das Rad am Wagen war; doch nun entstand die neue Schwierigkeit, es zu befestigen, damit es nicht wieder abfiele. Daran hatten sie offenbar noch gar nicht gedacht und sich weder mit Hammer und Nägeln noch sonst einem Werkzeug versehen. Unschlüssig sahen sie erst das Rad an, dann den Wagen und zuletzt uns. Endlich holte Dr. Edison einen kleinen Bohrer aus der Tasche, mit dessen Hilfe der zerbrochene Achsennagel herausgestoßen ward. Dann zerschlugen sie einen alten Zaun und zogen die Nägel heraus, um sie zu benutzen, aber keiner wollte passen. Schließlich sandte man wieder einen Boten fort und wir warteten abermals. Jetzt sahen wir den Postwagen herbeirasseln, in welchem viele unserer Bekannten vom Schiff die Fahrt nach Rom machten. Es waren noch mehrere Plätze frei, und einer der Herren, der unsere mißliche Lage bemerkte, drang in den Kutscher, uns mitzunehmen. Der aber weigerte sich hartnäckig, anzuhalten, und erklärte, er würde jeden, der abstiege, um uns zu helfen, seinem Schicksal überlassen.

„Hierzu kam noch ein kleiner Zwischenfall. Da der Wagen wieder aufrecht stand und es zu regnen begann, hielten Mary und ich es für zweckmäßig, uns hineinzusetzen. Kaum hatten wir dies jedoch gethan, als die Pferde anzogen und eilig mit uns davontrabten — Krethi und Plethi schreiend hinterdrein. Eine Strecke vor uns lagen einige Steinhaufen, die unserer Fahrt ein schnelles Ende zu verkünden schienen, aber glücklicherweise gelang es, die Pferde einzufangen, ehe das Rad wieder abging. Mittlerweile war der Bote zurückgekehrt, der Schaden wurde ausgebessert und wir fuhren weiter.

„An jeder Poststation, wo wir Pferde und Postillone wechselten, hatten wir einen Strauß zu bestehen, weil der Kutscher stets einen viel höheren Preis verlangte, als ihm nach der Taxe zukam. Dabei umringte ein Haufen zerlumpter, schwarzäugiger Italiener mit struppigem Haar den Wagen; sie schimpften und tobten durcheinander in ihrer uns unverständlichen Sprache, deren Wörter alle auf ‚ino‘ endigten, bis wir schließlich weit mehr bezahlten als nötig war, nur um sie loszuwerden.

„An den Thoren Roms eröffnete der Beamte, welcher unsere

Päſſe beſichtigte, dem Doktor kaltblütig, er werde ihn ungehindert weiter fahren laſſen, ſo bald er ihm fünf Franken entrichtet habe; thue er das nicht, ſo müſſe das Gepäck bis zum andern Morgen zurückbleiben. Das Einzige, was uns nach dieſer nicht mißzuverſtehenden Erklärung übrig blieb, war natürlich, den verlangten Tribut ſchleunig zu bezahlen.

„Um zwei Uhr nachts, am 9. Februar 1857 durften wir darauf unter ſtrömendem Regen endlich in Rom einfahren. Unſere Prüfungen waren jedoch noch nicht zu Ende. Wir hielten vor dem Hotel d'Angleterre — es war voll, vier bis fünf andere Gaſthäuſer gleichfalls; zuletzt ging unſer Unglücksrad wieder ab, wir mußten ausſteigen und ſtanden nun im Regen bei nächtlicher Weile auf der Straße. Sogleich ſtürzte ſich ein Dutzend jener jungen Räuber, die immer auf der Lauer liegen, um Reiſende zu fangen — man nennt ſie Packträger — auf unſere Sachen. Im Nu hatten ſie alles heruntergeholt und neben uns auf das Pflaſter geſtellt. Schwatzend und lärmend drangen ſie von allen Seiten auf uns ein, während M. und ich bei dieſer unſerer erſten italieniſchen Stunde uns alle Mühe gaben, ihr ewiges ‚ino' zu verſtehen. Endlich machte der Doktor einen Menſchen ausfindig, der ein paar Worte Franzöſiſch konnte, und ging mit ihm fort, um eine Wohnung zu ſuchen, während Mary, Alfred und ich bei den Koffern Wache ſtanden. Man hatte uns von dem erſten Eindruck, den Rom auf den Reiſenden macht, die blühendſten Schilderungen entworfen. Nach unſerer Erfahrung war er etwas düſterer Art, das läßt ſich nicht leugnen.

„Ein junger Mann, der vorüberging, redete uns endlich zu unſerer Freude auf Engliſch an. Wir baten ihn vor allem, uns durch ſein Italieniſch zu einem Wagen zu verhelfen, worauf er einen vorbeifahrenden Kutſcher anrief. Nun konnten wir unſere Kiſten und Kaſten und uns ſelber wenigſtens vor dem Regen ſchützen. Von Zeit zu Zeit kehrte der Doktor von ſeinen Streifzügen zurück, um uns mitzuteilen, daß keine Wohnung zu haben ſei. Wir machten uns ſchon darauf gefaßt, die Nacht auf der Straße zuzubringen und dachten voll Wehmut daran, daß wir Bekannte in Rom genug hatten, die uns mit Freuden aufnehmen würden, wenn wir ſie nur entdecken könnten.

Selbst als der Doktor uns endlich ankündigte, er habe ein Unterkommen gefunden, folgten wir ihm nicht ohne Bangigkeit. . . . Wer konnte wissen, wo wir hingeraten würden, in welche Falle man uns locken wollte! Wir schritten durch einen feuchtkalten, schmutzigen, gepflasterten Gang, in dem es nach Katzen und Zwiebeln roch, stiegen mehrere Steintreppen hinauf und wurden in zwei recht anständige Zimmer geführt, wo wir nunmehr hofften, unsere müden Häupter zur Ruhe legen zu dürfen. Die gierigen Raben mit den dunkeln Gesichtern waren uns indessen alle gefolgt, schwarzhaariger, zerlumpter und lärmender denn je. Sie bestanden darauf, die hübsche runde Summe von zwanzig Franken bezahlt zu erhalten, weil sie unser Gepäck etwa zwanzig Schritt weit getragen hatten. Als der Doktor ruhig und fest erklärte, er wolle sich nicht so gröblich betrügen lassen, ward das Stimmengewirr noch betäubender; sie nahmen drohende Geberden an und die ‚ino's' klangen wild durcheinander. Um sie uns wohl oder übel vom Halse zu schaffen, versuchten wir zuerst mittelst eines Zehnfrankenstücks Frieden zu schließen. Als sie sich aber auch dann nicht beruhigten, sondern noch weiter lärmten und in unser Schlafzimmer einzudringen trachteten, trieben wir sie mit vereinten Kräften zurück. ‚No, no, no!' schrieen wir allesamt aus voller Kehle, worauf sie den Rückweg antraten.

„Unsere Wirtin war eine kleine Französin, mit der man sich verständigen konnte, das beruhigte uns sehr; auch bemerkte ich in dem Zimmer durchaus nichts Verdächtiges, nur ein reinliches, weißes Bett, in welchem ich bald in unbesorgtem, traumlosem Schlummer lag und erst gegen Morgen erwachte.

„Am nächsten Tage schickten wir unsere Karten an M. Bartholimeu. Wir saßen noch beim Frühstück, als er erschien und uns mitteilte, er habe bereits über eine Woche täglich auf dem Bureau der Fahrpost unsere Ankunft erwartet. Die Zimmer, in welchen wir jetzt auf das Angenehmste einquartiert sind, standen längst für uns in Bereitschaft.

„Den 1. März.

„Lieber Mann! — Täglich eröffnet sich mir hier in Italien eine neue Wunderwelt. Ich bin schon in den Katakomben gewesen,

wo ich mich im Geist in die Zeit der ersten Christen versetzte, und heute besuchen wir den Vatikan. Das Wetter ist überaus sonnig und schön, überall blühen Blumen in den Feldern. Wie glücklich würde ich sein, wenn Du bei mir wärest, um hier zu genießen, was Du noch so viel besser schätzen könntest als ich — die wunderbare Verbindung von Vergangenheit und Gegenwart, von Altem und Neuem."

Der Aufenthalt in Italien brachte Mrs. Stowe eine Fülle der reichsten Genüsse. Erst als die Jahreszeit bereits ziemlich vorgeschritten war, nahmen die Schwestern schweren Herzens Abschied von dem schönen Süden.

Nach Paris zurückgekehrt, schrieb Mrs. Stowe am dritten Mai an ihren Mann:

„. . . . . Die Mädchen fand ich gesund und in ihren Studien sehr fortgeschritten. Es wäre nicht zweckmäßig, sie jetzt von hier wegzunehmen, da eine Verlängerung ihres Aufenthalts um einige Monate ihnen den größten Nutzen bringen würde. So habe ich denn mit einigen Freunden verabredet, welche im November mit dem ‚Arago' zurückreisen, daß sie sich ihnen anschließen dürfen.

„Mary geht mit unserm Schwager John Hooker, den wir hier getroffen haben, auf ein paar Wochen nach der Schweiz; ich werde noch meine Geschäftsangelegenheiten ordnen und denke am sechsten Juni von Liverpool mit der ‚Europa' abzusegeln. Ich habe heute rechtes Heimweh und fühle eine unaussprechliche Sehnsucht nach Dir. Bei aller Ungeduld, wieder daheim zu sein, fürchte ich mich aber vor der Seereise; doch, wenn ich Dich erreichen will, bleibt mir ja nichts anderes übrig, als mich dem Ozean anzuvertrauen, vor dem mich zuweilen ein förmliches Grauen befällt. Freilich schützen mich auch dort Gottes Vaterarme: ‚Sein ist das Meer, und Er hat es gemacht!' — Es ist ein rauher, lärmender alter Knecht, aber stets dem Willen seines Herrn gehorsam. Wohin es mich aber auch trägt oder was es mir bringt, Gottes Macht und und Liebe umfängt mich überall."

So blieben denn Mrs. Stowes Töchter in der Pariser Pension, sie selbst aber ging zuerst nach London, wo sie folgenden Brief von Harriet Martineau*) erhielt:

„Ambleside, 1. Juni.

„Liebe Mrs. Stowe! — Auf Ihrem Briefchen stand keine andere Adresse als London, und die Zeitungen sagen nur, wo Sie gewesen sind, nicht wo man Sie jetzt finden kann. Ich schicke daher mein Antwortschreiben an Ihren Verleger, in der Hoffnung, es werde Sie erreichen und mit der Zeit vielleicht zu mir bringen. Bitte, kommen Sie doch! Wenn Sie es nicht bald thun, ist es für immer zu spät. Ich empfange gar keine Fremden mehr, wie Sie wissen, doch hoffe ich noch in meinen besten Stunden Kraft und Atem zu einem vertraulichen Gespräch mit Ihnen zu haben. So lange ich liegen muß, hätten Sie täglich vollkommene Freiheit der Bewegung; Witterung und Scenerie sind hier in dieser Jahreszeit meist wunderschön.

„Habe ich Sie im Jahre 1835, als ich in Ohio war, gesehen — in einem weißen Kleide, mit schwarzseidener Schürze? Ihre Schwester habe ich gut gekannt, auch Ihr Vater ist mir noch deutlich in der Erinnerung, und ich hoffe, Sie waren das junge Mädchen mit der schwarzen Schürze.

„Wissen Sie, daß ich mich davor gefürchtet habe, Ihr Buch zu lesen? Kranke Leute sind nun einmal wunderlich, und eine meiner Schwächen ist eine große Abneigung vor Romanen, außer einigen alten, die ich beinah auswendig kann. Vor den Spinngeweben unserer modernen Schriftsteller, die nicht vom eigenen Ich loskönnen, und vor der gemeinen Komik, mit der unsere Humoristen uns übersättigt haben, war ich bei Ihnen freilich sicher. Mir bangte vor etwas ganz anderm — vor einem übergroßen Interesse. Aber der Genius siegt immer und überall, er überwindet alles und läßt nur die reinste Freude zurück. ‚Dred‘ hat mich wahrhaft entzückt. Ein solches Meisterwerk läßt sich mit nichts vergleichen, aber da Sie mich um mein Urteil fragen, freut es Sie vielleicht, zu hören, daß ich es weit über

---

*) Eine der bedeutendsten englischen Schriftstellerinnen, Verbreiterin nationalökonomischer Wahrheiten in novellistischem Gewande.

‚Onkel Tom' stelle. Viele werden wohl entgegengesetzter Meinung sein, schon weil sie von vornherein überzeugt sind, daß keins Ihrer spätern Bücher den Ruhm des ersten erreichen könne. Was mich betrifft, so schätze ich aber das zweite Buch weit mehr. Auch in künstlerischer Hinsicht ist ‚Dred' vollendeter als ‚Onkel Tom'; Stoff und Behandlung scheinen mir reicher und kräftiger. Ich bewundere es so sehr, daß ich schon meinen Nichten sagte, unsere englischen Romanschreiber würden, meiner Ansicht nach, am besten thun, sich zur Ruhe zu setzen, denn nach Ihrem Buch wird man undidaktische Schriften gar nicht mehr lesen wollen. Meine Nichte Maria, meine Pflegerin, ein äußerst kluges Mädchen, meint, ihr sei heute vor acht Tagen ein ganz neues Leben aufgegangen. Dies Gefühl teile ich vollkommen und bin durch meine Reisen noch besser imstande, die wunderbare Naturwahrheit Ihrer Darstellung zu empfinden. Indem Sie plötzlich den Schleier hinwegreißen, welcher das Leben auf den Pflanzungen des Südens bis jetzt verhüllt hat, geben Sie aller Welt einen Einblick in die dortigen Zustände, der nur heilsam wirken kann. Das ist gerade, was jetzt notthut, nachdem vor drei Jahren ‚Onkel Tom' gezeigt hat, wie es mit der Negersklaverei in Ihrer Republik beschaffen war. Daß Sie den Mut gehabt haben, die Schwäche und Hilflosigkeit der Kirche aufzudecken, bewundere ich sehr, glaube aber nicht, daß von dieser Seite eine Besserung zu erwarten ist. Sie haben Ihr eigenes Herz erleichtert und hätten wohl anderen helfen können, wenn diese nicht unverbesserlich wären. Der Süden wird Sie jetzt zur Zielscheibe seiner erbittertsten Angriffe machen, darauf müssen Sie freilich gefaßt sein. . . . .

„Ich hoffe, Sie schreiben mir bald, wann Sie kommen. Es ist wohl sehr vorlaut von mir, daß ich mich so offen über Ihr Buch ausgesprochen habe, aber Sie wollten ja meine Meinung wissen. Besten Dank, daß Sie es mir geschickt haben. Wenn Sie hier sind, will ich Sie bitten, unsere Namen heineinzuschreiben, damit ich es einem Neffen oder einer Nichte als wertvolles Erbstück hinterlassen kann.

In dankbarer Zuneigung

Ihre

Harriet Martineau."

Auch von Prescott, dem Geschichtschreiber, erhielt Mrs. Stowe in London einen Brief, welcher nach langer Wanderung endlich bei ihrem englischen Verleger eingetroffen war:

„Pepperell, 4. Oktober 1856.

„Liebe Mrs. Stowe! — Vielen Dank für das Exemplar von ‚Dred', welches Mr. Philipps mir übergeben hat. Seit wir auf dem Lande sind, wo wir den herrlichen Oktobermonat zubringen, ist es unsere Abendunterhaltung gewesen.

„Die afrikanische Rasse hat alle Ursache, Ihnen dafür dankbar zu sein, daß Sie die guten Seiten ihres Charakters an das Licht ziehen, ihre Fröhlichkeit und besonders ihren natürlichen Humor, der in dem eigentümlichen Negerdialekt ganz trefflich zur Geltung kommt. Die Ansichten sind verschieden; mir haben ‚Onkel Tiff' und ‚Nina' den größten Eindruck gemacht. Ersterer ist eine Abart von ‚Onkel Tom', nur heiterern Gemüts als dieser. ‚Nina' aber scheint mir die eigentliche Hauptperson des Buches, das ich nach ihr genannt haben würde und nicht nach ‚Dred'. Sie ist ein reizendes Geschöpf voll Charakter und besitzt bei einer fast männlichen Kraft so viel wahre Güte und Liebenswürdigkeit, daß sie den Leser unwillkürlich fesselt. Ich kann Ihnen nicht verzeihen, daß Sie sie so vorzeitig vom Schauplatz verschwinden lassen; sie ist unter den handelnden Personen kaum zu entbehren. Aber ich will Sie nicht auch noch mit Kritik langweilen, da das ohnehin schon im Überfluß geschieht. Nur noch danken muß ich Ihnen, daß Sie Tom Gordon einen Stock von Guttapercha in die Hand geben, um damit seine Züchtigungen auszuteilen.

„Zu dem glänzenden Erfolg ihres Buches meinen besten Glückwunsch. Er ist selbst in unserm schriftstellernden Zeitalter beispiellos und soll, wie Mr. Phillips mir mitteilt, in der alten Welt noch größer sein als bei uns. Zu meiner Freude liefern Sie den Beweis, daß einem amerikanischen Verfasser sein Verlagsrecht in England gesichert werden kann. Unserer Regierung gebührt freilich kein Dank dafür, daß sie ihn zwingt, erst dorthin zu reisen, um es sich zu verschaffen.

In aufrichtiger Hochachtung

Ihr ergebener

Wm. H. Prescott."

Unmittelbar vor der Abfahrt nach Amerika schrieb Mrs. Stowe noch an ihre Töchter in Paris:

„Ehe ich London verließ, brachte ich noch einen Tag bei Lady Byron zu. Sie ist liebenswürdiger als je und erkundigte sich auf das freundlichste nach Euerm Ergehen. . . . Sagt doch Tante Mary, daß Mr. Ruskin bei seinem Vater in Denmark Hill, Camberwell wohnt. Er hat mich wissen lassen, daß die Turnersche Gemäldegalerie dort für mich und meine Freunde jederzeit Tag und Nacht offen steht. Ruskin, Vater und Sohn sind mir sehr wohlgesinnt und würden alle meine Freunde, welche ihre Bilder zu sehen wünschen, gewiß herzlich willkommen heißen.

„Ich schreibe in großer Eile, morgen um acht Uhr muß ich an Bord sein. Also noch ein inniges Lebewohl meinen lieben Mädchen von

ihrer treuen Mutter."

Mrs. Stowes letzter Brief vor der Abfahrt war an Lady Byron gerichtet und beweist, welche warme Freundschaft sich zwischen beiden entwickelt hatte. Er lautet:

„5. Juni 1857.

„Teure Freundin! — Als ich Sie verließ, klopfte mein Herz laut vor Sehnsucht und Verlangen — ein seltsames Gefühl für mich, wie aus meinen Mädchentagen. Ich konnte dem Wunsch nicht widerstehen, Ihnen ein Andenken zu schicken. Lachen Sie mich nicht aus, aber ich habe eine besondere Vorliebe für hübsches Theegeschirr bei meinen einsamen Mahlzeiten, wenn ich mich nicht wohl genug fühle, um im Familienkreise zu sein. So schicke ich Ihnen denn die kleine Primeltasse, nebst dem winzigen Rahmtöpfchen und einer kleinen Vase für Veilchen und Schlüsselblumen, es paßt eins zum andern. Denken Sie an mich, wenn Sie die Sachen brauchen, ich liebe Sie mehr als Worte auszudrücken vermögen.

„Es scheint mir oft seltsam, daß ich Sie kennen gelernt habe — Sie waren mir wie eine ferne Sage aus der Jugendzeit — da ich Sie sah, kam meine Liebe zu Ihnen ganz von selbst. Daß ich sie so offen ausspreche, darf Sie nicht verwundern und befremden, denn Sie scheinen mir an der Grenze zu stehen, wo die armseligen Förm-

lichkeiten, welche hier die Herzen voneinander trennen, wie Nebel vor der Sonne fliehen. Bei jedem Lebewohl fürchte ich, es möchte das letzte sein, so verklärt kommt mir Ihr Geistesleben vor, und doch würde ich nicht glauben, Sie verloren zu haben, wenn der Schleier des Jenseits Sie deckt.

„Meine Freunde im Himmel sind mir nicht mehr in weite Ferne entrückt, im Gegenteil, ich fühle mich ihnen jetzt näher als je verbunden.

„Darum, geliebte Freundin, auf Wiedersehen! Wenn Sie früher als ich den Morgen in des Vaters Hause anbrechen sehen, so bringen Sie meine Liebesgrüße denen, welche droben auf mich warten. Gehe ich zuerst hinüber, so finden Sie mich dort, wo unsere Liebe kein Ende nehmen wird.

Immerdar

Ihre

H. B. Stowe."

Die Heimreise ging glücklich vonstatten und groß war die Freude des Wiedersehens bei der ganzen Familie in der „Hütte" zu Andover. Das Leben schien hell und sonnig vor ihnen zu liegen und kein Anzeichen verkündete, welch' ein furchtbares Schicksal über dem Haupte der zärtlichen Mutter schwebte.

Vierzehntes Kapitel.

„The Minister's Wooing" 1857—1860.

Kurz nach ihrer Rückkehr von England wurde Mrs. Stowe durch den plötzlichen Tod ihres ältesten Sohnes tief erschüttert und daniedergebeugt. Henry Ellis Stowe, welcher in Dartmouth College zu Hanover N. H. seinen Studien oblag, ertrank am 9. Juli 1857 beim Baden im Flusse Connecticut. Am dritten August schreibt die unglückliche Mutter über den Trauerfall an die Herzogin von Sutherland:

„Teuere Freundin! — Ehe Sie diese Zeilen erhalten, werden Sie schon von anderer Seite erfahren haben, welcher schwere Schlag mich betroffen hat. Unser lieber, schöner Knabe, der Liebling unseres Herzens, ist uns, im Vollbesitz von Gesundheit und Glück, durch einen jähen Tod entrissen worden.

„Als ich mich in dem englischen Hafen von meinem Henry trennte, ahnte ich nicht, daß ich ihn nie wiedersehen würde. Bei der Heimkehr umringten mich die Meinigen mit Jubel; von ihm fand ich jedoch nur einen Brief. Er schrieb mir, die Schulprüfungen ständen unmittelbar bevor, erst in etwa vierzehn Tagen, wenn sie vorüber wären, könne er kommen, mich zu begrüßen. Ich war schon im Begriff, ihn in Begleitung meines zweiten Sohnes selbst zu besuchen, diesen schien jedoch die Seeluft anzugreifen, so daß wir wieder umkehrten und uns zur Kräftigung seiner Gesundheit in eine Wasserheilanstalt begaben.

„Wir waren kaum zwei Wochen dort, als ein Telegramm mich

plötzlich nachhause rief. Bei meiner Ankunft fand ich Henrys trauernde Studiengenossen versammelt, die eben mit der teueren Leiche angelangt waren. Da lag er, so ruhig, so still und friedlich — ich vermochte kaum zu glauben, daß er nicht die Augen öffnen und mir zulächeln werde, daß meine Stimme, die stets Macht über ihn gehabt, ihn nicht wieder zum Leben erwecken könne. Wir beide waren durch ein so eigenartiges Band, durch so innige Zärtlichkeit verbunden, die Übereinstimmung unserer Gefühle war so groß — es schien mir unfaßlich, daß er stumm und regungslos bleiben solle bei meinem Jammer.

„Trotz alledem empfand ich bei diesem letzten traurigen Abschied einen Trost, der Ihnen, teuere Freundin, nicht gewährt worden ist. Als Sie mir jenen kummervollen Brief über Ihren eigenen Verlust schrieben, klagten Sie mir Ihren Schmerz, daß Sie dem teueren Verstorbenen nie gesagt hätten, wie innig Sie ihn liebten. Ihre Worte rührten mich damals tief, ich behielt sie im Herzen und habe seitdem keine Gelegenheit versäumt, meinen Kindern gegenüber die zärtlichen Gefühle auszusprechen, die ich für sie hege. Wir verschließen unsere Liebe für die Menschen, die uns am teuersten sind, nur zu oft im tiefsten Innern, bis es zu spät ist.

„Henry hat gewußt, wie sehr mein Herz an ihm hing, und noch die letzten Liebesworte, die er sprach, galten mir. Kurz ehe er uns entrissen wurde, als er eben vom Tische aufstand, um dahin zu gehen, von wo für ihn keine Wiederkehr war, bewunderte jemand den schönen Siegelring, den er am Finger trug — Sie haben ihn vielleicht auch bemerkt. ‚Es ist ein Geschenk meiner Mutter‘, sagte Henry, ‚das ist das Beste daran‘. — Wenige Stunden später ward dieser Ring von seiner kalten, starren Hand abgestreift und mir zugeschickt. Seltsamerweise war der Stein kurz vorher infolge eines Falles quer durch den Namen zerbrochen. . . . .

„Daß ich Henry mit nach Dunrobin genommen habe, ist mir ein großer Trost. Ich war erst zweifelhaft, ob ich recht thäte, ihn seine Studien so lange aussetzen zu lassen. Bei seiner Empfänglichkeit und Beobachtungsgabe glaubte ich jedoch, er werde auf der Reise mehr lernen als aus Büchern. Das hat sich auch bestätigt. Er

kehrte voll hoher, männlicher Vorsätze und Entschlüsse aus England zurück. ‚Ich will ein wahrhaft christliches Leben führen', schrieb er, ‚wie es sich für jeden echten Mann geziemt'. — Von da ab befleißigte er sich der strengsten Ordnung und Mäßigkeit, suchte seinen Körper zu kräftigen, war unermüdlich thätig und pflichttreu, auch stets lenksam und ehrerbietig gegen Eltern und Lehrer. . . . . Nun ist ihm der harte Lebenskampf erspart, der gute Wille muß als That gelten, und was auch geschehen mag — ein Herzeleid wie das meinige kann er niemals erfahren. Aber ich bin froh, daß er mit allen meinen köstlichsten Erinnerungen aus der alten Welt eng verbunden ist.

„Dunrobin wird mir jetzt noch teuerer sein, und wenn ich daran denke, wie freundlich Sie und der Herzog mit ihm verkehrt, ihn angeschaut und mit ihm geredet haben, fühle ich mich Ihnen im Geiste doppelt nah. Ich wußte wohl, daß es die Liebe zu Ihrem Verstorbenen war, was Ihre Herzen beim Anblick meines Henry bewegte, der mit ihm fast in gleichem Alter stand. Das Plaid, welches ihm der Herzog geschenkt hat, eins seiner liebsten Besitztümer, hängt in seinem Zimmer — denn wir haben noch ein Zimmer, das ihm gehört.

„Sie werden unseren Schmerz verstehen und mit uns fühlen, wie es nur wenige können. Mein armer Mann ist sehr niedergedrückt, — mehr brauche ich nicht zu sagen, Sie wissen, wie ein Vaterherz bei solchem Verlust leidet, und es ist stets das geliebteste Haupt, auf welches der Blitzstrahl fällt. Aber doch wiederhole ich, was ich Ihnen bei unserem letzten Zusammensein sagte: Unsere Toten stehen uns als Engel zur Seite, sie lehren uns zu lieben und erfüllen unsere Herzen mit inniger Teilnahme für alles, was leidet. Die dunkeln Stunden, in denen der Gram uns taub und blind und stumm macht, sind nicht ohne Verheißung. Sie bringen uns das Gefühl der Gottesnähe, welche wir erflehen. . . . . Ich habe Ihnen mein ganzes Herz ausgeschüttet, denn Sie können mich begreifen.

„. . . . . Als ich in Hanover war, wo Henry gestorben ist, kam eine arme, taube Negerin, um mich zu trösten, der man fünf Kinder in die Sklaverei verkauft hat. ‚Sei standhaft, du gute Seele', sagte sie, ‚denn dich liebt der Herr'. — Sie erzählte mir, der Sonntag sei für sie der schwerste Tag, sie dürfe nicht arbeiten, lesen habe

sie nicht gelernt, die Predigt verstehe sie nicht wegen ihrer Taubheit, und da müsse sie fortwährend an ihre armen Kinder denken. Einige habe der liebe Gott schon zu sich genommen in sein Vaterhaus, aber wo die fünf anderen wären, wisse sie nicht.

„Was sind alle Leiden unseres Mutterherzens gegen solchen Jammer? Ich will ihre Kinder aufsuchen, um sie loszukaufen; bis jetzt sind meine Bemühungen aber völlig erfolglos geblieben, so daß ich wenig Hoffnung habe. Jeder Kummer, der mich trifft, jede eigene Erfahrung von der Heiligkeit der Familienbande verstärkt in mir den Entschluß, dem furchtbaren Übel aufs äußerste zu widerstehen, durch welches so viele Mütter in weit tiefere Trauer versetzt werden, als ich je zu erdulden haben kann. . . . .

Ihre treu ergebene

H. B. Stowe."

Damals schrieb sie auch an ihre Töchter in Paris:

„. . Unsere innigste Liebe, unsere schönsten Freuden können für uns die Quelle bitterer Schmerzen werden. Ich gehe nicht durch das Haus, ohne daß der Anblick der Bilder, die er liebte, der Geschenke, die ich ihm mitgebracht habe, der Photographieen, die ich ihm zeigen wollte, mir das Herz zerreißt. Zu Zeiten überwältigt mich der Gram oft völlig und drückt mich zu Boden; hilflos und blutend liege ich da und kann nur mit unaussprechlichem Seufzen den Heiland anrufen. Euer Vater sagt ganz richtig: ‚Der Verlust eines jeden Kindes, das uns stirbt, schmerzt uns, als ob es das einzige wäre'; seine Eigenart kann uns durch nichts und auf keine Weise je ersetzt werden.

„Zwei Tage nach dem Begräbnis fuhren wir nach Hanover. Wir sprachen Henrys Freunde und sahen sein Zimmer, das noch geradeso ist, wie er es verlassen hat. ‚Im ganzen College ist kein Zimmer wie seines', sagte einer seiner Kameraden mit Thränen in den Augen. Es war rührend, wie bald einer, bald der andere von den lieben Jungen kam und traurig hereinschaute; sie erzählten uns noch dieses und jenes von ihm, woran sie sich erinnerten: ‚Immer sprach er von seinen Schwestern und von zuhause', sagte einer. Noch an seinem Todestage war er ganz glücklich über meine Heimkehr und

freute sich auf unser baldiges Wiedersehen. Von diesem liebevollen Gedanken erfüllt, ist er gestorben.

„Ein schöner Pfad führt durch ein reizendes Thal an das Flußufer, wo seit Jahren der Badeplatz der Schüler war. Als er in die durchsichtige Flut tauchte, ahnte er nicht, daß es ihm das Leben kosten werde.

„Abends gingen wir zum Fluß, um die Fahrt des Ruderklubs zu sehen, dessen Mitglied er war. Der Klub besaß ein schönes Boot, die ‚Una', die Knaben trugen Uniform — das machte ihm alles die größte Freude. An jenem Abend waren alle Böte mit ihrer verschiedenen Bemannung auf dem Wasser, Henrys Fahne zusammengerollt und mit schwarzem Krepp umwunden. Die guten Jungen waren mir alle ans Herz gewachsen, weil sie Henry so lieb hatten, es schmerzte mich gar nicht so sehr, als sonst wohl der Fall gewesen wäre. Sie freuten sich offenbar, daß wir gekommen waren, und auch uns war es lieb. Gerade oberhalb der Stelle, wo wir ihre Böte im Abendlicht dahingleiten sahen, lag unter herabhängenden Tannen, klar, still und schön eine Bucht des Flusses — von da ist unser Henry in den Himmel gegangen. Ja, in den Himmel, denn Gott wird seine ernsten, männlichen Vorsätze, seinen entschlossenen Kampf gegen Versuchung und Sünde in Gnaden ansehen, das glaube ich fest. Unser geliebter Sohn war erst ein Anfänger auf dem rechten Pfade; wäre er am Leben geblieben, wir hätten hoffen dürfen, alle Schwachheit allmählich von seiner Seele abfallen zu sehen, wie die aufgeblühte Blume den dürren Kelch abstreift. Doch Jesus hat ihn zu sich gerufen und will ihn nun selber unterweisen. In seiner heiligen Nähe muß alles sündhafte Wesen schwinden.

„Seit ich euch zuletzt schrieb, ist die ‚Jahresfeier' gewesen, mit den vielen Sorgen und Geschäften, die sie alljährlich bringt; wir hatten das ganze Haus voll Gäste. — Dienstag erhielten wir ein schönes, lebensgroßes Bild unseres teueren Henry, das sprechend ähnlich ist. Es hat genau den halb schelmischen, halb freundlichen Ausdruck, mit dem er mich anzusehen pflegte, wenn ich ihm das Haar aus der Stirne strich und in seine Augen blickte. Jedesmal wenn ich ins Zimmer trete, lächelt es mich so liebevoll an, als sei ein leben-

diger Geist darin. Oft wenn mir recht trübe und schwer zumute ist und der Schmerzenspfeil mein wundes Herz durchbohrt, schaue ich zu dem Bilde auf, und sein Lächeln scheint mir zu sagen: ‚Geduld, liebe Mutter, ich bin glücklich. In unseres Vaters Hause sind viele Wohnungen‘.

„Ich komme mir vor wie ein Gärtner, der eine seltene Pflanze aus dem Samen gezogen hat. Er sieht im Frühling die ersten grünen Spitzchen den Boden durchbrechen, er wechselt das Erdreich, versetzt das Pflänzchen von einer Scherbe in die andere, beobachtet es, begießt es, schützt es vor tausend schädlichen Einflüssen und Unfällen. Er zählt jedes Blättchen, sieht den Stengel stärker werden und endlich die Blüte Form und Gestalt annehmen. Wie groß ist sein Eifer, seine Begierde, seine freudige Erwartung und Sehnsucht, die wunderbare Blume sich nun voll entfalten zu sehen.

„Aber, siehe da! Gerade als der Kelch sich zu öffnen beginnt und die Farbe leise hindurchschimmert, schickt eines Abends der Besitzer des Gewächshauses seinen Boten und läßt die Pflanze abholen. Er fragt nicht erst bei mir an, verkündet es nicht zum voraus — er nimmt sie schweigend fort, ich schaue hin und ihre Stelle ist leer. Und was dann? — Glaube ich etwa, er habe die Blume zerstört? Nein, sicherlich nicht. Ich weiß, daß er sie nur in seinen eigenen Garten verpflanzt hat. — Was Henry hätte werden können, vermag niemand sich so gut vorzustellen wie ich. Was Henry jetzt ist, weiß Jesus allein.“

Etwas später schrieb Mrs. Stowe an ihre Schwester Catherine:

„Wenn ich je das Gefühl gehabt habe, als wolle der Teufel Macht über mich gewinnen, um mich von der Liebe Christi zu trennen, so war es in den Tagen nach dem Eintreffen der Schreckensnachricht. Ich war körperlich völlig gebrochen, fast mit dem Tode ringend und außerstande meine Gedanken zu beherrschen. Furchtbare Zweifel über Henrys Seelenzustand peinigten mich. Es war, als flüstere mir eine Stimme zu: ‚Du hast Gott vertraut und geglaubt, daß er dich liebe; du verließest dich fest darauf, er werde deinen Knaben nicht abrufen, bis das Werk der Gnade an ihm vollendet sei. Und nun hat er ihn

ins Jenseits entführt ohne Vorbereitung, ohne ihm einen Augenblick Frist zu gönnen — wie steht es jetzt um sein ewiges Heil?' —

„Ich kam endlich zu der Einsicht, daß dies unverständige Gedanken seien, die in besseren Stunden vor meinem ruhigen, festen Glauben nicht Stand halten würden. Sie waren Gottes unwürdig, und ich erkannte es als meine Pflicht, ihnen zu widerstehen und einzig und allein darauf zu bauen, daß der treue Heiland meinen Liebling an sein Herz genommen habe. Seitdem läßt mich der böse Feind in Frieden.

„Wie sollte Gott etwas thun können, das an sich lieblos, hart und unbillig wäre? Wenn man ein junges Wesen aus einer Umgebung herausrisse, in der es in allem Guten wächst, und es plötzlich in eine böse, verderbte Gesellschaft brächte, würde uns das nicht wie ein Verbrechen erscheinen? — Um wieviel mehr noch, wenn ein Mensch das mit dem Kinde einer Mutter thäte, die seit Jahren all ihr Vertrauen und ihre Hoffnung auf ihn gesetzt hat? — Nein, solche Beschuldigungen gegen meinen Herrn und Gott soll der Teufel meiner Seele nun und nimmermehr einflüstern! Gott hat mir eine so unbegrenzte, selbstlose Liebe für meine Kinder ins Herz gegeben, ich würde mein ewiges Seelenheil für sie opfern — sollte er selbst weniger Güte und Liebe besitzen, als er mir verliehen hat? Er hat ja das Mutterherz geschaffen, dessen Urbild er in seinem eigenen Wesen gefunden haben muß. Wie arm und schwach auch meine Liebe ist, sie zeigt mir doch, daß es Dinge giebt, die einfach unmöglich sind. Letzten Sonntag sagte mein Mann in der Predigt, daß in dem großen Geheimnis der Liebe Christi alle Rätsel der Lebenswege verschlungen sind, welche Gott uns führt, wie Aarons Stab die Stäbe der Zauberer verschlang.

„Papa und Mama sind bei uns auf Besuch. Wir haben den ‚Briefwechsel und die Selbstbiographie *) zusammen durchgelesen; sie ist wunderschön, doch davon später mehr.

Deine dich liebende Schwester

Hattie."

*) von Lyman Beecher.

„Andover 24. August 1857.

„Liebe Kinder! — Seit der Jahresfeier sind Papa und ich zuhause geblieben; Großpapa und Großmama Beecher sind hier und das ist uns ein großer Trost. . . . . Heute Abend haben wir die letzte traurige Pflicht zu erfüllen. Die Leiche soll von dem alten Kirchhof, in dem sie einstweilen beigesetzt worden ist, nach dem Friedhof in unserer Nähe geschafft werden, wo jetzt ein Begräbnisplatz uns gehört. Wie oft ist Henry mit uns dort umhergewandelt — ach, er ahnte nicht, wie bald seine sterbliche Hülle da ruhen würde. Und doch war es ihm also bestimmt, schon damals ebenso sicher als jetzt. So stehen auch Ort und Stunde unseres Todes bereits fest, wenn sie uns auch verborgen sind.

„Mein Verlangen, dort bald an seiner Seite zu ruhen, mag wohl recht selbstsüchtig sein, aber ich weiß erst jetzt, wie innig ich ihn geliebt habe. Der verlorene Groschen scheint höheren Wert zu haben als jeder andere Besitz, das verlorene Lamm teurer zu sein als die ganze Herde. Ich sehne mich so sehr nach einem Wort, einem Blick, einer letzten Umarmung. . . . .“

„Andover 1. September 1857.

„Meine Herzenskinder! — Ich darf keine Woche vergehen lassen ohne Euch eine Zeile zu senden. . . . . Es ist jetzt wunderhübsch bei uns hier; Andover ist mir noch nie so reizend erschienen, die Bäume noch nie so grün und dicht belaubt. Papa und ich stehen eben im Begriff, auf eine Woche nach Brunswick zu reisen, denn ich fühle mich so schwach und elend, daß ich nicht die geringste Anstrengung vertragen kann; meist befällt mich eine dumpfe Mattigkeit und alles ist mir gleichgültig. Die Seeluft ist das einzige, was mich vielleicht wieder zu Kräften bringt. . . . .

„Ich habe viele Blumen auf Henrys Grab gepflanzt, die jetzt aufgeblüht sind, weiße Immortellen, Betunien, Verbenen und Stiefmütterchen. Papa geht oft zwei- oder dreimal des Tages hin; der Platz ist gewalzt worden und mit feinem Grassamen besäet, der schon aufgegangen ist und aussieht wie ein weicher grüner Sammetteppich, auf dem die Vögel umherhüpfen. Als wir heute dort saßen, war der

Himmel wunderschön, der silberne Mond blickte aus den rosigen Wolken hervor. Papa seufzte tief und sagte: ‚Ich beuge mich unter den Willen Gottes, wenn ich ihn auch nicht begreife‘."

„Brunswick 6. September 1857.

„Ihr lieben Mädchen! — Seit etwa fünf Tagen bin ich mit Papa hier. Wir fühlten uns beide sehr unwohl und hofften, die Seeluft und das Wiedersehen der alten lieben Brunswicker Gegend werde uns wohlthun. Alles ist hier ganz unverändert. Wir wohnen bei Mrs. Upham, deren Haus noch so geräumig, kühl und gastfrei ist wie immer. Die Bäume sind sehr gewachsen und im Garten prangt ein reicher Blumenflor. In der Stadt ist alles wie es war, selbst Miß Gildings alter Laden noch ebenso unordentlich wie damals, ein Wirrwarr von Traktätchen, Nähseide, Stopfgarn und unbeschreiblichen alten Hüten, die aus der Urzeit stammen. Sie klagt, daß sie sich unter den Sachen nicht mehr so leicht zurechtfinden könne wie früher. Vorgestern ging ich mit Papa und Charley schon um sieben Uhr Morgens nach Harpswell. Die Tannen und Fichten sahen so malerisch aus wie immer und jeder Schritt des Weges entzückte mich. Die alte Mühle steht noch einsam in der Sandebene und dahinter schlängelt sich der klare, durchsichtige Bach. Papa und Charley gingen in Harpswell auf den Fischfang, es war ein warmer sonniger Tag, kein Lüftchen bewegte das Wasser, auch bissen wohl viele Fische an, aber sie schnappten meist nur den Köder weg. Die zwei oder drei, welche sich fangen ließen, wurden zum Mittagessen gebraten. Der Abend war herrlich; wir sahen den Vollmond aufgehen über dem ruhigen Meer und ich saß bis zehn Uhr mit Mrs. Upham draußen auf den Felsen, zwischen dem Festland und der Insel. Zu dem wundervollen Anblick kam noch ein glänzendes Nordlicht, das mit gespenstischem Schein am Himmel hin- und herschoß. Nur die schrecklichen Moskitos, die in unserem Schlafzimmer summten, und mit denen wir die ganze Nacht über im Kampfe liegen mußten, verdarben uns das Ende des schönen Tages.

„Zweimal haben wir im Meer gebadet; wir waren auch in der mittleren Bai und Charley hat dort mit der Hand eine Flunder ge-

fangen und dabei so laut geschrieen, daß sämtliche Bewohner der Adlerinsel einen Schreck gekriegt haben müssen. Auf dem alten Teich liegen noch zwei Stücke eines Floßes im Schilf, vielleicht sind es die Trümmer des Eurigen. Ich sehe noch, wie Ihr Euch so fröhlich und geschäftig dort umhertummeltet, und kann mir kaum vorstellen, daß einer aus der muntern Schar den Ort nie wieder betreten wird.

„Doch habe ich jetzt auch stille, friedliche Stunden. Jesus hat seine Heilandshand auf meine tiefe Herzenswunde gelegt und ich kann mit Ergebung sagen: ‚Ja, Vater, denn es ist also wohlgefällig gewesen vor Dir!‘ — Ich bin gewiß, daß die Liebe des Höchsten alles so gefügt hat, und will meinen teuersten Schatz gern seiner Hand übergeben, zum Beweis meines gläubigen Vertrauens. Ich fühle mich dem Land der seligen Geister sehr nahe, und die Worte: ‚Ich werde wohl zu ihm fahren, er kommt aber nicht wieder zu mir‘, sind voller Trost für mich.

„Möchte Gott auch Euch, liebe Kinder, die Herrlichkeit seiner unendlichen Liebe recht erkennen lassen, möchte Er uns alle vereint zu sich ziehen, dann könnten selbst schon hienieden alle Thränen abgewischt werden aus unsern Augen.

„Papa hat heute zweimal gepredigt und hält auch noch den Abendgottesdienst. Er trägt mir auf, Euch herzlich zu grüßen. Mir scheint, es geht besser mit seiner Gesundheit. Mrs. Upham läßt Euch sagen, Ihr würdet sie hoffentlich auch einmal besuchen.

„Lebt wohl, meine lieben Mädchen. Kommt bald zurück zu

eurer treuen Mutter

H. B. S.“

Der Winter von 1857 verfloß in Andover still und ohne besondere Ereignisse. Für die Novembernummer des „Atlantic Monthly“ schrieb Mrs. Stowe eine rührende kleine Allegorie „der Trauerschleier“. In demselben Journal ward im Dezember 1858 das erste Kapitel von „The Minister's Wooing“ (des Predigers Werbung) abgedruckt. Gleichzeitig erschien auch „die Perle von der Insel Orr“ in den Spalten des „Independent“.

Den größten Teil von „The Minister's Wooing“ diktierte Mrs.

Stowe in heftiger innerer Gemütsbewegung, so daß es ihr eine Erleichterung war, dazwischen an der friedlichen Geschichte weiter zu schreiben, die sich im Staate Maine auf ihrer geliebten Meeresküste abspielt.

Über beide Bücher schrieb Whittier 1884:

„Wenn ich gestimmt bin, mich in ernste Gedanken zu vertiefen, lese ich ‚The Minister's Wooing'; aber ‚die Perle von der Insel Orr' ist mein Lieblingsbuch und das reizendste Idyll Neuenglands, das ich kenne. . . ."

„The Minister's Wooing" fand eine sehr günstige Aufnahme. Lange bevor es in der Dezembernummer 1859 beendet ward, erhielt Mrs. Stowe zahlreiche Zuschriften von freundlichen Lesern, welche an dem Schicksal ihrer Geisteskinder einen so warmen Anteil nahmen, als wären sie von Fleisch und Blut. Der folgende, ausführliche Brief von James Russel Lowell scheint uns zur Wiedergabe am besten geeignet:

„Cambridge, 4. Februar 1859.

„Liebe Mrs. Stowe!

„Natürlich hatte ich die Absicht, über Ihre neue Erzählung an Sie zu schreiben, aber nur, um im Chor mit der übrigen Welt ‚Bravissimo!' zu rufen. Eine Kritik lag mir gänzlich fern, sie ist auch wenig angebracht und wirkt meist wie ein kalter Wasserguß, so lange eine Geschichte noch unvollendet ist. Als ich die erste Nummer im Manuskript erhielt, sagte ich zu Mr. Phillips, ich glaubte, es würde Ihr bestes Werk werden, und die Fortsetzungen haben mich in diesem Urteil nur bestärkt.

„Jahrelange Gewohnheit und die ganze Tendenz meiner Studien überhaupt veranlassen mich, die Dinge rein vom ästhetischen Standpunkt zu betrachten, und was ich an ‚Onkel Tom' geschätzt habe, war nicht die Moral, sondern das Genie. Damit ist viel gesagt, denn ich brauche das Wort ‚Genie' nicht ins blaue hinein, sondern bin damit sehr sparsam (vielleicht zu sehr). Ich will Ihnen gegenüber ganz offen sein, das halte ich für meine Pflicht bei jemand, von dem ich eine so hohe Meinung habe: Der größte Reiz der neuen Geschichte

liegt für mich darin, daß Sie sich auf den Boden Neuenglands stellen. Sie gehören zu den wenigen Personen, die so glücklich sind, Augen im Kopfe zu haben — das heißt, etwas hinter den Augen, wodurch diese erst ihren Zweck erfüllen. Den meisten Menschen nützt ihr Sehapparat so wenig, wie mir das große Fernrohr in der Sternwarte — man starrt nur hindurch und weiß nicht, was man sieht. Die ganze Anlage Ihres Planes (soweit ich ihn erraten kann) und die Verteilung der handelnden Personen ist vortrefflich.

„Was die ‚Theologie' betrifft, die in Neuengland ebenso zum täglichen Brot gehört wie in Schottland, so möchte ich darüber nur folgendes sagen: wenn sie ganz von selbst zum Vorschein kommt — schön und gut; aber graben Sie nicht danach. Ein moralischer Zweck ist höchst lobenswert, aber ein Schriftsteller wird zum Verräter an seiner Kunst, wenn er ihr nicht alles zum Opfer bringt. Gedenken Sie der Lehre, welche Christus uns zu wiederholten Malen gegeben hat: Er zog die unbrauchbare Maria der wirtschaftlichen Martha vor, und als der treffliche Moralist und Freund der Armen — Judas — über die sündhafte Vergeudung von Maria Magdalenas köstlicher Narde schalt, wollte der göttliche Lehrer diese lieber in einer einfach schönen That verschwendet sehen, als zum Nutzen der Bedürftigen angewandt. Kleopatra, die ihre größte Perle auflöste, um den Antonius — ihr Publikum — zu fesseln, war eine echte Künstlerin. Darf ich, als Kritiker von Beruf, einer genialen Frau die ganze Wahrheit bekennen? Nicht wahr, ich darf — aber werde ich auch Verzeihung finden? — Das hoffe ich zuversichtlich. Erstens: hören Sie auf den Rat keines Menschen, und zweitens: achten Sie genau auf meinen Rat! Mein Rat ist nämlich der: folgen Sie Ihrem eigenen Gefühl, halten Sie sich an die Natur und vermeiden Sie das, was die Menschen für gewöhnlich ‚das Ideale' nennen; denn nicht nur dieses, sondern alle Schönheit, aller poetische Schwung und aller Erfolg sind im einfach Natürlichen mit inbegriffen. Wir predigen das alle, von Wordsworth bis auf unsere Zeit, aber wir handeln nicht danach. Täglich erfahre ich es von neuem bei meinem mühseligen Redaktionsgeschäft, daß unter zehntausend Leuten, die über ideale Dinge schreiben können, kaum einer imstande ist, zu sehen, zu empfinden und

Natur und Menschen wiederzugeben. Was sage ich, zehntausend? — Nein, zehn Millionen! Was hat Shakespeare so groß gemacht? Nur seine Augen — und daß er sich auf sie verließ. Dasselbe gilt auch von Thackeray. . . . .

„Vergessen Sie auch nicht, daß das Schreibpult eines Schriftstellers etwas unendlich viel Höheres ist als eine Kanzel. Glauben Sie mir, Ihre Moral wird sich schon von selbst Geltung verschaffen, das beweist unter andern die schöne Stelle von der Himmelsleiter in der Februarnummer. Darin liegt eine großartige Predigt von echtem Schrot und Korn. Ich bin überzeugt, daß ‚The Minister's Wooing' das beste Ihrer bisherigen Werke werden wird, und zwar deshalb, weil Sie Ihren Stoff vollkommen beherrschen und sich einen klaren Begriff von der Wirklichkeit machen, ohne welchen von einer idealen Auffassung überhaupt nicht die Rede sein kann.

„Über die ‚Rechtgläubigkeit' machen Sie sich keine Sorgen. Was wahrhaft gut ist, findet die Welt zuletzt immer orthodox, allen Fakir-Journalen zum Trotz, die unter Orthodoxie nichts anderes verstehen als die Fähigkeit, so lange in derselben Stellung zu verharren, bis man den Gebrauch seiner Glieder vollständig verliert. Wenn Sie mit Ihrem Herzen und Ihrem Kopf nicht ‚rechtgläubig' sind — wer um des Himmels willen sollte es denn sein? — Meinen Sie aber ‚calvinistisch', so ist das für eine Frau überhaupt ein Unding. Der Calvinismus ist reine Verstandeslehre, und von Schlußfolgerungen kann keine Frau leben, die diesen Namen verdient. Das Weib versteht, Gott sei Dank, ein höheres Bedürfnis in uns zu befriedigen als das Denkvermögen. Nichts hat mich in Ihrer neuen Erzählung so entzückt, als das richtige Gefühl, mit dem Sie bei Ihren weiblichen Charakteren diesen Mangel an Logik der Liebenden zu schildern wissen. Fahren Sie nur fort, wie Sie begonnen haben, und zeigen Sie auf so mannigfache Weise als Ihnen beliebt, daß, welches auch das wahre Glaubensbekenntnis sein mag, *eines* sicherlich unwahr ist und bleiben wird — nämlich die Ansicht, daß der Mensch auf maschinenmäßigem Wege erlöst werden kann. Ich habe wohl das Recht, hierin mitzusprechen, denn ich bekenne mich zu einer starken Vorliebe für viele Lehren des Calvinismus. So glaube ich zum Beispiel mit aller

Macht an die Hölle, dabei aber immer auch an Gottes Güte, trotz alledem.

„Ich habe so viel wie nichts gesagt. Was ließe sich aber auch sagen? Man könnte ebenso gut einer Mutter raten, dem Kinde, das sie unter dem Herzen trägt, diese oder jene Eigenschaft zu verleihen, als einem Autor Ratschläge über ein Werk zu erteilen, das er noch in seinen Gedanken entwickelt.

„Versichern kann ich aber, daß mir ‚The Minister's Wooing' die herzlichste Freude bereitet und ein wahres Labsal bei meiner Redakteurarbeit. Niemand kann Ihr Genie mehr anerkennen als ich, oder inniger wünschen, Sie möchten sich ganz gehen lassen, ohne Rücksicht auf dieses oder jenes. Lesen Sie keine Kritiken über ihre Erzählung, seien Sie überzeugt, daß Sie weit besser wissen als wir alle, was dabei notthut, und daß sie jedermann gefällt. Ich weiß, es wird Ihnen gelingen, Neuengland in ein poetisches Gewand zu kleiden, denn ohne Zweifel war und ist niemand dazu so gut befähigt wie Sie. Im heimatlichen Boden fließt für Sie die beste Quelle der Begeisterung, und es ist ebenso gewiß, daß Sie unsterblich sein werden, als daß wir alle einmal sterben müssen. Nur fahren Sie fort im festen Vertrauen auf Ihre eigene Kraft.

In aufrichtiger Bewunderung

Ihr ergebener

J. R. Lowell."

Nachdem „The Minister's Wooing" in England erschienen war, schrieb Mr. Ruskin an Mrs. Stowe:

„Nun habe ich das Buch gelesen und muß gestehen, daß ich nichts Edleres kenne als seine edlen Stellen (Marys große Rede an Oberst Burr z. B.), nichts Weiseres als seine weisen Stellen (die beiläufigen und eingeschalteten Bemerkungen der Verfasserin), nichts Ergötzlicheres als seine ergötzlichen Stellen (alles, was Virginie sagt und thut), nichts Schärferes als seine beißenden Stellen (nämlich Candaces Worte und Thaten). Aber der Plan des Ganzen gefällt mir nicht, weil durch die Einfalt des Predigers Marys Ehrfurcht vor ihm unwahrscheinlich gemacht wird. Ich kann mir nicht vorstellen,

daß selbst ein so gutes Mädchen ihn nicht ausgelacht hätte. Noch weniger begreife ich, wie ein Mann, der wirklichen Verstand besitzt, in seinem Alter die eigenen Gefühle so wenig verstehen oder diejenigen eines andern nicht schneller durchschauen sollte.

„Auch bin ich verdrießlich, daß Mrs. Scudder nicht zu Schaden kommt; sie ist mir das unerträglichste Geschöpf, welches jemals bei der poetischen Gerechtigkeit am Ende eines Romans leer ausgegangen ist, um die Leser zu ärgern. Schließlich finde ich, daß Sie zu wenig Rücksicht auf das nehmen, was der gewöhnliche Leser in einem Roman sucht, auf die Spannung, d. h. die sich allmählich entwickelnde Verwunderung, Erwartung und Neugier, welche bewirkt, daß Menschen ohne Selbstbeherrschung bis drei Uhr morgens aufsitzen, um bis zur Krisis zu kommen, und Menschen mit Selbstbeherrschung das Buch mit einem entschlossenen Seufzer beiseite legen und den ganzen nächsten Tag an nichts anderes denken, bis die Zeit kommt, da sie weiter lesen können. Doch weiß ich wohl, daß es Ihnen in mancher Hinsicht unmöglich gewesen sein muß, diese Erzählung nur als litterarisches Kunstwerk zu behandeln. In viele Thatsachen haben Sie wahrscheinlich nicht näher eingehen können und man darf diese daher nicht nach dem gewöhnlichen Maßstabe beurteilen.

„Bei uns in England, wie Sie im Verlauf des Werkes mehrmals sehr richtig erwähnen, herrscht die eigentümliche, auch äußerlich strenge Frömmigkeit nicht vor, die Sie hauptsächlich zu schildern haben. Die Anhänger des äußern Formelwesens sind hier meist hohle, schwache, uninteressante Menschen und wahre Steine des Anstoßes. Leute wie Ihren Simeon Brown haben wir freilich, und unter dieser Sorte von Lesern kann das Buch Gutes stiften; mehr noch aber unter den aufrichtigen aber schwachen Leuten, welche es durch und durch schütteln wird wie Federbetten, daß der Staub umherfliegt und vielleicht obendrein manches harte Stück vom Federkiel, an dem man sich bei solchen Personen so oft kratzt und sticht. Ich spreche zu leichtfertig von dem Buch — viel zu leichtfertig — aber durch Ihren Brief wurde ich heiter gestimmt und der Frohsinn hat mich seitdem nicht wieder verlassen. . . . . Warum Sie befürchten (oder vielmehr erwarten — ohne Furcht), das Buch werde eine absprechende Kritik hervorrufen, verstehe

ich nicht. Es wird sich gewiß viel Gunst erwerben — nicht in dem Maße wie ‚Onkel Tom‘, bei dem der Erfolg zum Teil auf den dramatischen Scenen beruhte (z. B. der Flucht auf dem Eise ꝛc.), die mir nicht gefielen, sondern weil es ein treues Abbild des menschlichen Lebens ist, das jedermann anziehen muß. Auch glaube ich nicht, daß die Tadler wagen würden, es zu bekritteln.

„Soweit ich es bis jetzt beurteilen kann, gefallen mir die Stellen am besten, in denen Candace und Virginie vorkommen. Es freut mich, daß Sie die nette Französin eingeflochten haben; unter allen Nationen werden im allgemeinen die Franzosen von den andern Völkern am wenigsten richtig gewürdigt. . . . . Mein Vater sagt, das Buch sei Goldes wert, und er versteht sich auf dergleichen.“

Wenn wir nach solchen Urteilen und Besprechungen über das Buch auf die innere Geschichte jener Zeit näher eingehen, so sehen wir, daß das Werk aus einem tief traurigen Herzen kam. Ein schmerzlicher Zug macht sich als dunkler Hintergrund selbst bei den witzigsten und scherzhaftesten Stellen bemerkbar und verrät den kummervollen Geist einer lebensmüden Erdenpilgerin. Der folgende Brief an Lady Byron ist schon etwas früheren Datums:

„Andover, 30. Juni 1858.

„Liebe Freundin! — Zu einer Zeit, da wenige wußten, wie sie mich trösten sollten, habe ich mich nach einem Wort von Ihnen gesehnt. Ich weiß, Sie kennen den Schmerz in allen seinen Tiefen, Ihr ganzes Leben war ja ein langer Kreuzesgang, eine wahre Feuerprobe. Ich glaube, daß ‚das Lamm, das erwürget ist‘, überall seine Nachfolger hat, die gleich Ihm in die Welt gesandt waren, um für die Erlösung anderer zu leiden und zu dulden. Das Bewußtsein, andern Heil gebracht zu haben, wird auch einst die Freude sein, welche für sie bereitet ist. . . . .

„Wir haben einmal über einen Gegenstand gesprochen, der mich jetzt viel beschäftigt — die Wiedervergeltung in der Ewigkeit. Offenbar hat der Geist des Christentums die allgemeine Menschenliebe so sehr erweckt und gestärkt, daß uns die alte Verdammungslehre völlig unerträglich scheint. Je mehr sich ein Mensch in Christi Bild ver-

klärt, um so weniger ist er, wie ich beobachtet habe, imstande, sie anzunehmen. Und dennoch hat Christus selbst die Worte gesprochen: ‚Fürchtet euch vor dem, der Leib und Seele verderben mag in der Hölle!‘ und die schrecklichsten Warnungen vor dem ewigen Verderben stammen aus des Heilands eigenem Munde. Gewisse Vorstellungen, die früher weit verbreitet waren, werden jetzt mehr und mehr verworfen. Eine endlose Qual zur Strafe für vergangene Sünden ist eine Lehre, von der man sich allgemein abwendet; man lehrt statt dessen, daß ein ewiges Beharren im Bösen auch eine ewige Verdammnis bedinge, da das Böse naturgemäß nur Elend erzeugen könne. Hiermit stimmen auch alle Aussprüche der Bibel überein, und auch nach den Gesetzen der Natur wird es sich, fürchte ich, nicht bestreiten lassen.

„Wie soll man nun aber diese verschiedenen Auffassungen jener Lehre und jene schwerwiegenden Folgerungen miteinander vereinigen, ohne den Glauben an die Offenbarung zu erschüttern und in den reinsten Naturalismus zu geraten? — Eines steht mir jedoch unerschütterlich fest: die Prüfungszeit endigt nicht mit diesem Leben, und die Zahl der Erlösten dürfte daher unendlich viel größer sein, als wir nach dem, was in dieser Welt geschieht, glauben sollten.“

Der Inhalt dieses Briefes verbreitet über manche Stellen in „The Minister's Wooing“ eine ganz neue Klarheit. Auch die folgenden, an ihre Tochter Georgiana gerichteten Zeilen zeugen von Mrs. Stowes damaliger Seelenstimmung:

„12. Februar 1859.

„Liebe Georgie! — Warum ich Dir nicht geschrieben habe? Weil ich ein dürrer, toter, blätterloser Baum bin und nur kalte, harte, schlummernde Hoffnungsknospen an den Spitzen meiner starren, frostigen Gedankenzweige habe, aber keine Blätter, keine Blüten, nichts, was ich meinem Töchterchen schicken könnte, das noch so sorglos im Leben spielt wie ein Kätzchen. Ich bin kalt, müde, erstorben, mir scheint alles eine Last.

„Ich sehe meine Pflanzen vertrocknen und begieße sie nicht; ich fürchte mich vor jeder Arbeit und wünsche, ich brauchte sie nicht zu

thun. Kommt dann ein Brief von meinem kleinen Mädchen, so freut es mich, und ich denke: ‚das liebe Kind, ich will ihm antworten‘; und dann sitze ich stundenlang mit gefalteten Händen, sehe das Tintenfaß an und getraue mich nicht, den Brief zu beginnen. Das kommt daher, Schätzchen, daß Mama müde ist. Dir scheint das Leben bunt und fröhlich, aber für Mama ist es ein Kampf gewesen, in welchem der Geist willig war, aber das Fleisch schwach. Henrys schönes, liebes Gesicht blickt dann und wann wie aus einer Wolke auf mich hernieder und ich empfinde die ganze Bitterkeit des furchtbaren: ‚Nein‘, das mir ewig zugerufen wird. Niemals, niemals wieder in diesem Leben soll ich sein Antlitz erblicken, mich auf seinen Arm lehnen, seine Stimme hören! Zwar mein Vertrauen auf Gott wankt darum nicht im mindesten, ich glaube fest, daß alles zum Besten dienen soll; ich bin nicht glücklich, aber doch gesegnet. Obgleich schwach und müde, finde ich dennoch in der Tiefe meiner Seele Ruhe in Jesu, und hoffe auf jene Stunde voll unaussprechlicher Wonne und Herrlichkeit, da ich Ihn von Angesicht schaue und Er mir meinen Liebling wiedergeben wird, den Er jetzt in Regionen, die ich ihm nicht erschließen konnte, zu einer höheren Entwickelung führt. — Mißverstehe mich also nicht — ich will Dir nur sagen, daß Mama müde am Wege sitzt, sich schwach und elend fühlt, aber doch den Mut nicht verliert.

In Liebe

Deine treue Mutter

H. B. S.“

Im Sommer 1859 unternahm Mrs. Stowe ihre dritte und letzte Reise nach Europa, hauptsächlich um mit ihren englischen Verlegern, Sampson Low & Sohn, Verabredungen wegen der Herausgabe ihres neuen Buches zu treffen. . . . Mit Ausnahme des jüngsten Sohnes kam damals die ganze Familie zu längerem Aufenthalt nach der alten Welt. . . . Von London und Paris ging die Reise nach der Schweiz und im November nach Florenz, wo sich ein höchst angenehmer Kreis von Freunden und Bekannten zum Winteraufenthalt vereinigt fand. In den Briefen, welche Mrs. Stowe von dort aus an ihren früher heimgekehrten Gatten nach Andover schrieb, spricht sich zum erstenmal

ihr Hang zum Spiritismus aus, der zu jener Zeit besonders in Nordamerika viele Anhänger zählte. Ihre ganze damalige Gemütsverfassung hatte das Verlangen nach einem Verkehr mit der unsichtbaren Welt mächtig in ihr erweckt. Sie schreibt:

„. . . . . Seit ich hier in Florenz bin, hat mich eine unaussprechliche Sehnsucht nach meinem lieben Henry ergriffen — meine Seele ist voll Seufzen und Schmachten, und ein Gefühl tiefer Finsternis und Vereinsamung befällt mich oft, als wäre ich nicht nur von ihm weit getrennt, sondern auch von aller Gemeinschaft mit meinem Gott ausgeschlossen. . . . .

„Ich habe kürzlich ein merkwürdiges Buch von einem alten Deutschen in Paris gelesen, welches seine spiritistischen Versuche schildert. In mehreren Versammlungen hat er, vor etwa fünfzig glaubhaften Zeugen, Geisterschrift auf dem Papier erscheinen lassen, welche weder mit der Feder, noch dem Bleistift, noch überhaupt mit Händen geschrieben wurde und von historischen Persönlichkeiten herrührt. Er scheint fest an einen Geisterverkehr zu glauben und erwähnt in seinem Buch Beispiele und Belege dafür aus dem heidnischen Altertum . . . dem Mittelalter und aus der Bibel selbst.

„Ich sehe den Spiritismus im allgemeinen als eine Rückwirkung des übertriebenen Materialismus unserer Zeit an. Beschwörungen und Geisterspuk halte ich für lügnerische Zeichen und Wunder verwerflicher und betrügerischer Art; doch giebt es einen echten, biblischen Spiritualismus, der außer Gebrauch gekommen ist und neu erweckt werden sollte. Ohne Zweifel sind einige Menschen ihrer ganzen Natur nach besonders empfänglich für Kundgebungen aus der unsichtbaren Welt, die uns umgiebt. Solche Leute waren die Apostel, die Propheten und Wunderthäter . . . . .“

Von Florenz aus begab sich Mrs. Stowe mit der übrigen Gesellschaft Ende Februar nach Rom, wohin sie auch von einem Ausflug nach Süditalien wieder zurückkehrte. Ganz gemächlich ward dann die Reise nach Paris angetreten, von wo Mrs. Stowe am 28. Mai an ihren Mann schreibt:

„Wir haben Plätze für die Überfahrt auf der ‚Europa‘ genommen, die am 16. Juni absegelt. Ich sehne mich nachhause, nach Mann

und Kind, nach meinem Zimmer, Hof und Garten und den herrlichen Bäumen in Andover. Wir wollen uns zusammen sehr glücklich fühlen in der Heimat und im Kreise unserer Kinder.

In treuer Liebe

Deine Hatty."

Die Heimreise war sehr genußreich, zumal Nathaniel Hawthorne und James T. Fields, welche die Fahrt gleichfalls an Bord der „Europa" machten, sich als höchst angenehme Reisegefährten erwiesen. . . . In Rom hatte Mrs. Stowe einen warmen Freundschaftsbund mit Robert und Elisabeth Browning geschlossen und stand seit jener Zeit mit dem berühmten Dichterehepaar in schriftlichem Verkehr. Der folgende Brief von Mrs. Browning ist ein Jahr nach ihrer ersten Bekanntschaft geschrieben:

„Rom Via Felice 126.

14. März 1861.

„Liebe Mrs. Stowe! — Vor allem lassen Sie mich Ihnen sagen, daß Ihr Brief, der mich selbst mitten in Lust und Vergnügen erfreut hätte, zu einer Zeit ankam, da mir nichts anderes Freude machen konnte. Sie müssen nämlich wissen, liebe Freundin, daß mich in England ein schwerer Schicksalsschlag betroffen hat und daß Ihr Brief manches enthielt, was mir zum Trost gesagt schien. Es hat mir sehr wohl gethan, mehr als alle Worte oder Briefe anderer damals vermochten. Mir schien es ein höchst merkwürdiges Zusammentreffen, daß Ihre erste Zuschrift, seit wir uns in Rom trennten, so unmittelbaren Bezug auf ein Erlebnis hatte, von dem Sie doch nichts wissen konnten. Meinen besten Dank dafür. . . . .

„Wie die Menschen bei ihren Vorurteilen gegen den Spiritualismus verharren können, während ihre Augen noch in Thränen schwimmen, verstehe ich nicht. Wenn die Thür des Todes plötzlich zufällt und ihnen den Anblick ihrer Lieben entzieht, sollte der Wunsch nach einer möglichen Verbindung sie wenigstens dazu treiben, genaue Forschungen über diese wunderbaren Vorgänge anzustellen. Ich sträube mich gegen die Trennung wie ein weinendes Kind, aber freilich ist die Erregung des Gemüts nicht das richtige Mittel, um zu sichern

Folgerungen zu gelangen und die verschlossene Thür zu öffnen — das weiß ich wohl.

„Ich hätte früher geschrieben, doch scheue ich stets vor jeder Berührung meines eigenen Kummers zurück; man fühlt sich zuerst so herzenswund, daß nur völliges Verstummen erträglich scheint. Erst später, wenn schon die Heilung eintritt, kann man den Schmerz in Worte fassen. So ist es wenigstens bei mir, obgleich das eigentlich nicht Dichterart sein sollte.

„Mein ‚De Profundis' habe ich nach England geschickt für jemand, der es noch nötiger brauchte als ich. Wenn Ihnen die ernsten Stanzen zu Gesicht gekommen sind, werden Sie sehen, daß ich sie vor fast zwanzig Jahren geschrieben habe und sie sich auf ein damaliges Erlebnis beziehen. Es war der größte Schmerz meines Lebens, das einzige Mal, daß sich wirkliche Verzweiflung meiner bemächtigt hat. Ein Jahr darauf schrieb ich die Worte . . . . Verzeihen Sie, daß ich mich nicht offener ausspreche. Mein Mann sagt, ich sei in mancher Hinsicht eigentümlich — eigentümlich feige vielleicht. Manche Namen vermag ich nicht zu nennen, manchen Schmerz nicht zu erwähnen — selbst nicht ihm gegenüber und nach dieser langen Reihe von Jahren. Es ist eine Art Seelenstumpfheit. ‚Selig die, welche reden können', möchte ich sagen. Aus alledem ist wohl klar, daß ich den Spiritualismus nötiger brauche als andere Leute. . . . .

„Ich lese jetzt mit großem Interesse Ihren neuen Roman im ‚Independent', den mir Mr. Tilton schickt. Der Anfang ist wunderhübsch. . . .

„Mein Mann empfiehlt sich Ihnen bestens, grüßen Sie auch Ihre lieben Töchter vielmals von uns beiden. Unser Knabe reitet auf seinem Pony, nimmt Unterricht von dem Abbée und hat, Gott sei Dank, frische, rote Backen. Von der Geselligkeit in Rom kann ich Ihnen nicht viel erzählen, da ich diesen Winter sehr eingezogen lebe. . . . .

Immer

Ihre Sie liebende

Elizabeth B. Browning."

Auch mit Dr. Oliver Wendell Holmes, dem geiſtreichen Eſſayiſten und Humoriſten, trat Mrs. Stowe bald nach ihrer Rückkehr in die Heimat in Briefwechſel. Es entwickelte ſich zwiſchen ihnen eine aufrichtige Freundſchaft, die ſich im Lauf der Jahre dauernd befeſtigt und treu bewährt hat. . . . .

Fünfzehntes Kapitel.

Der Bürgerkrieg 1860—1865.

Unaufhaltsam eilte nun die Nation dem Bürgerkrieg mit allen seinen Schrecken entgegen.

„Nach Gottes Willen“, sagt Mrs. Stowe, „sollte das ganze Volk im Norden und Süden schwere Buße thun, weil es die harten Bedrückungen in den Südstaaten so lange geduldet und unterstützt hatte. Der unrechtmäßig erworbene Reichtum, mit grausamer Strenge und Ungerechtigkeit erpreßt, ward durch die Kriegssteuer zurückbezahlt. Zur Sühne für das Blut der armen Sklaven, das so viele Jahre vergebens um Vergeltung gen Himmel geschrieen hatte, floß nun das Blut der besten Söhne aus allen Freistaaten. Auf die Thränen der armen Sklavenmütter hatte niemand geachtet; jetzt aber sollten im Norden und Süden zahllose Mütter mit ihnen klagen, wie Rahel, die um ihre Kinder weint und sich nicht trösten lassen will. Den Berichten von Hungersnot, Kälte, Mangel und barbarischer Behandlung, welche die Sklaven erduldeten, hatte man in den Freistaaten sein Ohr verschlossen — jetzt sollten ihre eigenen Söhne dafür Hunger, Kälte, Mangel und Grausamkeiten aller Art vom Süden und seinen Sklavenhaltern zu leiden haben, um der Mitschuld willen, die unser ganzes Volk an den begangenen Sünden trug.“

Mrs. Stowe konnte aus persönlicher Erfahrung sprechen, denn ihr eigener Sohn befand sich unter der Schar derer, welche dem Aufruf des Präsidenten gefolgt waren. Als einer der ersten hatte er

seinen Namen in die Musterrolle der Compagnie A des ersten Freiwilligenregiments von Massachusetts eingetragen. Während er noch im Lager bei Cambridge war, mußte Mrs. Stowe in wichtigen Geschäften nach Brooklyn reisen. Von dort schreibt sie am 11. Juni 1861 an ihren Mann:

„Gestern Mittag brachte Henry (Ward Beecher) die Nachricht mit, das erste Freiwilligenregiment sei eben an Bord des ‚Commonwealth' vorbeigesegelt. Ich hatte natürlich das größte Verlangen, Fred wiederzusehen; Schwester Eunice wollte mich begleiten und wenige Minuten später saß ich mit ihr, Hatty und Sam Scoville im Wagen und wir fuhren nach der Fultonfähre. In Jersey City angekommen, hörten wir, daß das Regiment gerade im Bahnhof speiste. Die Gitterthüren des weitläufigen Gebäudes waren verschlossen und von einer ungeheuern Menschenmenge belagert. Wir konnten von außen die Soldaten sehen und erhielten endlich nach vieler Mühe Erlaubnis, den innern Raum zu betreten. Hier wimmelte alles von grauen Kappen und Blauröcken; die Leute aßen, tranken, rauchten, schwatzten, sangen und lachten. Als wir nach der Compagnie A fragten, schickte man uns bald hierhin, bald dorthin. Endlich erkannte S. Fred von ferne und lief ihm über das Bahngeleise entgegen. Gleich darauf kam ein Blaurock, der aussah wie ein wandelndes Paketbündel, mit Tornister und Schnappsack beladen auf uns zugestürzt.

„Fred war überglücklich, wie Du Dir denken kannst; unwillkürlich trocknete ich ihm zuerst das Gesicht mit meinem Taschentuch ab, ehe ich ihn küßte. Er war guten Mutes, trotz der Last seines blauen Mantels, des Tornisters u. s. w., die er früher sicherlich schon nach einer halben Stunde für unerträglich erklärt haben würde. Wir füllten seinen Schnappsack mit Orangen und blieben wohl zwei Stunden mit ihm zusammen. Unterdessen hatte sich die Galerie am Bahnhofsgebäude mit Zuschauern gefüllt, welche Hurra! riefen und Tücher schwenkten; von Zeit zu Zeit spielte das Musikchor allerlei kampfmutige Weisen und die Soldaten fielen kräftig ein. Während einige Compagnien sangen, exerzierten andere; alle schienen in sehr gehobener Stimmung. Ihre Mahlzeit war sehr reichlich, sie bestand aus Kaffee, Limonade, belegten Butterbroden u. dgl.

„Beim Fortgehen wurden wir noch dem Kaplan des Regiments Rev. Mr. Cudworth vorgestellt, einem stattlichen Mann in weißem Havelock, gegen den seine dunklen Augen und Haare grell abstachen. Er trug ein Schwert an der Seite; Fred berührte es und fragte: ‚Dient das zum Schmuck oder zum Gebrauch?‘ — ‚Geraten Sie nur einmal in Gefahr‘, erwiderte er, ‚dann sollen Sie's sehen.‘ Ich bat ihn um seine gütige Fürsorge, wie groß auch die Zahl seiner Schutzbefohlenen schon sein möge. ‚Was in meiner Macht steht, werde ich thun, Mrs. Stowe, verlassen Sie sich darauf‘, war seine Antwort.

„An der Thür trennten wir uns von Fred. Er meinte, als seine Kameraden am Sonnabend auf der Bostoner Wiese von Verwandten und Bekannten Abschied nahmen, hätte er sich recht verlassen gefühlt, als sei er der einzige, der keine Freunde besitze. Jetzt aber habe unser Besuch ihn reichlich entschädigt.

„Auch den jungen Henry habe ich gesehen. Gleich Fred hat er sich wunderbar verändert, sein Gesichtsausdruck ist ernst und sorgenvoll. Unsere Knaben sind in wenigen Tagen Männer geworden. Jetzt warte ich voll Spannung auf die Abendzeitung, um zu erfahren, ob das Regiment glücklich in Washington angelangt ist.“

Im November 1862 erhielt Mrs. Stowe eine Einladung nach Washington zu dem großen Festessen am Danksagungstag, das für die tausende von flüchtigen Sklaven veranstaltet wurde, welche in der Bundeshauptstadt zusammengeströmt waren. Sie nahm die Aufforderung um so freudiger an, weil sie ihr zugleich Gelegenheit gab, ihren Sohn wiederzusehen, dessen Regiment damals in der Nähe der Stadt ein Lager bezogen hatte. Fred Stowe war inzwischen zum Lieutenant befördert worden, in Anerkennung seiner auf manchem blutigen Schlachtfeld bewiesenen Tapferkeit. Über diesen Besuch schreibt sie:

„Stelle Dir ein stilles, kleines Zimmer vor, in dem ein helles Kohlenfeuer brennt, und die Gaslampe über dem Mitteltisch, um welchen Fred, Hatty und ich sitzen. Fred ist über alle Maßen froh, Mutter und Schwester wiederzusehen. Wir haben gestern den ganzen Tag gebraucht, um zu ihm zu gelangen. Zuerst mußten wir uns einen Erlaubnisschein zum Besuch des Lagers verschaffen, dann nach einem

Fort gehen, um den Oberst aufzusuchen, und darauf nach einem andern, wo wir den Brigadegeneral fanden. Ich hatte große Angst, man werde Fred nicht gestatten, uns zu begleiten, und war ganz außer mir vor Freude, als er endlich zu uns in den Wagen sprang, einen achtundvierzigstündigen Urlaub in der Tasche. ‚Oh', rief er begeistert, ‚das entschädigt für ein ganzes Jahr voll Kampf und harter Arbeit!'

„Ich konnte für Fred ein Zimmer neben dem unsrigen bekommen, und jetzt ist mir zumute, als hätte ich meinen Knaben wieder daheim. Er sieht sehr gut aus, ist stärker geworden und so liebevoll und zärtlich, wie es sich ein Mutterherz nur wünschen kann.

„Soeben habe ich ein rührendes Bittgesuch an den Brigadegeneral abgeschickt, er möchte seinen Urlaub auf eine Woche verlängern. Auch an General Buckingham habe ich geschrieben, wegen seiner Versetzung von der Infanterie, die jetzt meist als Besatzung verwendet werden soll, zur Kavallerie, welche fortwährend zu aktivem Dienst herangezogen wird.

„General B. besuchte uns gestern Abend. Er schien zu meinen, daß wir im besten Falle einen langwierigen Krieg vor uns hätten. Er war es, der auf Befehl dem General Mc Clellan seine Abberufung vom Oberkommando mitteilen mußte. Um Mitternacht brachte er ihm das Dekret in sein Zelt; Burnside war zugegen. Mc Clellan zeigte sich höchlich überrascht, legte aber sofort das Kommando nieder. Als ich meinte, er habe die Maßregel doch vorhersehen können, nachdem er dem Befehl des Präsidenten geradeswegs zuwidergehandelt, versetzte General B. lächelnd, Mc Clellan habe das vermutlich sehr oft gethan und nicht geglaubt, daß man diesmal besonders darauf achten werde.

„Ich muß jetzt schließen, denn ich bin sehr müde.

In treuer Liebe

Deine

Hatty."

In der trübsten und schmerzlichsten Zeit des Bürgerkrieges schrieb Mrs. Stowe den folgenden Brief an die Herzogin von Argyll:

„Andover, 31. Juli 1863.

„Liebe Freundin! — Ihr schöner, hochherziger Brief war mir ein rechter Trost. Seit ich Ihrer lieben Mutter schrieb, ist ein Jahr vergangen — ach, leider ein ganzes Jahr — ich denke oft an die edle, herrliche Frau, und freue mich, daß sie noch bei uns auf Erden weilt.

„So viele gute und große Seelen, deren Freundschaft mein Stolz und mein Trost war, sind schon hinübergegangen: Ihr edler Vater, Lady Byron, Mrs. Browning — ihre verklärten Geister schweben jetzt droben in der Welt des Lichts. Ich denke viel an die Toten und Lebenden, wenn ich manche lange, trübe Stunde schlummerlos im Bette liege und die Bilder an meiner Wand betrachte. Auf *eines* besonders, welches den Augenblick vor der Kreuzigung darstellt, sehe ich jeden Morgen zuerst, sobald ich erwache. Dann denke ich, daß Leid und Schmerz das Los aller edlen Geister ist und sein muß. Selbst das glänzendste Menschendasein muß früher oder später in dunkle Trübsalsschatten hinabtauchen. Auch Prinz Albert ist dahin, der herrliche Ritter, der König Artus unserer Zeit, dessen gutes Herz und klugen, sichern Verstand wir alle — ich meine die ganze angelsächsische Welt — so nötig brauchten. Die arme Königin! — auch an sie habe ich gedacht und für sie gebetet. Doch welche Frau hätte hoffen dürfen, dies Herz stets zu eigen zu haben und dennoch nicht zu fest an der Erde zu hängen — alles irdische Glück zu besitzen und den Himmel obendrein?

„Unter mein Bild habe ich die Worte geschrieben: ‚Weil nun Christus im Fleisch für uns gelitten hat, so wappnet euch auch mit demselbigen Sinn.‘

„Dieses Jahr ist für mich ein einziger langer Seufzer gewesen, ein unterdrücktes Klagegestöhn. Ich danke Gott, daß ich in England noch zwei edle Freundinnen besitze, die für unsere Sache fühlen und sie verstehen.

„Daß das christliche, der Sklaverei feindliche England sich völlig der Erkenntnis verschlossen hat, daß wir für Recht und Freiheit streiten, war mir ein bitterer Schmerz. Aber ich habe des Herzogs Rede an seine Leute gelesen — das sind große Worte! Warum

haben nur die andern kein solches Verständnis für unsere Lage wie er? Warum sagt niemand etwas gegen die barbarischen Greuelthaten der Soldaten des Südens? Warum hat das britische Parlament nur Mitgefühl für die Frauen in New Orleans, denen man die Kurzweil verwehrt, den Soldaten Vitriol ins Gesicht zu spritzen und Dinge zu thun, die an Schamlosigkeit alles bisher Dagewesene übertreffen? Warum spricht sich alle Teilnahme nur für die Sache des Südens aus? —

„Wundern Sie sich nicht über meinen Bruder! Er ist ein Mann und empfindet den ganzen unseligen Zustand noch tausendmal mehr als ich und viel tiefer, als er es je ausgesprochen hat. Bedenken Sie, daß wir jetzt unserer ganzen Kraft bedürfen, um in dem furchtbaren Kampf nicht zu erliegen, den wir allein ausfechten müssen. Diejenigen, welche uns seit Jahren mit gleißenden Worten hineingetrieben haben, verlassen jetzt scharenweise unsere Fahne. Ich danke Gott, daß ich allezeit die Menschen am meisten geliebt und geschätzt habe, welche sich jetzt treu erweisen — Ihre Familie, Sie selbst, den Herzog, Ihre edle Mutter. Lady Byron habe ich verloren — ihr großes Herz, ihre herrlichen Briefe wären meine Freude und Wonne gewesen! — Und Mrs. Browning — solch eine Heldenseele, so stark, mit so weitem, begeisterungsvollen Blick! Keines ihrer Gedichte ist so groß wie sie selber war. Sie hat zu Italien gestanden während seines Freiheitskampfes; alles Gute auf der Welt fand ein Echo in ihrem Herzen!

„Möchte sich Ihre Prophezeiung erfüllen, daß wir besser, wahrer und kräftiger aus diesen Wirren hervorgehen werden; sie ist Ihrer und Ihres edlen Geschlechtes würdig und ich traue darauf. Unsere jetzigen Qualen sind nichts anderes, als das Rasen und Toben des Dämons der Sklaverei, der sich nicht austreiben lassen will. Nach allen Seiten hin hat zwar das Übel seine Wurzeln verbreitet, aber sie müssen und werden doch absterben. Schon bringt ihm das Konfiskationsgesetz auf ganz natürliche Weise den Untergang. Lincoln ist viel zu langsam vorgegangen, er hätte früher und schneller einschreiten sollen, der Zusammenstoß war ja doch nicht zu vermeiden.

„Ihre Mutter wird die Abschaffung der Sklaverei noch erleben, wenn nicht England mit dem Süden ein Bündnis zu deren Erhaltung schließt. Auf England setzt die Sklavenpartei jetzt ihre größte Hoffnung, doch verläßt sie sich auch auf die Schwäche des Nordens, der keinen entschlossenen Angriff wagt, aus Furcht, einen Freund zu treffen und zu verletzen. Wenn es doch geschehen muß, so wäre ein schnelles, kräftiges Eingreifen in diesem Falle der größte Segen. Ob Gott uns aus dieser dunklen Stunde helfen wird, weiß ich nicht; aber die Sache der Sklaven ist die Sache Gottes, und mit ihrer Befreiung wird die Lösung unserer Frage Hand in Hand gehen. Mit welchem Feinde wir es zu thun haben, war mir schon längst nicht verborgen.

„Während ich ‚Onkel Tom' schrieb, erhielt ich Zuschriften, aus denen man auf einen ganz barbarischen Gesellschaftszustand schließen durfte. Daß man Gräber schändet, Trinkgefäße aus Menschenschädeln macht, daß Damen Broschen aus den Knochen der Gefallenen tragen, daß man sich Sammlungen von Skalpen anlegt — überrascht mich nicht. Wenn ich alles niedergeschrieben hätte, was ich Ehrloses, Brutales und Grausames über jene Sippschaft dort im Süden erfahren habe, würde man meine Bücher mit Ekel von sich weisen. Daß wir den Sieg davontragen, ist auch für die Bewohner des Südens von höchster Wichtigkeit. Ich wünsche ihnen nichts Böses und hege keinen Groll gegen sie. Sie haben eine barbarische Erziehung genossen, die sie zu Wilden macht; von dem jetzigen Geschlecht läßt sich nichts mehr erwarten, aber wenn die Sklaverei aufhört, wird ein Menschenalter der Freiheit und Bildung genügen, um alle diese Schandflecken zu tilgen. Die Südstaaten werden zur Selbsterkenntnis gelangen und froh sein, daß alles so gekommen ist.

„Aber das liegt in der Zukunft; jetzt verschwende ich nur mein Papier.

„Grüßen Sie, bitte, Ihre liebe Mutter, der ich bald schreiben werde. Hätte ich ihr nur immer sagen können, was ich gedacht habe. Auf ihr Armband will ich neben die andern Daten auch den Tag der Aufhebung der Sklaverei im Distrikt Columbia gravieren lassen. Grüßen Sie den Herzog von mir und Ihre lieben Kinder.

Mein Mann sendet die besten Empfehlungen und meine Töchter ebenfalls.

In alter Liebe

Ihre

H. B. Stowe."

Nach der schrecklichen Schlacht bei Gettysburg kamen Nachrichten über den Sohn im Felde, aber diesmal aus der Feder eines Regimentskaplans, welcher schrieb:

„Gettysburg Pa. Sonnabend 11. Juli,
9 Uhr 30 Minuten abends.

„An H. B. Stowe.

„Verehrte Frau! — Unter den tausenden von Verwundeten und Sterbenden auf dem blutigen Schlachtfeld, bin ich soeben ihrem Sohn, dem Hauptmann Stowe begegnet. Wenn Sie noch keine Nachricht von ihm haben, wird es Sie beruhigen, zu erfahren, daß er in der Pflege guter, befreundeter Menschen ist. Ein Granatsplitter, welcher ihn traf, ist ihm ins rechte Ohr gedrungen. Er ist ruhig und heiter, sehnt sich danach, ein Mitglied seiner Familie zu sehen und wünscht vor allem, daß Sie so schnell wie möglich von seinem Ergehen in Kenntnis gesetzt werden. Ich versprach ihm, sogleich zu schreiben; seit einer Woche arbeite ich hier unter den schrecklichsten Leidensscenen und bin völlig erschöpft, doch weiß ich, daß dem Herzen einer Mutter selbst die flüchtigsten Zeilen willkommen sind, die ihr Kunde von ihrem Sohne bringen.

„Gott behüte und stärke Sie in dieser schweren Zeit!

In aufrichtiger Teilnahme

Ihr ergebener

J. M. Crowell."

Die Kopfwunde war nicht tödlich und wurde nach monatelangen, furchtbaren Leiden einigermaßen geheilt. Doch erholte sich der junge Offizier nie wieder ganz von der Gehirnerschütterung, die er erlitten hatte. Bald nach dem Kriege kaufte seine Mutter eine Pflanzung in Florida, hauptsächlich in der Hoffnung, daß die Bewirtschaftung derselben und der fortwährende Aufenthalt im Freien ihrem kranken

Sohne heilsam sein könne. Er blieb dort mehrere Jahre, verfiel dann aber auf den Gedanken, daß eine lange Seereise ihm wohlthun würde. Von New York segelte er um das Kap Horn nach San Francisko. Daß er in dieser Stadt sicher angekommen ist, weiß man, aber weiter nichts. Kein Wort von ihm oder über ihn erreichte jemals die Seinigen, die so sehnsüchtig auf Nachricht harrten. Niemand hat erfahren, was aus ihm geworden ist, über sein Schicksal herrscht völliges Dunkel.

Das Jahr 1863 war für Mrs. Stowe in mancher Hinsicht ein ereignisreiches. Professor Stowe gab seine langjährige, angenehme Stellung in Andover auf und zog mit seiner Familie nach Hartfort Conn. Hier baute sich Mrs. Stowe in einem Eichenhain am Ufer des Parkflusses ein eigenes Haus. Es war eins ihrer Lieblingsplätzchen aus der Mädchenzeit; oft hatte sie dort mit ihrer Freundin Georgiana May glückliche Stunden verlebt und schon damals geäußert, wenn sie je imstande sei, sich ein Haus zu bauen, so solle es an dieser Stelle stehen. Das schöne Anwesen lag damals ganz außerhalb der Stadt, inmitten prächtiger Baumgruppen und ausgedehnter Anlagen; doch durfte sich die Familie nur wenige Jahre dieses Besitzes erfreuen. Die Stadt wuchs und es entstanden Fabriken, die dem Hause immer näher kamen. Um der lästigen Nachbarschaft zu entgehen, sah sich Mrs. Stowe genötigt, im Jahr 1873 das Haus in der Foreststraße zu kaufen, welches die Familie seitdem bei ihrem Aufenthalt im Norden stets bewohnt hat.

1863 veröffentlichte Mrs. Stowe auch eine neue Erzählung, ‚Agnes von Sorrent', welche in Italien spielt. Den ersten Entwurf hatte sie schon vier Jahre früher in Florenz geschrieben, wo eines Abends unter den dort versammelten Freunden der Vorschlag gemacht wurde, jeder solle eine kurze Geschichte verfassen und sie zur Unterhaltung der Gesellschaft vorlesen. An diesem litterarischen Wettbewerb beteiligte sich Mrs. Stowe mit ihrer ‚Agnes von Sorrent' und aus der kleinen Skizze entstand der spätere Roman.

Das Wichtigste aber, was Mrs. Stowe um die Zeit schrieb, war ihre Antwort auf die Adresse der Frauen Englands, welche im ‚Atlantic Monthly' abgedruckt wurde. Sie lautete wie folgt:

„Antwort
auf die in christlicher Liebe von vielen tausend Frauen Großbritanniens und Irlands an ihre Schwestern, die Frauen der Vereinigten Staaten, abgefaßte Adresse.

„Liebe Schwestern!

„Unter obiger Überschrift schicktet Ihr uns vor mehr als acht Jahren eine Urkunde folgenden Inhalts nach Amerika:

„Wir sind von gleicher Abstammung, haben denselben Glauben und auch eine gemeinsame Sache, wie wir von Herzen hoffen. Daher drängt es uns im gegenwärtigen Augenblick, zu Euch über das System der Negersklaverei zu reden, welches in Euerm Erdteil noch so weit verbreitet ist und selbst unter gütig gesinnten Herren die schrecklichsten Folgen hat.

„Wir wollen nicht die gewöhnlichen Gründe dagegen vorbringen — den Fortschritt der Zivilisation und Freiheit allerwärts, die Rechte und Bedürfnisse des neunzehnten Jahrhunderts. Wir fordern Euch aber auf, unter Gottes Beistand ernstlich zu erwägen, inwieweit ein solcher Zustand sich mit seinem heiligen Willen vereinigen läßt, mit den unveräußerlichen Rechten unsterblicher Seelen und dem frommen und liebreichen Geist der christlichen Religion.

„Wir sind uns wohl bewußt, daß die plötzliche Abschaffung dieses so fest eingewurzelten Systems Schwierigkeiten und Gefahren mit sich bringen würde, und geben zu, daß es notwendig ist, das große Ereignis allmählich vorzubereiten. Doch können wir diejenigen Gesetze Eures Landes nicht mit Stillschweigen übergehen, nach welchen — in offenem Widerspruch gegen Gottes Sittengesetz — für den Sklaven die Unverletzlichkeit der Ehe, mit allen ihren Freuden, Rechten und Pflichten, nicht gilt, so daß sein Herr nach Willkür Mann und Frau, Kinder und Eltern von einander zu trennen vermag.

„Noch weniger können wir über ein System schweigen, welches — mag es nun auf gesetzlicher Verordnung oder bloßem Herkommen beruhen — irgendeiner Rasse oder einem Teil der Menschheits-

familie den Unterricht in den Wahrheiten des Evangeliums und den Vorschriften des Christentums verweigert. Erst wenn diese beiden Übel beseitigt werden, kann von einer Verbesserung der traurigen Lage der Neger überhaupt die Rede sein. So wenden wir uns denn an Euch, Ihr Schwestern, Frauen und Mütter: erhebt die Stimme laut vor Euern Mitbürgern und sendet Eure Gebete zu Gott, damit die Christenheit von dieser Schmach und Schande befreit werden möge.

„Wir sagen dies nicht in eitler Selbstgefälligkeit, als wäre unser Volk rein von der Schuld, die es bei andern wahrnimmt. Wir erkennen mit Scham und Reue, daß auch wir uns der großen Sünde teilhaftig gemacht haben. Unsere Väter waren es, welche die Sklaverei, sogar mit Gewalt, in jene mächtigen Kolonien einführten. Das bekennen wir demütig vor dem allmächtigen Gott. Weil wir aber unsere eigene Mitschuld so tief empfinden und offen eingestehen, kommen wir zu Euch mit der Bitte um Eure Hilfe zur Tilgung unseres gemeinsamen Unrechts und unserer gemeinsamen Schmach." —

„Auf feinstem Pergament geschrieben und prachtvoll illuminiert kam diese Adresse in Amerika an, zusammen mit sechsundzwanzig Foliobänden, welche über eine halbe Million Unterschriften von britischen Frauen enthielten. Sie ward mir mit dem Begleitschreiben eines hochgestellten englischen Edelmanns zugeschickt, welcher mich im Namen der Absenderinnen aufforderte, die Urkunde auf jede mögliche Art zur Kenntnis meiner Landsmänninnen bringen zu wollen.

„Diese Denkschrift inmitten der mächtigen Foliobände, von denen jeder auf dem Rücken das Zeichen des amerikanischen Adlers trägt, bildet jetzt eine Bibliothek einziger Art. In ihrem schweren Eichenschrank steht sie da zur dauernden Erinnerung an den Austausch eines sittlichen Gedankens zwischen zwei Nationen. Jeder Redlichdenkende wird sich mit Form und Inhalt der Schrift einverstanden erklären müssen. Sie ist mäßig, gerecht und menschenfreundlich, stellt sich auf den hohen Standpunkt christlicher Gleichheit und kann als vollkommen würdiger Ausdruck des Gefühls zwischen zwei blutsverwandten und gleichgesinnten Völkern betrachtet werden.

„Die Unterschriften sind eine sehr bemerkenswerte Ergänzung der Urkunde. An den Stufen des Thrones beginnend, steigen sie hinab bis zu den Namen von Frauen aus den beschränktesten Verhältnissen. Sie vertreten alles, was Großbritannien Hohes und Weises besitzt, aber auch den guten, gesunden Menschenverstand und das einfache, richtige Gefühl. Die Namen der Frauen von Staatsministern stehen auf derselben Seite mit armen Arbeiterinnen; Herzoginnen und Grä=finnen, Frauen von Generälen, Gesandten, Gelehrten, Schriftstellern, neben Namen, die, mit unsicherer Hand geschrieben, von Frauen her=rühren, welche nicht gewöhnt sind, die Feder zu halten und deren Finger die harte Arbeit steif gemacht hat. Ja, das Gefühl war ein so tiefes und allgemeines, daß sogar die auswärtigen britischen Unter=thanen ihre Vertreterinnen hatten. Es sind Unterschriften aus allen fremden Ländern darunter, von Paris bis Jerusalem. So verschiedene Handschriften aus so mannigfaltigen Quellen sind wohl selten neben=einander gestellt worden. Das eine Gefühl, welches das ganze bri=tische Volk bewegte, hat hier seinen Ausdruck gefunden, selbst auf die Gefahr hin, ein mächtiges und gleichberechtigtes Volk empfindlich zu verletzen.

„Bisher ist von unserer Seite eine Antwort in ebenso denkwürdiger Form unmöglich gewesen. In unsern ungeheuern Territorien konnte man nicht mit solcher Ausdauer, mit so unermüdlichem Eifer Unter=schriften sammeln, wie dies in England geschehen war. Diejenigen, welche in Amerika dazu bereit gewesen wären, besaßen nicht die er=forderliche Muße. Sie bedurften aller ihrer Zeit und Thatkraft zum Kampf mit dem Übel selbst, gegen das ihre britischen Schwestern im Geist zu Felde zogen. So war denn ihre einzige Antwort die still=schweigende Fortsetzung ihrer Bemühungen.

„Aus der Mitte der Sklavenstaaten aber kam, wie sich voraus=sehen ließ, eine Flut des heftigsten Tadels und Widerspruchs. Keine That hat vielleicht je eine wahnsinnigere Erbitterung und schonungs=losere Schmähungen hervorgerufen. Der ganze Einfluß des englischen Adels und Bürgertums hatte sich hier vereinigt, um unser nationales Leben bei seiner schwächsten und ungesundesten Stelle anzugreifen. So wurde denn jene wütende Erregung, welche schon vorher die Ge=

müter erhitzt hatte, zu immer stärkerer Leidenschaft angefacht, bis zuletzt die Flammen des Krieges emporloderten.

„Jetzt aber hat die Geschichte der Antisklaverei in Amerika eine so überraschende Wendung genommen, daß die Frauen unseres Landes das große Werk, zu dem ihre britischen Schwestern sie aufgerufen haben, der Vollendung nahen sehen. Sie fühlen, es ist an der Zeit, den damaligen Aufruf zu beantworten und einen Bericht darüber abzustatten, was seit dem Eintreffen der ‚in christlicher Liebe abgefaßten Adresse' in Sachen der Sklavenfrage geschehen ist.

„Als wir Eure Zuschrift erhielten, hatte bei uns der sittliche Konflikt gerade seinen Höhepunkt erreicht. Die Gegner der Sklaverei in Amerika und England und die Stimme der Menschlichkeit in ganz Europa standen im Bunde gegen die Partei der Sklavenhalter, deren Lage dadurch völlig unerträglich wurde. Es war, als habe die ganze zivilisierte Welt sie in den Bann gethan. Nur zwei Wege standen ihnen offen: Sie mußten entweder die Sklaverei, die Quelle ihres Reichtums und ihrer politischen Macht, aufgeben, oder dieselbe mit so überwältigender Kraft zu behaupten wissen, daß sie sich die Achtung und Zustimmung ihrer Mitmenschen erzwangen.

„Sie erwählten das letztere und beschlossen, zu diesem Zwecke sich aller Machtmittel der Bundesregierung zu versichern und, sobald sie die Gewalt in Handen hielten, die Sklaverei in den neuen Staaten und Territorien auszubreiten, bis sie das Übergewicht auf ihrer Seite hätten und imstande wären, auch die Freistaaten zur Annahme der Sklaverei zu nötigen.

„Damals prahlte einer der ersten Senatoren des Südens, er sähe den Tag kommen, da er auf Bunker Hill Musterung über seine Sklaven halten werde. Ja, eine Zeit lang war der politische Einfluß der Sklavenpartei thatsächlich so groß, daß man dies in Neuengland durchaus für kein Ding der Unmöglichkeit hielt.

„Man hob den Missourikompromiß auf, der bisher ‚wie eine unübersteigliche Mauer' die nordwestlichen Territorien vor den Einfällen der barbarischen Sklavenhalter geschützt hatte. Dann folgte der Kampf zwischen Freiheit und Sklaverei in dem neuen Territorium. Mit Feuer und Schwert ward in Kansas und Nebraska gestritten, wo ein

Männergeschlecht, dessen unsterbliches Vorbild John Brown war, mit derselben Ausdauer, demselben Heldenmut und frommem, kriegerischem Eifer kämpfte, wie einst die alten schottischen Covenanters. Gleich diesen retteten sie das Heiligtum der Freiheit dnrch das teuere Blut der Ihrigen und auf Kosten ihres eigenen Lebens.

„Die Zeit der Präsidentenwahl brachte die Krisis des großen Kampfes. Es drehte sich alles um die eine Frage der Ausdehnung des Sklaventerritoriums. Wenn die Sklavenhalter mehr Staaten erwarben, konnten sie siegen und herrschen, wenn die Freistaaten sie an Zahl übertrafen, war es ein= für allemal um sie geschehen. Alle anderen Fragen beiseite lassend, scharte man sich nun ausschließlich um diesen einen, wesentlichen Punkt. Es wurde ein Präsident erwählt, der sich verpflichtete, hierin entschlossenen Widerstand zu leisten und fest auf diesem Punkte zu beharren. Daß es sich um eine Lebensfrage handle, war bald ersichtlich. Kaum war Lincolns Wahl gesichert, als die Sklavenhalter beschlossen, die Union, welche sie nicht länger beherrschen konnten, zu zerstören.

„Sie bildeten einen Sonderbund und erklärten offen, ihre Republik gründe sich auf das Recht des weißen Mannes, den Schwarzen zu unterjochen. Sie breiteten ihre Banner aus und verkündeten der Christenheit des neunzehnten Jahrhunderts, daß es ihr Zweck und ihre Absicht sei, das Fortbestehen der Sklaverei durchzusetzen.

„Bald ward es jedoch für den neuen Südbund von höchster Wichtigkeit, sich die Hilfe der auswärtigen Mächte zur Fortsetzung des Kampfes zu sichern, und man ließ kein Mittel unversucht, um England über den wahren Ausgangspunkt des Streites zu täuschen und die Gemüter zu verwirren.

„Man hat wiederholt und alles Ernstes versichert, die Sklaverei habe mit diesem Kriege überhaupt nichts zu thun. Der Norden wolle nur die Oberhand gewinnen, um die Union mit allen ihren Mißbräuchen wieder herzustellen. Um einer falschen Auffassung des Thatbestandes vorzubeugen, muß diese Behauptung noch des näheren erörtert werden:

„Die oben erwähnte Erklärung der Konföderation ist allein schon

Beweis genug, daß sie die Aufrechterhaltung der Sklaverei für ihre erste Lebensbedingung ansieht. Die neue Verfassung hatte aber die Sklavenfrage für immer zur Entscheidung gebracht und dem Neger die für unsere Zivilisation allein würdige Stelle angewiesen. Dies war die unmittelbare Veranlassung des erfolgten Bruches und der gegenwärtigen Revolution.

„Inzwischen ist bei uns die Möglichkeit festgestellt worden, die Sklaverei auf rein konstitutionellem Wege abzuschaffen. Im Distrikt Columbia, der keinem einzelnen Staate angehört, sondern der Nationalregierung selbst, ist dies bereits geschehen. Ein nicht minder wichtiges Gesetz hat die Sklaverei von allen Territorien der Vereinigten Staaten ausgeschlossen. Auch ist endlich zwischen England und Amerika der längst geplante Vertrag zur Unterdrückung des Sklavenhandels zustande gekommen. Man stellt in den Häfen pflichttreue Beamte an, welche nicht mit den Sklavenhändlern unter einer Decke stecken. Letztere werden jetzt zum erstenmal seit dem Bestehen unserer Republik als Piraten behandelt, überführt und gehangen. Der abscheuliche Geheimhandel ist durch die Thatkraft der Bundesregierung vollständig vernichtet worden.

„Schließlich hat die Regierung dem Lande einen Plan vorgelegt, nach welchem die Emanzipation auf friedlichem Wege gegen Entschädigung erfolgen kann, und der Präsident hat alle Sklavenstaaten dringend aufgefordert, auf dies großmütige Anerbieten einzugehen.

„Auch durch die Kriegsgesetze ist die Sklavenbefreiung gefördert worden. Jeder einem Rebellen gehörende Sklave, welcher unsere Heereslinien erreicht, wird frei; desgleichen alle herrenlos aufgefundenen Sklaven. Tritt ein Neger in den Dienst der Vereinigten Staaten, oder soll er gezwungen werden gegen dieselben zu dienen, so erlangt er seine Freiheit. Auch ist es jeder Militärperson bei Strafe verboten, einen Sklaven seinem früheren Herrn zu überantworten. Hierdurch ist das Auslieferungsgesetz für immer abgeschafft. Wohin unsere Heere kommen, bringen sie die Freiheit mit. Ein einziges Regiment hat, wie ich bestimmt weiß, im letzten Jahr zweitausend Sklaven befreit, und das ist nur ein Beispiel unter hunderten.

„Die allerentscheidendste Maßregel war jedoch die Verkündigung der Emanzipation durch den Präsidenten für alle Staaten, welche beim Beginn des Jahres 1863 noch in der Rebellion beharren würden. Auch dieser Vorgang ist in England mißverstanden worden, als wolle man den zur Union zurückkehrenden Staaten gestatten, die Sklaverei beizubehalten. Die Proklamation des Präsidenten hat eine ganz andere Bedeutung: ‚Kehrt zurück', sagt er zu den Rebellenstaaten, ‚bereitet die Emanzipation auf friedlichem Wege und empfangt eine angemessene Entschädigung — oder bleibt draußen, dann übernehme ich die Befreiung und die Folgen mögen auf euer Haupt fallen. . . .

„Und nun, Ihr Schwestern in England, laßt uns in dieser feierlichen Entscheidungsstunde von dem reden, was unsere Herzen mit Kummer und Schmerz erfüllt: Es ist eine unerklärliche Thatsache, die ich Euch bitte ernstlich zu erwägen, daß die Partei, welche im Laufe dieses Jahres die Sache der Freiheit so wesentlich gefördert hat, in England so gut wie keine Unterstützung findet. Ja, was noch trauriger ist — die Partei, welche die Sklaverei zum Eckstein ihres ganzen Gebäudes macht, findet in England ihre kräftigsten Verteidiger.

„Nur wenige und vereinzelte Stimmen haben für uns, die Freiheitsstreiter, gesprochen. Gott verhüte, daß wir diese edlen Stimmen vergessen, aber sie bilden eine Ausnahme in dem allgemeinen Sturm, der sich gegen uns erhoben hat. Falsche Angaben verdunkeln die Thatsachen und wenden die großmütigen Herzen Englands von uns ab. Man sagt, der Norden kämpft für die Oberherrschaft und der Süden für seine Unabhängigkeit. Wovon? Wozu? — Um zu beweisen, daß alle Menschen *nicht* gleiche Rechte haben und die Lehre zur Geltung zu bringen, daß der Weiße den Neger zum Sklaven machen darf? — Im Anfang unseres Krieges hörten wir Stimmen von jenseits des Ozeans, welche sagten: ‚Wären wir nur sicher, daß ihr für die Abschaffung der Sklaverei streitet, so würde euere Sache sicherlich die unsere sein'.

„Seitdem sind anderthalb Jahre vergangen, die Freiheit ist Schritt für Schritt vorwärts gedrungen, eine Kette nach der anderen ist gefallen und von allen Seiten strömen die befreiten Sklaven unseren Heeren zu. Der Tag der allgemeinen Emanzipation ist festge-

setzt, die Grenzstaaten beginnen aus eigenem Antrieb einzutreten, die Freiheit für alle steigt wie eine Sonne am fernen Horizonte herauf, und noch immer hat England kein Wort für uns. Kein Wort? — Haben wir nicht von einem Kriegsschiff auf dem Ozean gehört, das für die menschenraubenden Konföderierten mit englischem Gold in einem englischen Hafen gebaut und mit englischen Matrosen bemannt, unter voller Kenntnis der englischen Regierungsbeamten und trotz der Neutralitätserklärung der Königin in See gegangen ist? — Das ist der Beweis von Teilnahme, den uns England giebt!

„Wir haben von Panzerschiffen gehört, die den Konföderierten, den Verteidigern der Sklaverei, als Flotte auf hohem Meere dienen sollen, an der es ihnen bisher mangelte. Wir haben gehört, daß der britische evangelische Bund sich geweigert hat, der Aufforderung des französischen evangelischen Bundes nachzukommen und der Freiheitspartei seine Zustimmung auszusprechen.

„Heute ist unser Danksagungsfest, an welchem hier in der Bundeshauptstadt tausende von flüchtigen Sklaven teilnahmen, die unter unserer Flagge Hilfe und Zuflucht gefunden haben. Die christliche Liebe hatte ihnen ein reichliches Festmahl bereitet, bei welchem die Verfasserin dieser Zeilen auch zugegen war. Hättet Ihr doch Zeugen dieser rührenden Scenen sein können, Schwestern, und hören, wie die Befreiten Gott ihre Dankgebete darbrachten! . . . . . .

„Mit Trauer und Entrüstung hat es uns erfüllt, daß in einer Predigerversammlung in England die Frage aufgestellt worden ist, warum der Norden nicht in die Trennung vom Süden willigt?! —

„Wie! sollen wir die Befreiung jener vier Millionen Sklaven aufgeben? Sollen wir ihnen den Rücken wenden und sie ihrem Schicksal überlassen? Sollen unsere weißen Brüder die Räubereien und Bedrückungen fortsetzen dürfen, welche sie, so gewiß als ein Gott im Himmel lebt, in ihr Verderben stürzen werden? — Achtet auf unsere Worte: Wenn wir den Sieg erringen, werden die Kinder derselben Männer, welche jetzt gegen uns fechten, unser Andenken segnen. Gerechtigkeit erhöhet ein Volk! Bleibt der Sieg auf unserer Seite, so erlösen wir die Kindeskinder unserer irrenden Brüder von dem Sold der Sünde, der immer und überall der Tod ist.

„Und nun, Ihr Schwestern in England, haltet es uns zugute, wenn wir Euch die Worte Euerer eigenen Adresse wieder ins Gedächtnis rufen und sie Euch ohne Bitterkeit, aber mit tiefer Trauer ans Herz legen. Ihr habt wohl gesprochen, Schwestern, sagen wir; wir haben Euere Worte vernommen und beachtet, wir haben mit Leib und Blut für die gemeinsame Sache gekämpft. Unsere Häuser liegen wüste, unser Herd ist kalt — das Blut unserer Söhne, Gatten und Brüder ist geflossen. Für manchen von uns ist das Freudenlicht seiner Tage auf immer ausgelöscht. Doch wir nehmen das lebenslange Dunkel auf uns als unseren Anteil an der großen, furchtbaren Sühne, durch welche die Bande des Bösen gelöst werden, damit Friede und Gerechtigkeit bei uns wohnen. Und Ihr, Schwestern, was habt Ihr gethan und was gedenkt Ihr zu thun?

„Jetzt fordern wir Euch auf, Ihr Frauen, Mütter und Schwestern, die Stimme laut zu Eueren Mitbürgern zu erheben und Euere Gebete zu Gott emporzuschicken, damit die Schmach und Schande von der Christenheit genommen werde!

„Im Namen vieler tausend Amerikanerinnen

Harriet Beecher Stowe."

Washington, 27. November 1862.

Nach der Veröffentlichung dieser Antwort schrieb John Bright *) den folgenden Brief:

„Rochdale, 9. März 1863.

„Liebe Mrs. Stowe! — Ihr freundlicher Brief hat mir großes Vergnügen bereitet. Auch danke ich Ihnen sehr, daß Sie die Güte gehabt haben, mir die Nummer des ‚Atlantic Monthly' zu schicken, welche Ihre hochherzige Zuschrift an die Frauen Englands enthält. Ich habe sie Wort für Wort mit dem größten Interesse gelesen und bin überzeugt, daß sie eine tiefe und wohlthätige Wirkung auf die hier herrschende Anschauung üben wird. Ehe diese Zeilen Sie erreichen, werden Sie schon von den Massenversammlungen Kunde haben,

*) Der berühmte englische Parlamentsredner.

welche in allen unseren Städten zugunsten der Abolition und des Nordens gehalten worden sind. Nirgends waren die Säle geräumig genug, um die Menschenmenge zu fassen, welche zuhören, Beifall spenden und für die Sache der Freiheit und der Union stimmen wollte. Der Eindruck, den dies macht, ist aus dem Ton unserer Zeitungen und Parlamentsverhandlungen deutlich erkennbar. Niemand wagt mehr ein Wort über Vermittelung, Anerkennung oder dergleichen zu sagen.

„Man giebt zu, daß eine strenge Neutralität für England Pflicht und Notwendigkeit ist, doch wollen es sich viele Millionen seiner Bewohner nicht versagen, den Vereinigten Staaten ihre wohlwollende Gesinnung zu bezeugen. Außer bei einem beschränkten Kreise des Adels und reicher gesinnungsloser Geldmenschen würde es allgemeinen Jubel erregen, wenn die Nachricht käme, daß der Norden Vicksburg und Charlestown genommen und der Rebellion den Hals gebrochen hat.

„Ich hoffe, Ihr Volk besitzt genug Kraft und Tugend, um die große Sache, die ihm anvertraut ist, siegreich durchzuführen. Es ist entsetzlich zu sehen, welche Verderbtheit die lange Herrschaft der Sklaverei im Norden erzeugt hat. Neuengland ist den anderen Staaten an Bildung und Moral weit voraus und wird hoffentlich imstande sein, der Nation durch die schreckliche Gefahr hindurch zu helfen.

„Ich erinnere mich noch an den Abend in Rom und an unser Gespräch. Sie beklagten damals die Wahl Buchanans und beurteilten ihn strenger als ich, aber richtiger. Er hat sich unfähiger gezeigt und weniger rechtschaffen, als ich erwartete. Aber darin hatte ich mich nicht geirrt, daß Ihre Partei zu jener Zeit noch nicht genug befestigt war, um ihr politisches Programm zur Ausführung zu bringen, selbst für den Fall, daß Frémonts Wahl zustande gekommen wäre. Sogar jetzt, nach sechs Jahren, unterstützt der Norden die Regierungspolitik nur schwankend, trotz der zwingenden Umstände, die inzwischen eingetreten sind, und von denen Sie sich damals wohl noch nichts träumen ließen. Präsident Lincoln hat jetzt die Hälfte seiner stürmischen Regierung hinter sich. In der kommenden Hälfte wird er hoffentlich Land sehen. Sicherlich wird die Sklaverei so völlig vernichtet werden,

daß nichts sie erneuern und wiederherstellen kann. Ist aber die Sklaverei einmal verschwunden, so wüßte ich nicht, aus welchem Grunde Ihre Staaten lange von einander getrennt bleiben sollten.

„In aufrichtiger Hochachtung

Ihr ergebener

John Bright."

Auch von Erzbischof Whately traf nachstehender Brief ein:

„Palace, Dublin.

Januar 1863.

„Verehrte Frau! — Indem ich für den Empfang Ihres Briefes und des Artikels bestens danke, ergreife ich zugleich die Gelegenheit, Ihnen die hier über die amerikanischen Verhältnisse herrschenden Ansichten auseinanderzusetzen. Diese sind sehr verschiedenartiger Natur, wie sich das in einem Lande wie das unserige ganz von selbst versteht. Einige sind für den Norden, andere für den Süden, aber die größte Mehrzahl ist mit keiner der beiden Parteien völlig einverstanden, sondern beklagt die fortgesetzten Verluste an Leben und Eigentum, welche durch keinen Vorteil, der sich möglicherweise erreichen läßt, aufgewogen werden können.

„Die, welche den Nordstaaten am wenigsten günstig gesinnt sind, stimmen nicht etwa gegen die Abschaffung der Sklaverei; sie behaupten nur, der Krieg werde nicht deshalb, sondern zur Wiederherstellung der Union geführt. Käme diese aber zustande — was man als völlig aussichtslos betrachtet — so würde das der Sklavenfrage wenig nützen. Der Norden hätte im Gegenteil weit besser daran gethan, in eine friedliche Trennung zu willigen und — wie bei uns geschieht — jeden Sklaven, der sein Gebiet betritt, für frei zu erklären. Das würde der Sklaverei und besonders der grausamen Behandlung der Schwarzen wirklich Einhalt gethan haben. Viele sind auch der Meinung, daß die Südstaaten mindestens ein ebenso gutes Recht zur Sezession hatten, wie die Amerikaner damals, als sie sich von England losrissen. Auch sagt man, daß es bei der furchtbaren Not, in die wir durch das Stocken des Baumwollhandels geraten sind, nur zu

verwundern ist, daß wir der Versuchung widerstanden haben, die Südstaaten anzuerkennen und die Blockade aufzuheben.

„Andere wieder beschweren sich über das fortgesetzte Schelten auf England in den amerikanischen Zeitungen und die Drohungen eines Einfalls in Canada. Von vielen Seiten wird auch versichert, es könne nicht lange mehr so fortgehen, wenn sich die Konföderation zu behaupten vermag, wie es bis jetzt der Fall war. Ein Volk, das seine Unabhängigkeit zwei oder drei Jahre lang aufrecht erhalten hat, pflegt von den europäischen Großmächten anerkannt zu werden. Dies ist wenigstens in ähnlichen Fällen geschehen, z. B. bei der Empörung der anglo-amerikanischen und südamerikanischen Kolonien, der Insel Hayti und der Belgier. Man hat abgewartet, ob die Empörer sich unabhängig erhalten konnten und sie nach Ablauf einer gewissen Zeit anerkannt, wenn die Gerechtigkeit ihrer Sache auch noch so zweifelhaft war.

„Schließlich wollen noch viele wissen, daß die Neger und Farbigen in den Nordstaaten durchaus keine gerechte und freundliche Behandlung erfahren. Ein emanzipierter Sklave ist nicht dazu erzogen, sich als Arbeiter seinen Lebensunterhalt zu erwerben; betrachtet man ihn überdies noch als einen Ausgestoßenen und untersagt ihm diese oder jene Beschäftigung, weil die Weißen sich weigern, zusammen mit ihm zu arbeiten, so wird er wenig Nutzen davon haben, wenn er sich im Norden eine Zufluchtstätte sucht.

„Hiermit habe ich Ihnen nun die Ansichten dargelegt, welche bei uns im Schwange sind, und für die ich selbst nicht verantwortlich bin.

„Zur gesicherten und wirksamen Befreiung der Sklaven scheint mir kein Plan so gut als der, welchen Bischof Hinds schon vor langer Zeit vorgeschlagen hat. Der Eigentümer sollte selbst den Preis der Sklaven bestimmen und die Regierung das Recht haben, sie für die festgesetzte Summe loszukaufen. Die Sklaven würden dann ihrem Herrn bald zur Last sein, besonders die wertvollsten, welche sich zugleich als die klügsten und tüchtigsten am besten für die Freilassung eigneten. Es läge in seinem Interesse, die Sklaven zu freien Arbeitern heranzubilden und sie nach einander so schnell als möglich zu

emanzipieren. Ich fürchte indessen, daß es jetzt zu spät ist, diesen Versuch noch in Amerika anzustellen.

Mit den besten Wünschen zum neuen Jahr verbleibe ich

Ihr ergebener

Rd. Whately."

Unter den zahlreichen Briefen ihrer Landsleute, welche Mrs. Stowe infolge der „Antwort" erhielt, befand sich auch der folgende von Nathaniel Hawthorne:

„Mit großem Vergnügen habe ich Ihren Artikel im ‚Atlantic' gelesen. John Bull hätte wohl darüber erröten müssen, wenn er überhaupt imstande wäre sich zu schämen; aber er ist ein abscheulicher, hartgesottener Heuchler. Ich habe immer geglaubt, daß er weder für, noch gegen die Sklaverei sei, sondern sie nur benutzt hat, um uns seine Überlegenheit zu zeigen, indem er seine eigene Tugend zur Schau trug und über unsere Sündhaftigkeit hohnlächelte.

„Mit herzlichen Grüßen von meiner Frau und mir an Sie und die Ihrigen

Ihr

Nath'l Hawthorne."

Sechzehntes Kapitel.

Florida. 1865—1869.

Nachdem der Krieg zwischen Norden und Süden zu Ende war, schrieb Mrs. Stowe an die Herzogin von Argyll:

„Hartford, 19. Februar 1866.

„Liebe Freundin! — Ihr Brief hat mich ganz in das behagliche Bibliothekzimmer von Inverary und die schönen Tage zurückversetzt, die wir dort verlebt haben. Was Sie mir über die Gesundheit Ihrer verehrten Mutter sagen, betrübt mich sehr. Wie gern möchte ich bei ihr sein, um ihr vorzulesen und zu erzählen; wir könnten so vieles miteinander besprechen, was ein edles Herz wie das ihre trösten und erheitern würde. Ich staune, wenn ich daran denke, was in den letzten Jahren alles geschehen ist und noch geschieht. Um es mir recht klar zu machen, habe ich jetzt ‚Onkel Tom' wieder gelesen. In dieses Buch sind alle unsere Wunden und Narben unauslöschlich eingebrannt; es erinnert an Greuel und Qualen, welche niemals vergessen werden können. Wenn ich es lese und daran denke, daß wir nun alles das überwunden haben und es nur noch eine Frage der Zeit ist, bis denjenigen, welche vor kurzem nur als Handelsware galten, die gesetzliche Wahlberechtigung erteilt wird — dann ist mir zumute, als könne mich gar kein Kummer und Schmerz mehr treffen. Sollte mein Glaube an Gottes Gegenwart, an seine allgewaltige Leitung der Menschengeschicke je wankend werden, so muß bei dieser Erinnerung aller Zweifel schwinden.

„Von Garrison habe ich soeben einen schönen, echt christlichen Brief erhalten. Seine edle Ruhe und innige Dankbarkeit in der Stunde seines Sieges sind ebenso bewundernswert, als der Mut, mit dem er den Geisteskampf gekämpft. Er schließt mit den Worten: ‚Gott allein sei Ruhm und Ehre!‘

„Garrison steht auf einem weit höheren Standpunkt als Wendell Phillips. Er freut sich, daß die große That vollbracht ist, läßt seinen ‚Liberator‘ eingehen und widmet sich in aller Stille der Arbeit an den Freigelassenen, welche jetzt noch zu thun bleibt. Phillips dagegen scheint entschlossen, das Erreichte nicht anzuerkennen, weil noch so viel Irrtum und Unvollkommenheit daran haftet. Wir haben einen tüchtigen Kongreß — entschlossene Männer von felsenfesten Grundsätzen und einen Präsidenten *), der das Rechte will. Wenn er es nicht immer klar erkennt, so kommt das daher, daß er in einem Sklavenstaat aufgewachsen und mancherlei Einflüssen unterworfen ist, die wir nur beurteilen könnten, wenn wir an seiner Stelle wären. Mein Bruder Henry hat sich ernstlich und vertraulich mit ihm besprochen und hält ihn für einen Menschen, der aufrichtig bemüht ist sein Bestes zu thun. . . . . Henry sagt, es sei unklug und unpolitisch, im Süden mit Gewalt durchsetzen zu wollen, daß die Neger in die Wahllisten eingetragen werden; er denkt an die wirkliche Durchführbarkeit, während Charles Sumner nur das abstrakte Recht vor Augen hat.

„Ich bedauere, daß die Menschen bei so großen und verwickelten Fragen des öffentlichen Wohles nicht verschiedener Meinung sein können, ohne sich gegenseitig zu verdächtigen. Man hat Henry wegen der Milde seiner Ratschläge abtrünnig gescholten, während ich glaube, daß es nur der Geist Christi ist, der ihn treibt. Auch Garrison nennt man treulos, weil er keinen Antisklavereiverein mehr haben will, nachdem die Sklaverei abgeschafft ist. Den Präsidenten überhäufen sie mit Schmähungen und schieben ihm unwürdige, selbstsüchtige Beweggründe unter, als ob keine von der ihrigen abweichende Ansicht rechtschaffen und ehrlich sein könnte. . . . . .

„Henry hat oft zu mir gesagt: ‚Wenn alles vorüber ist und

---

*) Andrew Johnson.

wir den Sieg errungen haben, dann will ich an die Herzogin schreiben!' Aber als unsere Fahne wieder auf Fort Sumter wehte, kam die Nachricht von Lincolns Tode — das lähmte ihm die Hand. Ihre und der Ihrigen hochherzige Teilnahme während der schweren Prüfungszeit unseres Volkes war uns ein großer Trost; Sie sind fast noch die einzigen Freunde, die wir in England besitzen. Daß wir Aussicht haben, Ihren Sohn in unserem Lande zu sehen, freut mich sehr. Im Vergleich mit Boston und New York bietet unser gutes, altes, prosaisches Hartford freilich wenig Anziehungspunkte, doch wird er hoffentlich nicht vorüberreisen, ohne uns aufzusuchen. Gott segne ihn! Wie glücklich sind Sie, daß alle Ihre Lieben um Sie her aufwachsen, gedeihen und Ihnen erhalten bleiben.

„Jetzt komme ich noch mit einem großen Anliegen: Vermutlich hat man bei Ihnen auch Photographien in Visitenkartenformat, wie bei uns; wenn das der Fall ist, würde es mir eine rechte Freude sein, Ihr Bild zu erhalten, sowie das des Herzogs, der Lady Edith und Ihres ältesten Sohnes. Ich möchte gern wissen, wie Sie jetzt alle aussehen — auch Ihre liebe Mutter. Sie erkundigen sich so freundlich nach unserem Ergehen, daß ich Ihnen darüber berichten will: Georgies Heirat hat uns sehr glücklich gemacht. Sie wohnt in Stockbridge, in der schönsten Gegend von Massachusetts; ihr Mann ist ein Prediger recht nach meinem Herzen, voll Eifer und Liebe für seinen hohen Beruf, dem er alle Zeit und Kräfte widmet. Meine anderen Töchter habe ich bei mir, auch meinen Sohn, Hauptmann Stowe, der mit geschwächter Gesundheit aus dem Kriege heimgekehrt ist. Er leidet an den Folgen einer Kopfwunde, welche er bei Gettysburg erhalten hat, dadurch ist er an der Fortsetzung seiner Studien gehindert. Mit der Gesundheit meines Mannes geht es besser, seit er seine Professur niedergelegt hat; er empfiehlt sich Ihnen und dem Herzog bestens und bittet Sie, Ihrer Frau Mutter seine aufrichtigste Verehrung auszudrücken.

„In herzlicher Zuneigung

Ihre

H. B. Stowe."

Um diese Zeit faßte Mrs. Stowe den Plan, für sich und ihre Familie ein Anwesen im Süden zu kaufen; sie wollte dem rauhen nördlichen Winter entfliehen und ihrem kranken Sohn Frederick die Möglichkeit verschaffen, sich das ganze Jahr hindurch im Freien aufzuhalten. Auch wünschte sie dringend, sich bei Erziehung und Unterricht der farbigen Bevölkerung zu beteiligen, zu deren Befreiung sie so wesentlich beigetragen hatte. Sie schreibt 1866 über diese Aussichten und Hoffnungen an ihren Bruder Charles Beecher:

„Mein Vorhaben, nach Florida zu ziehen, hat durchaus keinen rein weltlichen Zweck. Ich fühle schon seit Jahren die Sehnsucht, unmittelbar an Christi Werk auf Erden mitzuarbeiten und den armen Schwarzen, für deren Sache ich mit Worten gestritten habe, meine Liebe durch die That zu beweisen. Unwissend und leicht lenksam, wie sie jetzt sind, würden sie einem jeden zur Beute fallen, der sie in seine Gewalt bekommt. Schon suchen gewissenlose Politiker ihnen allerlei Thorheiten in den Kopf zu setzen, um sie für ihre Ränke ausnützen zu können.

„Nach Florida hat sich der Strom der Einwanderung hauptsächlich gewandt, und die anglikanische Kirche beabsichtigt in diesem Staat, unter der Leitung des künftigen Bischofs von Florida, ein umfassendes Werk christlicher Liebesthätigkeit zu beginnen. Bei diesem wünsche ich mich zu beteiligen und mich zu dem Zweck am Flusse St. John niederzulassen, wo ich den Mittelpunkt einer christlichen Gemeinschaft bilden kann, deren Einfluß sich weit über ihre Grenzen erstrecken soll."

Zuerst wählte Mrs. Stowe für ihre Pläne die frühere Pflanzung „Laurel Grove", am linken Ufer des St. John, wo sich ihr Sohn Frederick zwei Jahre lang aufhielt. Der Platz war jedoch nicht ganz nach ihrem Wnsch, auch erwies sich die Baumwollenkultur als wenig einträglich. Bei ihrem Aufenthalt in Florida im Winter 1866—67 fand sie, daß die Gegend von Mandarin auf dem rechten Flußufer weit anziehender und ergiebiger war. Sie schreibt darüber am 29. Mai 1867 von Hartford aus an den Rev. Charles Beecher:

„Lieber Bruder! — Wir denken jetzt ernstlich daran, eine Besitzung in Mandarin zu kaufen, welche schöner ist als irgendeine an-

dere in jener Nachbarschaft. Fünf große Dattelpalmen gehören dazu, ein Ölbaum, der reichlich trägt, und ein schöner Orangenhain, von dem man in diesem Jahr etwa fünfundsiebzigtausend Stück Orangen ernten wird.

„Wenn wir dies ausführen, so überlege Dir doch, ob Du nicht das zunächst gelegene Gut kaufen willst. Dieses umfaßt etwa zweihundert Morgen Landes mit einem Orangenhain, dessen Früchte letztes Jahr einen Erlös von zweitausend Dollars gebracht haben. Es ist dicht am Flußufer gelegen und allwöchentlich fahren vier Dampfer nach Savannah und Charlestown dort vorüber. Das Landhaus, welches dazu gehört, ist für hiesige Begriffe recht behaglich eingerichtet; natürlich baut man die Häuser hier nicht so fest wie bei uns.

„Ich stehe jetzt mit dem Bischof von Florida in Briefwechsel, wegen der Kirchen, welche am Ufer des St. John erbaut werden sollen. Wenn ich mich in Mandarin niederlasse, möchte ich auch dort eine haben. Willst Du zur Episkopalkirche übertreten und unser Prediger werden? Ein Mann, wie Du bist, thut uns gerade not. Mich haben meine Lebensaufgaben und meine Gesinnung der anglikanischen Kirche zugeführt; wäre dies aber auch nicht der Fall, so würde ich doch glauben, daß sich ihre Lehre für das Verständnis unreifer Gemüter wie unsere Neger am besten eignet. Sie ist im Hinblick auf die Bedürfnisse der arbeitenden Klassen Englands gegründet worden, zu einer Zeit, da diese ebenso unwissend waren, als es unsere Neger jetzt sind.

„Ich sehne mich danach, die Arbeit zu beginnen; mir brennt das Herz, wenn ich nur daran denke. Doch stelle ich alles Gott anheim und hoffe, er wird Mittel und Wege finden, daß ich für die armen Schwarzen alles thun kann, was ich möchte.

„Mit herzlichem Gruß

Deine

H. B. Stowe."

Mrs. Stowe war schon seit einigen Jahren zu der anglikanischen Kirche übergetreten; ihr Bruder Charles blieb jedoch bei seinem Glaubensbekenntnis. Er ging zwar wirklich nach Florida, ließ sich

aber in Newport an der Küste des Golfs, etwa zwanzig Meilen von Tallahassee nieder. Fünfzehn Jahre lang wohnte er dort jeden Winter, auch mehrmals im Sommer und hat unter der zerstreut lebenden Bevölkerung der ganzen Umgegend Spuren seines liebevollen, menschenfreundlichen Wesens und Wirkens hinterlassen.

Mrs. Stowe aber kaufte die Besitzung mit dem hübschen Landhaus und dem Orangenhain, welche sie ihrem Bruder empfohlen hatte, und so wurde Mandarin ihr Winteraufenthalt. Das anderthalb Stock hohe Haus mit den vielen Giebelfenstern steht an einer steilen Uferstelle des St. John, welcher an diesem Punkt fünf Meilen breit ist, inmitten eines herrlichen moosbewachsenen Eichenhains. Um einen der Stämme ist die vordere Veranda gebaut. Die schönen alten Orangenbäume in der Nähe des Hauses erfüllen im Frühling die Luft mit süßem Wohlgeruch und sind in den Wintermonaten mit einer Fülle goldener Früchte beladen. Hinter dem Hause breitet sich der trefflich gepflegte Orangenhain aus, Mrs. Stowes Freude und Stolz. Rings umher blühen Blumen und zwitschern Singvögel und der Rosengarten am Uferrand erregt allgemeine Bewunderung.

Hier, auf der vorderen Veranda, unter den mächtigen Eichen, mit dem Blick auf den sonnbeglänzten Fluß genoß Professor Stowe den tiefen Frieden und die ungestörte Ruhe, nach welcher sich seine Gelehrtennatur stets gesehnt hatte und die ihm während des größten Teiles seines thatenreichen Lebens versagt geblieben war. Fast zu jeder Stunde des Tages konnte man die wohlbekannte Gestalt mit dem schneeweißen Patriarchenbart und der freundlichen Miene dort sitzen sehen, einen großen Korb voll Bücher, meist in toten, fast vergessenen Sprachen vor sich. Zuweilen nur störte ihn die kecke Zudringlichkeit neugieriger Reisender aus dem Norden in seinem friedlichen Behagen. . . . . Sie schienen Mrs. Stowes Besitzung für Allgemeingut zu halten, stiegen an dem Landungsplatz aus, schweiften überall umher, pflückten Blumen, sahen zu Fenstern und Thüren herein und gebärdeten sich völlig rücksichtslos. . . . Man erzählt sich in der Familie, daß, als einmal ein solcher frecher Eindringling einen Orangenzweig vor des Professors sichtlichen Augen abbrach und ihn mit den goldenen Früchten im Triumph davontragen wollte, der wür-

dige Herr grimmig vom Stuhle ſprang und dem beſtürzten Yankee eine ſo donnernde Rede über das Eigentumsrecht hielt, daß der ertappte Räuber beſchämt von dannen ſchleichen mußte. . . .

Im April 1869 ſah ſich Mrs. Stowe genötigt, ſchleunig nach Canada zu reiſen, um das engliſche Verlagsrecht ihres neuen Buches ‚Oldtown Folks‘, das ſie eben beendet hatte, zu ſchützen. . . . .

In dieſe Zeit fällt auch eine höchſt unerfreuliche Epiſode in Mrs. Stowes Leben, nämlich die berüchtigte Byron-Angelegenheit, welche hier nicht mit Stillſchweigen übergangen werden darf. . . . .

Im Juni 1869 ſchrieb ſie aus Hartford an Oliver Wendell Holmes:

„Lieber Doktor! — Heute komme ich, Sie um Hilfe zu bitten, und freue mich, daß ich einen Freund beſitze, zu deſſen Rat ich ſo unbedingtes Vertrauen hege. Damit Sie wiſſen, um was es ſich handelt, muß ich einige Jahre zurückgreifen:

„Als ich zuerſt nach England kam, ſchloß ich Freundſchaft mit Lady Byron und wir ſtanden ſeitdem in Briefwechſel. . . . .

„Sie müſſen wiſſen, daß Lady Byron ihr Leben lang die Laſt der Verleumdungen und falſchen Beſchuldigungen getragen hat, welche durch ihren Gatten auf ſie gewälzt worden ſind. Sie ſelbſt hat ſich darüber nur gegen die wenigen Freunde ausgeſprochen, welche die Wahrheit wiſſen mußten, um ihr in ihrer kritiſchen Lage beizuſtehen. . . . . Mir erzählte ſie ihre Geſchichte im Jahre 1856 bei Gelegenheit einer feierlichen Unterredung, zu der ſie mich auf ihren Landſitz eingeladen hatte, weil ſie ſich körperlich ſehr ſchwach und dem Tode nahe fühlte. . . . .

„Den Inhalt dieſer Unterredung habe ich für das ‚Atlantic Monthly‘ niedergeſchrieben, welches den Artikel veröffentlichen wird. Was mich dazu bewogen hat, iſt die große Verbreitung, welche das Buch der Guiccioli findet, das doch von Anfang bis zu Ende nichts iſt als ein ſchändlicher Angriff auf das Andenken der Lady Byron durch Lord Byrons Geliebte. . . . . Leſen Sie meinen Artikel und dann raten Sie mir — nicht ob ich die Thatſachen veröffentlichen ſoll, denn dazu bin ich feſt entſchloſſen; ſondern helfen Sie mir mit

Ihrer Einsicht und Ihrem Zartgefühl, Form und Ausdruck zu verbessern, damit die Art und Weise der Darstellung so vollendet sei, wie dies bei solcher Geschichte überhaupt möglich ist."

. . . . . Nachdem die von der Gräfin Guiccioli abgefaßten Erinnerungen an Lord Byron im Jahre 1868 erschienen waren, hatte sich, wie aus obigem Brief ersichtlich, Mrs. Stowe gedrungen gefühlt das Andenken ihrer Freundin gegen die Verleumdungen und Unwahrheiten zu verteidigen, mit denen es besudelt worden war. So schrieb sie denn jenen Artikel, welcher unter der Überschrift: „Lady Byrons wahre Geschichte" in der Septembernummer des ‚Atlantic Monthly' erschien und einen ungeheueren Sturm der Entrüstung und des Widerspruchs erregte. Um die in demselben gegen Lord Byron geschleuderte Anklage noch besser zu begründen, gab sie „Lady Byrons Rechtfertigung" als Buch heraus und ließ auch für die englischen Leser die „Geschichte der Byron-Kontroverse" bei Sampson Low und Sohn in London erscheinen.

Das Publikum im ganzen zeigte sich aber trotz aller dieser Veröffentlichungen wenig befriedigt und selbst Mrs. Stowes größte Verehrer bezweifeln, ob es weise war, daß sie durch ihren Artikel im ‚Atlantic Monthly' die höchst unerquickliche Angelegenheit überhaupt zur Erörterung gebracht hat. Möchte nach der Darlegung der Sachlage in dieser Biographie wenigstens kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß ihrer Handlungsweise nur die reinsten Motive und edelsten Absichten zugrunde lagen. . . . . .

Während Mrs. Stowe infolge ihres Artikels auf das schonungsloseste angegriffen und mit Schmähungen überhäuft ward, erhielt sie von Mrs. Lewes (George Eliot) die folgenden teilnehmenden Zeilen:

„The Priory, 21 North Bank
10. Dezember 1869.

„Liebe Freundin! . . . . . Mitten in Ihrer Bedrängnis muß ich oft an Sie denken, denn ich fürchte, daß Sie eine schwere Prüfung zu bestehen haben. Kein ungerechtes Urteil bleibt Ihnen erspart, die Feindschaft freut sich der Gelegenheit, ihrem Groll Luft zu machen,

und anonyme Zeitungsschreiber treiben ihr grausames Spiel. Ich meinerseits hätte gewünscht, daß die Byronfrage nie vor die Öffentlichkeit gebracht worden wäre, weil ich glaube, daß der Streit über solche Dinge allgemein schädlich wirkt. Wenn Sie aber, liebe Freundin, bei Ihrer Handlungsweise von anderen Erwägungen ausgegangen sind, so bin ich überzeugt, daß nur die edelsten Gefühle Sie dabei beeinflußt haben. Ich schreibe keineswegs, um mir über diesen Punkt ein Urteil zu erlauben; ich will Ihnen nur mein Mitgefühl und mein Vertrauen bezeigen, wie dies ein Kuß oder ein Händedruck thun würde, wäre ich in Ihrer Nähe.

„Über Professor Stowes Gesundheit und Ihr eigenes Befinden hoffe ich gute Nachrichten zu erhalten, wenn Sie mir eine Zeile schreiben. Einen langen Brief erwarte ich nicht, das wäre unvernünftig, denn die Stunden des nötigen Ausruhens vom Schriftstellern werden im Lauf der Jahre immer kostbarer. Aber eine kurze Nachricht über Ihr und der Ihrigen Ergehen wäre mir gerade jetzt hochwillkommen. Mr. Lewes empfiehlt sich Ihnen und Ihrem Mann aufs beste. Ich aber benutze mein Vorrecht als Frau und Mitschwester, um Ihnen zu sagen, daß ich wie immer bleibe

Ihre getreue Freundin

M. H. Lewes."

Bald darauf kaufte Mrs. Stowe ein Stück Land, um darauf ein Gebäude zu errichten, das die Woche über als Schulhaus und am Sonntag als Kirche benutzt wurde. Professor Stowe predigte daselbst während des Winters und Mrs. Stowe hielt dort ihre Sonntagsschule, Singstunde, Nähstunde und mancherlei gesellige und belehrende Vereinigungen, an welchen sich sowohl die weißen als die farbigen Bewohner der Nachbarschaft mit Freuden beteiligten.

Ihre Ankunft in Mandarin schildert sie einmal wie folgt:

„Anderthalb Tage mußten wir in Charlestown warten und kamen endlich am Sonnabend Morgen um zehn Uhr hier an, gerade acht Tage, nachdem wir abgesegelt waren. Das Haus sah so reizend, so ruhig und friedlich aus, das Wetter war so mild und heiter — mir schien, als habe ich alle Sorgen hinter mir gelassen und schaue

nun aus dem sicheren Ruheport zu euch zurück. Mein Mann fühlt sich hier sehr glücklich und wiederholt immer von neuem, wie froh er ist hier zu sein und wie hübsch er alles findet. Mit seiner Gesundheit geht es viel besser, und er kann schon täglich einen langen Spaziergang machen.

„Wir sind alle froh, zufrieden und glücklich, haben sechs Vögel, zwei Hunde und einen Pony. Bitte, schreibe mir mehr und öfter; erzähle mir alle kleinsten Kleinigkeiten, Du glaubst nicht, wie groß sie geworden sind, bis sie in diesen abgelegenen Winkel gelangen."

1872 verfaßte sie eine Reihe Skizzen aus Florida, welche im folgenden Jahr unter dem Titel ‚Palmetto Leaves', bei J. R. Osgood & Co. in Buchform erschienen. Am 19. Mai 1873 schreibt sie an ihren Bruder Charles in Newport Fa:

„Zwar hast Du meinen letzten Brief nicht beantwortet, aber ich kann Florida nicht verlassen, ohne Dir Lebewohl zu sagen. Ich schicke Dir die ‚Palmetto Leaves' mit meinem Abschiedsgruß. Hätte ich meinen Mann mitbringen oder verlassen können, so würde ich Dich in diesem Winter besucht haben. Was ich von Deinen Rosen höre, macht mich ganz neidisch.

„Nächsten Sonnabend fahren wir auf dem ‚San Jacinto' ab, und ich benutze die wenigen schönen Stunden, die mir noch bleiben, aufs beste. Unser Frühjahr war ganz herrlich, mir ist ein so wundervolles Wetter noch nicht vorgekommen; der zäheste alte Calvinist, der ohne eine Miene zu verziehen in die schöne Welt blickt, könnte dabei zum Heiligen werden. — Wie würde es wohl mit der Theologie Neuenglands stehen, wenn unsere Väter an dieser Küste gelandet wären, statt auf dem Felsen von Plymouth? . . ."

Im Mai des folgenden Jahres schreibt Mrs. Stowe an ihren Sohn Charles nach Harvard:

„Ich kann mir kaum vorstellen, daß, während wir unseren langen Sommer genießen mit seinem Reichtum an Blüten und Früchten, sich im Norden Schnee auftürmt und eisige Stürme wehen. Und doch ist es so. Wir haben heute den ersten Mai, die Erdbeeren und Brombeeren sind bei uns vorüber, Orangen giebt es nur noch wenige und

von geringer Güte. Kommen wir nun aber nach dem Norden, so fängt ein neuer Sommer an mit Rosen, Erdbeeren und grünen Erbsen. . . ."

Bei ihrer Rückkehr nach Mandarin im November 1874 heißt es: „Wir haben himmlisches Wetter und das ist gut, denn unser Haus war wie ein Keller, voller Spinngewebe, schwarzer Käfer, Schmutz und Greuel aller Art. Eine Woche hat jedoch genügt, um die schönste Ordnung herzustellen und allem wieder das zierliche, hübsche Ansehen zu geben, das solchen Reiz für mich hat. Die Luft ist weder heiß noch kalt, nur milde, sonnig und heiter, so recht beruhigend für Körper und Geist. Das schöne Wetter hat hier etwas ganz unbeschreiblich Wohlthuendes, man wird nicht so matt wie von der weichen Oktoberluft in Hartford. . . ."

Über die Vorbereitungen zum Osterfest in dem kleinen Schulhaus von Mandarin schreibt Mrs. Stowe im März 1875:

„Die Kirche sollte zum Fest geschmückt werden, was uns viel Kopfzerbrechen machte. Zuerst galt es, eine Kanzel herzustellen. Das Fundament holte ich mir aus Jacksonville, dann ließ ich eins meiner gothischen Kaminbretter zersägen; das gab eine Holzverkleidung mit Bogenverzierung an beiden Seiten. Wovon ich das Oberteil und das Pult machen sollte, wußte ich lange nicht und kramte in meinen Sachen herum, bis mir einfiel, daß zu unserm alten Auszugtisch Platten aus schwarzem Nußbaum gehörten, die wie für meinen Zweck geschaffen waren. Zuletzt wurde das Ganze mit einer Leiste von gelbem Fichtenholz eingefaßt, mit Bimstein abgerieben und mit Öl getränkt. Dann holte ich meinen Farbenkasten heraus und übermalte die Nägelköpfe mit Vandykebraun. Bis zum Sonnabend Morgen war meine kleine, hübsche gotische Kanzel fertig; Anthony trug sie ins Schulhaus und nahm das alte Lesepult weg, das ich ihm für sein Vereinshaus schenkte. Am Nachmittag fuhren wir in den Wald hinaus, pflückten eine Menge herrlicher Osterlilien, Melonenblüten, Purpurbeeren, große Farrenwedel und Zedernzweige. Die Mädchen gingen abends zu Meads hinüber, um Osterlieder einzuüben, während ich zuhause blieb und ein achtzehn Zoll langes Kreuz aus Zedernzweigen

und weißen Lilien flocht. Die südliche Zeder ist ganz reizend, so zart und gefiedert.

„Der Ostertag war wundervoll, sonnig und kühl; unsere kleine Kirche füllte sich bis auf den letzten Platz, alle hatten ihre Freude an der Ausschmückung. Mein Mann verhieß in seiner Predigt, daß Christus alles zu einem seligen Ende führen werde; wie tröstlich klang das! Es war ein rechter Freudentag und, wie ich hoffe, auch von wahrem Nutzen für die armen Seelen, welchen er verkündete, daß Christus wahrhaftig für sie auferstanden ist."

Im Winter schickte Mrs. Stowe ihrem hochverehrten Freunde Dr. Oliver Wendell Holmes einen Band ihrer neuesten Erzählungen, worauf zwischen ihnen die folgenden Briefe gewechselt wurden:

„Boston, 8. Januar 1876.

„Liebe Mrs. Stowe! — Ich wollte mich nicht für Ihr schönes Weihnachtsgeschenk bedanken, bevor ich das Buch Wort für Wort gelesen hatte. Meine Zeit war aber durch allerlei Possen in Anspruch genommen, so daß ich erst heute Nachmittag fertig wurde.

„Bei ‚Deacon Pitkins Farm' mit seinen vielen naturgetreuen Zügen aus dem Leben Neuenglands, die nur Sie so unvergleichlich schildern können, wurde mir ein Auge feucht und als ich ‚Bettys Bright Idea' las, mußte ich mir die hellen Thränen aus beiden Augen wischen. Es ist eine ganz reizende und ergreifende Geschichte, die jeden rühren muß, dessen Herz nicht von Stein ist.

„Sie haben viel dazu beigetragen, unser Leben in Neuengland zu einem gesunden und glücklichen zu machen. Im Rückblick auf Ihr Schriftstellerleben können Sie sich sagen, daß Sie unsere alte Zivilisation geschildert und unsere neue gefördert haben, wie sonst niemand. Freilich ist es für Sie schwerer als für jeden andern, mit Ihren spätern Büchern durchzudringen, weil ‚Onkel Tom' ihnen im Wege steht. Durch den Glanz der hellsten Fackel werden die übrigen Lichter verdunkelt.

„Die Erinnerungszeichen, welche wir von unsern Freunden erhalten, werden mit jedem Jahre kostbarer, da deren Zahl immer kleiner wird. Wir haben Agassiz und Sumner aus unserm Kreise verloren,

Motley fand ich von einer Krankheit befallen — hoffentlich weicht sie der ärztlichen Behandlung — und im tiefsten Schmerz über den Tod seiner Frau, in der auch mir eine liebe Freundin gestorben ist. So war es mir denn hochwillkommen, daß Sie, liebe Mrs. Stowe, meiner so freundlich gedacht haben.

„Mit dem herzlichsten Dank verbleibe ich

Ihr stets getreuer

O. W. Holmes."

Mrs. Stowe antwortetete hierauf:

„Mandarin, 23. Februar 1876.

„Lieber Doktor! — Wie danke ich Ihnen für Ihren freundlichen Brief, und wie sehr wünsche ich, Sie wären hier, wo ich bin, um die Bäume zu sehen, die gleichzeitig mit goldenen Orangen und weißen Blüten beladen sind. Könnte ich nur einen solchen Goldklumpen mit Blumen und Blättern für Sie abschneiden! — Boston erscheint mir in weiter Ferne und traumhaft wie ein früheres Dasein, während ich hier auf der Veranda sitze und auf den Fluß hinausschaue.

„Wie doch die Zeit vergeht! Als ich Sumner zuletzt sah, kam er mir noch ganz jung vor, und nun ist er tot! Auch Wilson ist hinüber und Chase, den ich als jungen Mann in Cincinnati in Gesellschaft getroffen habe, und Stanton und Seward — aber den Weltlauf stört das nicht. Die wenigen Worte des Lobes oder der Klage verklingen in der Luft, und dann segelt das große Lebensschiff weiter, unbekümmert, über wessen Grab die Fahrt geht.

„Mich ergreift dies Gefühl oft schmerzlich. — Auch jenseits des Ozeans ist mir schon eine ganze Generation von Freunden gestorben, seit ich zuletzt drüben war und an ihrem Tische saß: Die Herzogin von Sutherland, der gute alte Herzog, Lansdowne, Ellesmere, Lady Byron, Lord und Lady Amberly, Charles Kingsley, Joseph Sturge, der gute Quäker — sie alle gehören zu dem langen Zug der Schatten, die unsere Erde verlassen haben; meine treuesten und liebsten Freunde sind darunter und die edelsten Menschen, welche Gott erschaffen hat. Daß sie in einer andern Welt geistig fortleben, glaube ich fest, und Sie, lieber Doktor, dürfen nicht daran zweifeln. . . .

„Ich erinnere mich noch einer Bemerkung, die Sie einmal über den Spiritualismus machten. Ihre Worte weiß ich nicht mehr, aber der Sinn war, daß er die scharfen Kanten der calvinistischen Lehre mildere, wie der Nebel sie bei einer Landschaft verschleiert. Mein Mann hat sich soeben durch acht Bände der christlichen Mystik von Joseph Görres durchgearbeitet. Der Verfasser war vierzig Jahre lang Professor der Physiologie und Philosophie an der Münchener Universität. Er geht den ganzen Cyklus von wunderbaren Seelenzuständen, Geisteskräften, Visionen, Verzückungen, Hellsehen, Zauberei, Spiritualismus u. s. w. durch, wie wir ihn in den römischen Wundererzählungen und der früheren Geschichte Europas finden.

„Ich bin schon lange zu dem Schluß gelangt, daß die Wunder des Spiritismus natürliche und nicht übernatürliche Vorgänge sind, eine für uns außergewöhnliche Wirkung der Naturgesetze. Ich glaube nämlich, daß die Scheidewand zwischen den Lebenden und Verstorbenen in keinem Zeitalter völlig undurchdringlich gewesen ist, daß ein seelischer Zusammenhang in der Natur begründet und deshalb keine Wundererscheinung ist. Natürlich bilden derartige Vorkommnisse einen höchst ergiebigen Boden für allerlei Betrug und Aberglauben; auch setze ich nicht das geringste Vertrauen in Medien, welche ihre Künste für Geld sehen lassen. . . . .

„Schreiben Sie mir bald wieder, lieber Doktor! Ihre Ballade zur hundertjährigen Jubelfeier war ein reizendes kleines Gedicht; nun möchten wir aber wieder eine lange Erzählung haben. Mein Mann grüßt bestens und wünscht, Sie möchten auch ‚Görres' lesen, es giebt eine französische Übersetzung von dem Buche, die ihm noch besser gefällt als das Deutsche.

Immer

Ihre ergebene

H. B. Stowe."

Im Herbst 1876 schildert Mrs. Stowe ihrem Sohne Charles, der damals in Europa war und in Bonn studierte, eine sehr stürmische Überfahrt von New York nach Charleston und schreibt dann über die glückliche Ankunft am Reiseziel:

„Wir fuhren wie im Triumph in die Mündung des St. John ein und den Fluß hinauf. Als wir um vier Uhr in Mandarin anlangten, waren alle Nachbarn, Weiße und Farbige, auf der Werft versammelt, um uns zu empfangen. Tücher und Fahnen wurden geschwenkt, man rief Hurra! und klatschte in die Hände. Das Haus stand offen, alles war zu unserm Einzug bereit, und wir fühlten uns glücklich, unser liebes Heim in Florida wiederzusehen."

Im Dezember schreibt sie ebenfalls an ihren Sohn:

„Wieder habe ich mich auf eine Journalgeschichte mit Fortsetzungen eingelassen, das soll aber auch das letzte Mal sein. Ich wollte ursprünglich nur eine Weihnachtserzählung schreiben, aber sie wuchs mir unter den Händen zu einem Buch und nimmt mich so in Anspruch, daß ich alle Besuche und Gesellschaften aufgeben muß, um meine Kräfte dafür zu sparen. Ich habe meine Erinnerungen aus vergangenen Tagen darin niedergelegt und die Zeit geschildert, in der ich aufgewachsen und die jetzt schon so weit hinter uns liegt, wie das alte England aus Dickens' Romanen. Ich bin nicht mehr so stark wie früher; Deine Mutter ist jetzt eine alte Frau, mein Charley, und es wird Zeit, daß sie das Schriftstellern aufgiebt, ehe die Leute die Lust verlieren, sie zu lesen. . . ."

Das Buch, von welchem Mrs. Stowe spricht, wurde unter dem Titel „Poganuc People" im Jahre 1878 veröffentlicht und war, wie sie vorausgesehen hatte, ihr letztes größeres Werk, wenn sie auch später noch verschiedene kurze Geschichten und Artikel verfaßte. . . .

Der lange beabsichtigte Besuch bei ihrem Bruder Charles in Newport Fa. kam im Jahre 1879 zur Ausführung. Die Reise ward bis New Orleans fortgesetzt und Mrs. Stowe durfte erfahren, daß Groll und Bitterkeit gegen sie unter der bessern Klasse der Bewohner des Südens fast völlig geschwunden waren. Sowohl in New Orleans als in Tallahassee bewillkommnete man sie auf das wärmste und es wurde ihr von der besten Gesellschaft ein öffentlicher Empfang bereitet, der allen Beteiligten zur größten Freude gereichte. Mit wahrer Begeisterung ward sie aber von der farbigen Bevölkerung begrüßt, die überall, wo ihre Ankunft bekannt wurde, auf den Bahnhof strömte,

um die Frau von Angesicht zu sehen, für welche sie alle die höchste Verehrung empfanden.

Der Winteraufenthalt in Mandarin war bei Mrs. Stowes großer Liebe zur Natur in jedem Jahre für sie eine Quelle neuer Freuden. Im Dezember 1879 schreibt sie an ihren Sohn, der sich inzwischen verheiratet hatte und als Prediger in Saco Me. lebte:

„Liebe Kinder! — Vom Dezember sind wir auf einmal in den Juni gekommen. An diesem frischen, tauigen Morgen habe ich soeben einen großen Strauß Rosen und Lilien gepflückt. Aber der Garten ist zu einer förmlichen Wildnis geworden, man kann kaum darin herumgehen. Die Kannas, Zwergbananen und Rosen sind alle ineinander gewachsen, es war fast nicht durchzukommen. Es ist ganz unglaublich, wie besonders die Kannas verwildern und sich ausbreiten. Der Erdboden war ganz mit abgefallenen Orangen bedeckt und alles sieht schrecklich unordentlich aus, aber so wunderschön, daß ich den Wirrwarr gern übersehe.

„Wir sind am Mittwoch Abend gegen neun Uhr hier angekommen; alle Nachbarn waren zu unserm Empfang versammelt und die Neger ganz außer sich vor Freuden. Vater ist wohl und munter, die See hat wie gewöhnlich einen förmlich belebenden Einfluß auf ihn gehabt. Ehe wir New York verließen, war er so fromm und fügsam, daß ich die besten Hoffnungen für ihn hegte. Er versprach alles zu thun, was ich wollte, und sagte, er habe das vollste Vertrauen zu meiner Leitung. Welche Frau hätte das nicht für einen Beweis angesehen, daß er reif für die Ewigkeit sei? Ich fürchtete fast, er würde bald von dieser Welt Abschied nehmen. Aber schon am zweiten Tage der Seereise stieg sein Mut bedeutend und seine Eßlust desgleichen. Er erklärte laut, daß er sich sehr wohl befände und war ganz ärgerlich über meine Versuche ihn zu pflegen. Umsonst erinnerte ich ihn an sein Versprechen aus den Tagen des Kleinmuts. Sein Eigenwille ist noch so stark, daß ich jetzt seine schleunige Abberufung von dieser Welt nicht mehr zu fürchten brauche. Heute Morgen wird er uns eine Predigt halten."

Im Jahre 1883 brachte die Familie zum letztenmal den Winter im Süden zu; im folgenden Jahr war Professor Stowes Gesundheit

schon so angegriffen, daß er die lange Reise von Hartford nicht mehr unternehmen konnte. Inzwischen war Mrs. Stowes Lieblingswunsch erfüllt worden. Hauptsächlich infolge ihrer Bemühungen hatte Mandarin eine hübsche kleine Kirche erhalten, an welche ein bequem eingerichtetes Pfarrhaus stieß. Sie schreibt darüber:

„Mandarin sieht sehr schön und vornehm aus mit seinen neuen Villen, der Kirche und dem Pfarrhaus. Ich wollte, Du lerntest unsern Prediger kennen, er ist ganz nach meinem Sinn. Das Einzige, was ihm fehlt, ist eine starke Gesundheit, im übrigen ist nichts an ihm auszusetzen.

„Der Morgen ist klar und sonnig; vier Arbeiter sind beschäftigt, unsere Orangen zu pflücken. Die Bäume am Uferrand haben mehr getragen als alle andern in Florida.

„Diesen Winter lese ich nur das Leben Jesu. Zuerst habe ich Farrars Buch gelesen und zwar ganz langsam und bedächtig. Jetzt bin ich mit Geikie beschäftigt. Es stärkt mein Gemüt und hilft mir die Schwäche und Schmerzen ertragen, welche mir in diesem Winter mehr als gewöhnlich zu schaffen machen."

Siebzehntes Kapitel.

George Eliot.

Ein köstliches Besitztum war für Mrs. Stowe die warme Freundschaft, welche sie mit einer der bedeutendsten Frauen unseres Jahrhunderts, mit George Eliot, verband.

Zwischen den beiden geistig so verschiedenartig beanlagten Schriftstellerinnen, die sich doch im Innern zu einander hingezogen fühlten, entwickelte sich ein Briefwechsel, zu welchem Mrs. Stowe den ersten Anstoß gab. Sie erhielt auf ihr Schreiben an die berühmte Engländerin folgende Antwort:

„The Priory, 21 North Bank,
8. Mai 1869.

„Liebe Freundin! — Ihr Brief ermächtigt mich, Sie so zu nennen, und das ist mir von großem Wert. Ich fand ihn neulich Abend hier vor bei unserer Rückkehr aus Italien nach achtwöchentlicher Abwesenheit. Könnten Sie nur einen Augenblick die Verzagtheit, ja völlige Mutlosigkeit sehen, in der ich viele Tage meines Schriftstellerlebens zubringe, Sie würden begreifen, daß ein Mitgefühl und Verständnis wie das Ihre für mich eine große Wohlthat ist, weil es mir die Versicherung giebt, daß ich nicht vergeblich gearbeitet habe. Aber ich will jetzt nicht von meinen geistigen Schwächen reden. An Ihren Zeilen hat mich am meisten die freundliche, hochherzige Gesinnung erfreut, welche Sie trieb, mir zu schreiben. Es hat mich wahrhaft bereichert, Sie auf diese Weise näher kennen zu lernen. Den ersten Einblick in Ihren Charakter habe ich aus einem Ihrer

Briefe gewonnen, der mir ausnehmend gefiel. Er war an Mrs. Follen gerichtet*), und als ich diese eines Morgens in London besuchte (vor wie vielen Jahren!), hatte sie die Güte, ihn mir vorzulesen, weil er Einzelheiten über Ihr Leben und Ihre häuslichen Verhältnisse enthielt. Ich weiß noch, daß ich dachte, es sei sehr freundlich von Ihnen, einer völlig unbekannten Person die lange Antwort auf ihre Fragen zu schreiben. Wenn ich jetzt nach eigenen ähnlichen Erfahrungen darauf zurückblicke, scheint es mir noch viel liebenswürdiger, denn damals muß Ihr Ruhm mit allem, was unmittelbar daraus folgte, Ihnen recht zu schaffen gemacht haben. Auch erinnere ich mich, daß Sie schrieben, Ihr Mann sei reicher an Hebräisch und Griechisch, als an Pfunden und Schillingen. Für einen eifrigen Gelehrten habe ich mich aber stets ganz besonders interessiert, und so dachte ich selten an Sie, ohne mir dabei das (vielleicht recht unähnliche) Bild eines solchen weisen Mannes an Ihrer Seite vorzustellen.

„Ihre Befürchtung, daß Ihr neues Buch (‚Oldtown-Folks') wegen seines echt amerikanischen Charakters hier keinen Anklang finden werde, erscheint mir grundlos. Für die meisten Leser, welche überhaupt ein Werk zu schätzen wissen, das sich über das Gewöhnliche erhebt, wird es gerade deshalb von höherem Interesse sein und sie zum Nachdenken anregen. Vermutlich haben Sie schon lange erkannt, was mir erst jetzt völlig klar geworden ist, daß jedes Buch, welches besondere Vorzüge besitzt und dabei auch weit verbreitet und allgemein gelesen ist, seine gute Wirkung doch eigentlich nur der Auffassung einiger weniger verständnisvoller Naturen verdankt. Von diesem engen Kreise aus verbreiten sich dann die Strahlen allmählich weiter, das heißt: man macht Eindruck auf einige Gemüter und diese begeistern dann ihrerseits andere; aber unmittelbar wirkt kein ausgezeichnetes Buch auf die Menge, mag es auch in noch so vielen Exemplaren durch den Druck verbreitet werden. Beweis dafür sind die Dinge, die man von der Menge zu hören bekommt, wenn man das Unglück hat, ihre Aussprüche zu vernehmen. Ich schreibe das nicht spöttischen Sinnes, sondern voll Trauer und Mitleid. Sowohl auf Reisen als daheim, in-

*) Siehe S. 153.

mitten unseres Lebens und Treibens in England, wird man fortwährend daran gemahnt, wie langsam die Jahrhunderte das sittliche Wohl der Menschheit fördern.

„Dieser Gedanke ist eng mit dem verbunden, was Sie von Ihren Mutmaßungen über meinen religiösen Standpunkt sagen. Ich glaube, auch die Religion muß sich nach den herrschenden Zeitverhältnissen umgestalten; eine Religion, welche noch vollkommener wäre, als irgendeine der jetzt bestehenden, müßte weniger Wert auf den Trost der einzelnen Persönlichkeiten legen und ein lebendigeres Gefühl der großen Verantwortlichkeit erwecken, die wir unsern Mitmenschen gegenüber haben, ein Gefühl, welches aus dem Bewußtsein entspringt, daß für uns unter allen Dingen eines am unzweifelhaftesten ist — die schwere Last des Menschenloses! —

„Jede briefliche Aussprache ist notwendigerweise beschränkt und unvollständig; wenn man über hohe Gegenstände schreibt, entsteht nicht selten mehr Mißverständnis als Aufklärung. Aber Ihnen gegenüber, liebe Freundin und Mitarbeiterin, bangt mir davor nicht. Ihre Schriftstellerlaufbahn ist länger als die meine und als Frau haben Sie eine reichere Erfahrung, denn Sie haben Kinder zur Welt gebracht und kennen die Lebensgeschichte einer Mutter von Anbeginn. Ich traue darauf, daß Sie mit Ihrem scharfen, geübten Fassungsvermögen mich schwerlich falsch verstehen werden.

„Sie sagen: ‚wir leben in einem Orangenhain und pflanzen immer neue Bäume‘ und ich denke Sie mir dabei von der Liebe der Ihrigen umgeben, die Ihnen das Dasein verschönt und zum Paradiese macht. Zwar vermag eine Reihe äußerer Vorzüge noch kein Paradies zu schaffen, aber ich stelle mir vor, daß die bald zärtliche, bald fröhliche Stimmung in Ihren Büchern ein Wiederschein Ihres eigenen Lebens ist, das selbst von dem Sonnenglanz erhellt wird, welchen Sie uns schenken. Ich habe Ihr Buch angezeigt gesehen und erwarte es mit Verlangen. Es wird ein neues Band zwischen uns sein, das ich wie alle andern stets hoch und wert halten will.

„In großer Anhänglichkeit und Verehrung stets

Ihre

M. L. Lewes.“

Von Mandarin aus schreibt Mrs. Stowe an George Eliot:

„8. Februar 1872.

„Liebe Freundin! — Fast zwei Jahre sind vergangen, seit ich Ihren lieben letzten Brief erhielt, welcher noch unbeantwortet ist. Es waren zwei Jahre voll harter, unausgesetzter Arbeit; ich konnte nichts leisten, als was die Stunde von mir forderte, kein Pulsschlag blieb mir für andere Dinge übrig. Doch habe ich stets an Sie gedacht, Ihnen vertraut, Sie lieb gehabt und jede Zeile Ihrer Schriften gelesen, die ich in die Hand bekam.

„Jetzt komme ich aber wieder zu Ihnen. Ich wohne hier in meiner Hütte im Orangenhain, vor mir liegt die blaue Flut des breiten St. Johnflusses; die Steineichen mit ihren langen grauen Moosgehängen wölben sich über meinem Haupte und die goldenen Orangen schauen rings zwischen dem dunkeln Laub hervor. Es ist wie in Sorrent — die Ähnlichkeit ist so groß, daß ich fast träumen kann, ich sei dort. Hier fängt stets für mich ein neues Leben an. Die Welt weicht zurück; ich bin ihr entflohen, ihr Einfluß hört auf, ihr Lärmen und Jagen verliert sich in weite Ferne. Es ist kein Winter hier, man lebt im Freien — ein eigenartiges Naturleben in der Wildnis, ungekünstelt und köstlich; aber wenn ich hier bin, schreibe ich mehr Briefe an meine Freunde als anderswo. Die Post kommt nur zweimal wöchentlich und ist dann das Tagesereignis. Wir schlagen hier unser Zelt auf, mein würdiger Rabbi und ich; er verschlingt allerlei uralte Bücher, deutsche, griechische und hebräische, und ich spinne meine Gedankennetze aus den Fäden, die er dann und wann fallen läßt.

„Ich habe mir schon lange vorgenommen, von hier aus an Sie zu schreiben, und jetzt führe ich es aus. ‚Harpers Weekly‘, wo Ihre neue Geschichte erscheint, habe ich mir herbestellt und freue mich darauf, sie in aller Muße Wort für Wort in mich aufzunehmen und zu genießen.

„Da ich gerade daran denke, möchte ich Sie mit einem meiner Freunde bekannt machen, mit Mr. Owen, der mehrere Jahre unser Gesandter in Neapel gewesen ist; jetzt lebt der edle Mann als Litterat und Gelehrter in Amerika. Sein Vater war der Kommunist und

Theoretiker Robert Dale Owen, von dem Sie vielleicht früher in England gehört haben.

„Vor Jahren besuchte ich Mr. Owen zum erstenmal in Neapel, wo ich ihn mit Untersuchungen über den Spiritismus beschäftigt fand. Er war zufällig auf einige sonderbare Erscheinungen gestoßen und hatte sogleich eine Reihe Versuche angestellt. Einiges, was er mir zeigte, war sehr merkwürdig; auch machte er mich mit einem ihm befreundeten Medium bekannt, das damals in seinem Hause wohnte. Es war das erstemal, das ich ernstlich über den Gegenstand nachdachte; mich interessierte besonders die Art seines Verfahrens und die Aufzeichnungen, die er von den Ergebnissen eines jeden Versuches machte. Er hat seine Beobachtungen und die Schlüsse, zu welchen er gelangt, in zwei Büchern niedergeschrieben. 1860 gab er ‚Fußspuren auf der Grenze einer andern Welt' heraus und kürzlich ist sein: ‚Strittiges Land zwischen dieser und jener Welt' erschienen. Ich halte Mr. Owen für einen der wenigen, welche sich mit derartigen Forschungen abgeben können, ohne dabei den gesunden Menschenverstand völlig beiseite zu lassen, und seine beiden Bücher sind wohl lesenswert. Für mich enthalten sie viel Merkwürdiges und Interessantes, obgleich ich natürlich nicht allen seinen Schlußfolgerungen beistimme und finde, daß er zuviel als gewiß voraussetzt. Immerhin bleiben noch manche Thatsachen übrig, die mir nützlich und bemerkenswert erscheinen.

„Kürzlich schrieb er mir: ‚Unter allen Schriftstellern unserer Zeit schätze ich Mrs. Lewes am meisten und ihr Urteil über mein Werk würde mir vom größten Werte sein.' — Ich glaube, er beabsichtigt, Ihnen die Bücher zu schicken und ich hoffe, Sie werden sie lesen. Wenn Ihnen manche seiner Erzählungen wie Märchen aus ‚Tausend und eine Nacht' vorkommen sollten, wie dies auch bei mir früher der Fall war, so erwähne ich nur, daß ich einige der merkwürdigsten zufällig durch eigene Beobachtung bestätigt gefunden habe. . . .

„Mr. Owen scheint mir im allgemeinen den Ergebnissen seiner Forschung zu viel Wert beizulegen; bis jetzt berechtigen sie noch keineswegs zu der Annahme, daß durch sie die Offenbarungen des Christen-

tums ergänzt oder fortgesetzt werden. Ich betrachte den Spiritismus nur als ein merkwürdiges psychologisches Studium und jeder sorgfältige Beobachter, der wie Mr. Owen das Seinige dazu beiträgt, muß uns willkommen sein.

„Daß vieles von dem, was die Geister offenbaren, völlig wertlos und kleinlich ist, weiß ich wohl; die erste Frage scheint mir vor allem, ob unsichtbare Geister überhaupt reden können, mag, was sie sagen, weise oder thöricht sein. Da ich an Bibel und Christentum glaube, bedarf ich einer Bestätigung des Fortlebens durch solche Dinge nicht, und sie haben mit meiner Religion nichts zu schaffen. Sie sind für mich nur interessante Untersuchungen über Naturerscheinungen, welche, ähnlich wie das Nordlicht oder Darwins Entstehung der Arten, bis jetzt noch unerklärt sind. Wir werden, glaube ich, noch eines Tages die Gesetzes entdecken, welche allen diesen Dingen zugrunde liegen.

„Ich hoffe, daß ich Sie mit meinen Auseinandersetzungen nicht langweile; der Gegenstand, um den es sich handelt, macht jetzt immer mehr Aufsehen, und die Zahl der Anhänger des Spiritismus ist weit größer als man denkt, denn viele wagen nicht, sich offen dazu zu bekennen. Was mich betrifft, so wünschte ich, daß alles ans Tageslicht gebracht und einer strengen Forschung unterworfen würde.

„Schreiben Sie mir wieder, wenn Ihnen danach zumute ist. Ich weiß zu gut, was eine Natur wie die Ihrige kann und nicht kann, um mehr zu verlangen. Jedenfalls wird es nichts schaden, wenn ich Ihnen sage, daß nach wie vor an Sie denkt und Sie lieb hat.

Ihre getreue

H. B. Stowe."

„The Priory, 21 North Bank.
Regent's Park, 4. März 1872.

„Liebe Freundin! — Daß die zwei letzten Jahre Ihnen andere und dringendere Arbeit gebracht haben, als Briefe zu schreiben, zu welchen Sie weder die Menschenliebe, noch nötige Geschäfte zwangen, begreife ich leicht. Der Beweis, daß Sie noch in Freundschaft meiner gedenken, war mir, da ich ihn jetzt erhielt, doppelt willkommen und

erfreulich, denn nun kann ich mir Sie in der heitern Ruhe Ihres Orangenhains — Ihrem Sorrent des Westens — vorstellen, den geliebten Rabbi noch an Ihrer Seite. Es muß für Sie eine wahre Wonne sein, sich an diesem Frieden zu laben; wir empfinden es auch jedesmal als ein Glück, wenn wir dem Londoner Treiben entfliehen und die langen Tage auf dem Lande zu unserer Verfügung haben, in denen wir nach Gefallen lesen, spazieren gehen und uns miteinander unterhalten können.

„Bei größerer Muße will ich gewiß Mr. Owens Bücher gern lesen, wenn er so gut ist, sie mir zu schicken. Es ist mir viel daran gelegen, mich keiner Erkenntnis zu verschließen, aber bis jetzt sind mir die verschiedenen Wundererscheinungen auf dem Gebiet des Geisterverkehrs und ähnliche Dinge, welche berichtet und bezeugt werden, hier nur unter der abstoßenden Form der niedrigsten Marktschreierei vorgekommen. . . . .

„Wenn ich aber auch weder in persönliche Berührung mit Leuten kommen mag, die sich als Medien öffentlich für Geld sehen lassen, oder mit Halbblödsinnigen, wie sie den Hofstaat einer Mrs. — oder anderer weiblicher Wesen derselben Art bilden, so möchte ich mir doch nicht freiwillig einen Weg vermauern, auf welchem mein Geist möglicherweise irgendeinen Aufschluß erhalten kann, der das Los des Menschen betrifft. . . . .

In herzlicher Freundschaft

Ihre

M. L. Lewes."

„Mandarin. Florida, 11. Mai 1872.

„Liebe Freundin! — . . . . Ich hoffte hier im Schatten der Orangenbäume ‚Middlemarch' lesen zu können, aber die Verleger lassen mich im Stich und ich bin zu weit von der Welt entfernt, um es mir zu verschaffen. Wie würde ich mich freuen, Sie hier in unserm Landhaus in Florida zu haben, inmitten eines völlig neuen, wilden Waldlebens. Das Klima gleicht zwar dem italienischen, aber die Natur ist doch ganz anders, sowohl Pflanzen als Vögel und die übrige Tierwelt.

„Hier ist nicht alles grün, sauber und wohlgepflegt wie in England, sondern eine wirre Wildnis von kunstloser Schönheit. Jeder Baum strotzt von Blüten; Ranken und Schlingpflanzen springen von Ast zu Ast, schaukeln sich in den kühnsten Gehängen, verflechten und verweben sich zu einem unauflöslichen Gewirr. Hinter unserm Hause auf der großen sandigen Ebene wuchert und wächst die herrlichste Pflanzenwelt in üppiger Fülle. Da stehen vor allem die Pinien, so hoch wie die italienischen, durch deren Zweige es fortwährend tönt und rauscht, traumhaft wie rieselndes Wasser. Dann kommen die Weißeichen und Steineichen, immergrüne Bäume mit schmalen Blättern, die eine ungeheuere Größe erreichen und von deren Ästen lange Gewinde von grauem Moos herabhängen. Wir haben einen großen wilden Park voll solcher Bäume, der in dem glänzendgrünen Frühlingslaub und den schwankenden Moosgehängen wie eine Zaubergrotte aussieht. Darunter wachsen Stechpalmen und blühende Ziersträucher und der gelbe Jasmin klettert überall hinauf und hinein mit seinen duftenden, goldenen Glocken und Knospen, von denen oft das Laub des Baumes ganz überwuchert wird.

„Alle diese wunderbaren wilden Gewächse mit ihrer strahlenden Farbenpracht, die mir neu und fremd sind, deren Namen ich nicht weiß, haben einen eigenen Reiz für mich. Der Ort ist wie dazu geschaffen, um die ganze Außenwelt zu vergessen und nur sich selbst zu leben. Wären Sie hier, wir wollten zusammen Azaleen pflücken, weiße Lilien, silberne Glockenblumen und blaue Iris. Ich gerate förmlich in einen Wonnerausch, wenn ich die Blumen male; soeben habe ich einen Strauß weißer Lilien gemalt, die auf dem feuchten Ufer des Stromes wachsen. Jetzt läßt es mir keine Ruhe, bis ich ein Bild von der blauen Iris gemacht habe. Sie sind von Natur Künstlerin und Dichterin und sollten das alles sehen. Wenn Sie zu mir kommen wollen, so steht Ihnen mein Herz und mein Haus offen; wir haben ein kleines Zimmer, das Sie bewohnen könnten. Die Geschichte unseres Landhauses ist folgende: Ich fand eine Hütte dicht an einer großen Steineiche, die fünfundzwanzig Fuß im Umfang hat und ihre Zweige mit den Moosgehängen in einer Höhe von achtzig Fuß wie ein Himmelsgewölbe ausbreitet. Da zogen wir ein und besserten die

Hütte allmählich mit Latten, Mörtel und Tapeten aus. Dann bauten wir ringsherum eine Veranda, denn in dieser Gegend ist die Veranda das Wohnzimmer des Hauses. Die unsrige mußte um den Eichenstamm gebaut werden, das giebt dem Hause ein seltsames Ansehen, als wäre es aus dem Baum herausgewachsen. Wir machten nun hier und da einen Anbau, setzten Giebel und Kammern auf — wie ein Baum neue Äste und Zweige sprossen läßt — so daß unser Haus ganz anders aussieht wie die übrigen; aber wir wohnen doch gar zu gern darin. Es hat allerdings kleine, absonderliche Räume und beherbergt in diesem Augenblick eine Familie von siebzehn Mitgliedern.

„Vorn breitet der schöne, stolze St. John seine Fluten aus, der von einem Ufer zum andern fünf Meilen mißt, und wir sehen die Dampfböte hin- und hersegeln nach der großen Welt, welcher wir entflohen sind. Auf allen Seiten schützen uns die Orangenbäume mit ihrem dichten Schatten und lebhaften Grün vor den Sonnenstrahlen, so daß wir im Freien sitzen, umhergehen und förmlich wohnen können. Unser Winter hier ist nur kühl und frisch, ohne Schnee. In jedem Monat blühen draußen Blumen und im Garten giebt es Salat und grüne Erbsen. Die Sommerwärme steigt bis auf 90 Grad, aber die Seewinde verbreiten stets angenehme Kühle. Wir gehen jedoch gewöhnlich im Sommer auf drei Monate nach dem Norden. Ich wollte gar nicht so weitläufig über Florida schreiben, aber ich bin in das Thema hineingekommen, ich weiß selbst nicht wie, und wenn Sie uns nicht in Person besuchen, so sollen Sie es wenigstens im Geiste thun.

„Mein armer Rabbi schickt Ihnen etwas Arabisch, das Sie schwerlich lesen können. Er steckt bis über die Ohren im Geisterspuk, denn er hat alles darüber in sämtlichen Sprachen gelesen vom Talmud bis zu . . . .

Immer in Liebe

Ihre

H. B. Stowe."

„Boston, 26. September 1872.

„Liebe Freundin! — Wenn Sie meine Schrift so bald wieder sehen, werden Sie denken, es regnet, hagelt und schneit Briefe von

mir. Ich bin jetzt gerade in einem reizenden kleinen Nest in Boston, wo die liebe Mrs. Field wie eine Taube sitzt und ihre Flügel ausbreitet. Wir möchten Sie beide hier bei uns haben, und sie hat noch keine Antwort auf die Einladung erhalten, welche Sie in Ihrem letzten Briefe erwähnten. Mir scheint, Sie müssen geschrieben haben und der Brief ist verloren gegangen. Gestern waren wir vor Mitleid und Entrüstung ganz außer uns über den entsetzlichen Casaubon und die arme Dorothea*), die sich wie eine warme, sonnige Welle an diesem kalten, abstoßenden Felsen bricht! Er ist gar zu abscheulich und scheint auch keinen warmen Blutstropfen in seinen Adern zu haben. . . . Jetzt sind wir auf die Gartenscene nach dem Besuch des Doktors gespannt. Hier in Boston hat ein solcher Mann gelebt, hochangesehen in litterarischen Kreisen, aber seine Frau war vermutlich nicht wie Dorothea. Da verkehrten sie denn auf höchst anständigem Fuß miteinander unter gegenseitigen Ehrenbezeugungen, wie zwei chinesische Mandarinen.

„Etwas fehlt mir aber an der Geschichte, liebe Freundin, und das würden Sie finden, wenn Sie in unser Land kämen, wo manches auf den Kopf gestellt wird und man wohl auch einmal über die Schnur haut, wo es aber an Scherz und Lust nicht mangelt. Sie schreiben und leben in so hohen Regionen, da ist alles Selbstverleugnung. Wir möchten Sie hier haben in diesem Haus, wo wir bei verschlossenen Thüren manchmal einen Spaß treiben, daß sich die Balken biegen, reden wie uns der Schnabel gewachsen ist und uns um die Regeln des Herkommens wenig kümmern.

„Wenn Sie nur unser Amerika sehen könnten und von einer hübschen, wohlhabenden, aufblühenden, kleinen Stadt zur andern reisen, wie ich es gethan habe — man bekommt da so viel Reichtum, Wohlstand, Fortschritt, Kultur und andere schöne Dinge zu schauen! Dies kleine Taubennest hier ist auch ganz reizend; vorn sieht man auf die Straße der Stadt und die Hinterfenster haben den Ausblick auf das Meer. Es sind stille, abgelegene Zimmer darin, voller Bücher, Bilder und allerlei Dingen, an denen Sie und Mr. Lewes Ihre Freude

*) In Middlemarch.

haben würden. Fürchten Sie sich nur nicht vor dem Ozean! Ich bin im ganzen sechsmal hinüber- und herübergefahren und versichere Sie, es ist lange nicht so schlimm als es aussieht. Froude kommt her — warum sollten Sie nicht kommen? Außerdem haben wir hier einen Jungbrunnen — das heißt in Florida, wo ich wohne; dort wollen wir beide das Leben von neuem anfangen und die herrlichsten Gedichte, philosophischen Abhandlungen und wer weiß was alles ausdenken. Mein Rabbi schreibt wie im siebenten Himmel, weil er ein Briefchen von Ihnen hat. Wer hätte denken sollen, er würde so eigenmächtig werden in meiner Abwesenheit!

„Also, wir erwarten Ihre Antwort an die liebe Mrs. Field und hoffen, daß es ein freudiges ‚ja' sein wird, und wir Sie an unser Herz schließen dürfen.

In Liebe

Ihre

H. B. Stowe."

Im Sommer 1874, während Mrs. Stowes Bruder, der Rev. Henry Ward Beecher, einen boshaften, empörenden und völlig unbegründeten Angriff auf seine Sittenreinheit erdulden mußte, schrieb Mrs. Lewes die folgenden teilnehmenden Zeilen:

„Liebe Freundin! — Neulich schrieb mir Mrs. Field, um mir zu sagen, wie es Ihnen in Ihrer schweren Prüfung ergeht. Was ich davon erfahren hatte, war ganz unzuverlässig und verschaffte mir nur die eine Gewißheit, daß Sie und die Ihrigen schmerzlich darunter zu leiden hatten. Natürlich dachte ich dabei am meisten an Sie (wie die Sache vor der Öffentlichkeit verlaufen würde, war noch unentschieden) und mehr als einmal, ehe ich den Brief unserer Freundin erhielt, hatte ich Mr. Lewes gegenüber geäußert: ‚Was muß Mrs. Stowe dabei empfinden!'

„Mrs. Field hat mir einmal von Ihrem wunderbaren Mut und Ihrer Heiterkeit erzählt, die Sie selbst in den dunkelsten Stunden aufrecht erhält. So stellte ich mir denn vor, wie Sie den bedrängten Ihrigen mit Rat und liebevoller Hilfe zur Seite stehen, aber doch fühlte ich, daß Ihnen eine furchtbare Last auf dem wunden Herzen

liegen müsse. Vielleicht ist es Ihnen, liebe, verehrte Freundin, deren warmes Mitgefühl für andere stets bereit war, doch ein Trost, zu wissen, daß Ihre fernen Freunde sich im Geist um Sie sorgen und über jeden guten Ausgang froh sein werden, der Ihnen Ruhe bringt. — In meiner Unwissenheit darf ich nicht wagen, mehr zu schreiben, aus Furcht, ich könnte mich unverständig ausdrücken. Doch hoffe ich, Sie werden diese wenigen Zeilen nicht verachten, die, vielleicht mehr zu meiner als zu Ihrer Erleichterung, Ihnen sagen sollen, daß ich Ihrer Güte für mich und Ihrer mutigen Arbeit für alle stets mit herzlicher Dankbarkeit gedenke."

Mehr als zwei Jahre vergingen, bevor Mrs. Stowe diesen Brief beantwortete.

„Zur Zeit der Orangeblüte.
Mandarin, 18. März 1876.

„Liebe Freundin! — Wenn die Orangenbäume blühen, denke ich immer an Sie; jetzt sind sie schöner denn je und so viele Bienen wimmeln in den Zweigen, daß die ganze Luft mit leisem Gesumme erfüllt ist.

„Ich höre jeden Monat von Ihnen im Harper, das ist so gut wie ein Brief. ‚Daniel Deronda' ist es gelungen, in meinem etwas abgestumpften Geist ein neues Interesse zu erwecken. So viele Geschichten kommen jetzt in jedem modernen Magazin dahergetrabt, daß sie keinen Eingang im Gemüt finden können, der Weg wird förmlich festgetreten. Nur etwas Ungewöhnliches kann das Gefühl beleben. Dies aber regt mich auf und beschäftigt mich, sodaß ich jede neue Nummer voll Ungeduld erwarte.

„Ich wollte, ich könnte Ihnen unser hiesiges Winterwetter schicken, ein Winter, wie man ihn in Sicilien findet. Wir wohnen hier vom November bis Juni, und mein Mann sitzt den Tag über auf der Veranda und liest. Die ganze Familie wandert den Winter hierher und im Sommer nach dem Norden, meine beiden lieben Töchter, mein Mann, die Dienstleute und ich. Meine Zwillingstöchter nehmen mir alle Haushaltungssorgen ab; sie sind lebhaft und munter und haben viel praktische Anlage. In unserer Nachbarschaft

wohnen einige Familien, die sich gleich uns hier zum Winteraufenthalt einfinden und ein Leben führen wie auf einem Picknick, ohne Förmlichkeiten, fern von der Welt und ihren Sorgen. . . . .

„Vor meinem Fenster im Orangenbaum singt ein roter Kardinalfinke so lieblich und eindringlich, daß er mich fast am Schreiben hindert. Ich hoffe, liebe Freundin, es geht Ihnen gut, besser als da ich zuletzt von Ihnen hörte.

„Was Sie mir damals schrieben, war sehr lieb und freundlich; doch ist es so lange her, daß Sie es vielleicht vergessen haben. Es war ein herzliches, teilnehmendes Wort über den Prozeß meines Bruders, echt weiblich, zart und liebevoll, wie Sie es von Herzen sind. Im ganzen ist doch meine Liebe für Sie größer als meine Bewunderung, denn ich halte es für schöner und besser, ein wahrhaft liebenswertes Weib zu sein, als Griechisch und Deutsch lesen zu können und Bücher geschrieben zu haben. In dem, welches ich jetzt lese, sind einige Stellen, die mich ganz besonders ansprechen und die ich Ihnen nachfühlen kann. Denn, liebste Freundin, mir ist jetzt zumute, wie jemand, der am Ufer des Lebens mit Freunden und Genossen gespielt und geschmaust hat, dann spät am Nachmittag aus einem Traum erwacht und findet, daß schon fast alle zum jenseitigen Ufer aufgebrochen sind. Die wenigen Zurückgebliebenen suchen ihre Sachen zusammen, packen ihre Koffer und warten auf das Boot, das sie abholen soll.

„Wie kurze Zeit scheint es, seit mein Bruder Henry und ich miteinander jung waren! Er stand mir von sieben Brüdern und drei Schwestern zunächst im Alter, war zwei Jahre jünger als ich und mein steter Gefährte. Ich gab ihm Zeichenunterricht und ließ ihn seine lateinischen Aufgaben hersagen, denn ein Mädchen ist ja weit früher reif und erwachsen als ein Knabe. Mit Interesse verfolgte ich seine Universitätsstudien und stand ihm in seiner schwierigen Liebesgeschichte bei, bis dieselbe mit der Heirat endete. Mein Mann und er schlossen eine wahrhaft schwärmerische Freundschaft; dann trat auch ich in die Ehe.

„Ach, in jenen Tagen ließ sich keins von uns träumen, daß er oder ich je in der Welt einen Namen haben würde. Er war ein

junger Mann voll Luft und Liebe, voll Begeisterung für den Schutz der Bedrückten und die Verteidigung der unschuldig Verfolgten. So schrieb er denn Leitartikel, trug Waffen und that Polizeidienste in Cincinnati, wo wir damals wohnten, um die armen Neger zu schützen, als die Sklavenhalter von Kentucky das Volk aufwiegelten.

„Nach seiner Verheiratung lebte er als Missionar im Westen; seine Freudigkeit, seine Begeisterung, sein ritterliches Wesen brachte Sonnenschein und Thatkraft in unser beider Leben. Als er den Ruf nach Brooklyn erhielt, war gerade der Kampf der Antisklaverei am heftigsten entbrannt und das Auslieferungsgesetz durchgegangen. Damals wohnte ich in Maine und ich erinnere mich noch, daß er einmal im Winter um Mitternacht geritten kam, um mich zu besuchen und wir bis zum Morgen aufsaßen und berieten, wie wir den schrecklichen Grausamkeiten Einhalt thun könnten, die gegen die schutzlosen Schwarzen verübt wurden. Henry sagte mir, er werde den Kampf in New York aufnehmen und sei sicher, in seiner Gemeinde Unterstützung zu finden gegen die tyrannischen Übergriffe der Sklavenhalter des Südens. Auch mir brannte das Herz vor Entrüstung und Mitgefühl. ‚Ich werde auch etwas thun', rief ich, ‚gerade jetzt schreibe ich eine Geschichte, um die Leiden und das Unrecht zu schildern, welches die Sklaven erdulden'. — ‚Das ist recht, Hatty', meinte er, ‚schreibe sie fertig und ich will sie im Lande umherstreuen so dicht, wie die Blätter von Vallombrosa'. — So entstand ‚Onkel Tom' und die Plymouth-Kirche wurde ein Zufluchtsort, wo die Sklaven stets Schutz fanden und einen starken Helfer. Eines Morgens sah mein Bruder den alten Paul Edmondson weinend auf seiner Treppenstufe sitzen; man hatte ihm zwei Töchter von sechzehn und achtzehn Jahren zum Verkauf in das Sklavenmagazin geschickt. Mein Bruder nahm den Mann bei der Hand, führte ihn in eine öffentliche Versammlung, erzählte dort seine Geschichte und hatte nach Ablauf einer Stunde die zweitausend Dollars zum Lösegeld für seine Kinder beisammen. Immer wieder sind später Sklaven durch die Plymouth-Gemeinde losgekauft worden; Haß und Furcht vor Henry und seiner Kirche wurde in der halben Union zur Losung. Er kämpfte weiter, unaufhaltsam und unermüdet, bis der Krieg zu Ende war und die Sklaverei ausgetilgt durch das vergossene

Blut. Er hat seine ganze Kraft eingesetzt, hat gerungen, gestritten, gearbeitet aller Orten. Wo es sich um die Sklavenfrage handelte, hat er Wahlreden gehalten und stets verkündet, daß die Sache Christi auch die Sache der Sklaven sei. Als dann alles vorüber war, sandte die Regierung ihn und Lloyd Garrison aus, um die Nationalflagge auf dem Fort Sumter wieder aufzupflanzen. — Solche Thatkraft entwickelt kein Mann, ohne sich viele Feinde zu machen. Die halbe Union war besiegt, viele Millionen Eigentum durch die Emanzipation vernichtet, eine stolze, mächtige Sklavenaristokratie an den Bettelstab gebracht. Es giebt Leute, die weder ihn noch mich je von Angesicht gesehen haben und uns bis auf diese Stunde hassen und verabscheuen. Aber noch mehr — Henry hat auch in der Theologie dem Fortschritt gehuldigt, hat Huxley, Spencer und Darwin studiert — zum Schrecken der alten Schule — und ist dabei doch ein so eifriger Supernaturalist geblieben, daß die Männer des religiösen Umsturzes sich nicht an ihn wagten. Wir sind Christusanbeter, mein Bruder und ich. Wir verehren in ihm das Ebenbild des unsichtbaren Gottes und bekennen uns zu allem, was aus diesem Glauben folgt. Auch ein Anhänger der Reform war er und hat das allgemeine Stimmrecht und die Frauenemanzipation verteidigt, aber wiederum mit einer Mäßigung, die jener Reformpartei nicht zusagte, welche auf dem Standpunkt der französischen Sozialisten steht und die ganze Welt aus den Fugen heben möchte. Schließlich hat er noch das Unglück gehabt, eine Popularität zu besitzen, die über alle Beschreibung geht. Von der Liebe Verehrung, ja Anbetung, die ihm entgegengebracht wurde, macht man sich gar keinen Begriff. Es liegt in seinem Wesen etwas so Anziehendes, daß jedermann nach seinem Umgang verlangt, daß die Menschen ihm nachfolgen und ihm anhangen. Ich erinnere mich, daß, als ich einmal zur Frühlingszeit in seinem Hause war, an einem Abend eine Schachtel mit Blumen aus Maine, eine aus New Jersey und eine dritte aus Connecticut ankam — von Leuten, die ihn nicht persönlich kannten, die nur eine seiner Schriften gelesen hatten und ihm ein Liebeszeichen schicken wollten. Ich sagte: ‚Man glaubt wirklich, du seist eine Primadonna. Warum machen die Leute nur so viel Wesens mit dir?!‘ —

„Mein Bruder ist unglaublich großmütig und vertrauensvoll. Seine Arglosigkeit und Unfähigkeit, von anderen Böses zu denken, geht über jede Vorstellung, und so ist all' dies Leiden über ihn gekommen. — Sie, liebe Freundin, drückten die Hoffnung aus, ich würde nun Ruhe haben, als das erste Untersuchungskomitee und die Plymouth-Kirche meinen Bruder fast einstimmig freisprach. Dem war aber nicht so. Seine Feinde waren zu weit gegangen; sie mußten ihn vernichten oder selbst untergehen, und es folgte noch ein zweijähriger entsetzlicher Kampf. Zuerst eine sechsmonatliche gerichtliche Untersuchung, deren Kosten sich für ihn auf 118000 Dollars beliefen und bei welcher er und seine wackere Frau nebeneinander im Gerichtssaal saßen und alles anhörten, was die Verschwörer gegen ihn vorzubringen hatten, nachdem sie drei Jahre lang ihr ränkevolles Netz gesponnen. Dem Obmann der Geschworenen waren zehntausend Dollars angeboten worden, wenn er gegen meinen Bruder entscheiden wolle. Er hat den Brief, welcher den Bestechungsversuch enthielt, dem Richter übersandt. Alle Bosheit der Feinde war aber umsonst — dreiviertel der Geschworenen stimmten gegen sie und ihre Sache war verloren. Die Freunde meines Bruders meinten schon, nun sei der Sieg gewonnen; eine große Zahl der einflußreichsten Geistlichen aller Kirchen sprach das in einem öffentlichen Schreiben aus und man hoffte, die Sache wäre so weit vorüber, daß man Gras darüber wachsen lassen könne und selbst wieder aufleben.

„Aber man hatte zu früh triumphiert. Die Feinde verbanden sich insgeheim mit allen jenen Kräften, die danach trachteten, meinen Bruder aus seiner allzu erfolgreichen öffentlichen Wirksamkeit zu verdrängen. Sie setzten alle Hebel in Bewegung, damit es zu einem geistlichen Verhör käme. Verschiedene religiöse Zeitungen erhoben die Anklage, die Plymouth-Kirche habe sich zur Mitschuldigen des Verbrechens gemacht; durch das Genie des glänzenden Redners bestochen, habe man die Untersuchung nur obenhin geführt; die sechsmonatliche gerichtliche Untersuchung genüge nicht, man verlange ein neues Verhör. Der Kirchenvorstand berief sogleich eine Versammlung von Geistlichen und Laien, Vertreter von 37000 Gemeindegliedern verschiedener Kirchen, denen er sämtliche Dokumente vorlegte, nebst dem Bericht über

die Verhandlungen und alle Einzelheiten des Falles. Die ganze große Versammlung pflichtete dem Vorstand einstimmig bei und bestätigte sein Urteil. Man stellte fest, daß sich aus allen bisherigen Untersuchungen nichts gegen meinen Bruder ergeben habe. Auf sein Verlangen und den Wunsch des Vorstandes der Plymouth-Kirche ward nun noch ein Komitee von fünf Männern eingesetzt, welchem innerhalb sechzig Tagen alle den Fall betreffenden Thatsachen mitgeteilt werden sollten. Läßt sich dann nichts beweisen, so will man die Sache als für immer abgethan betrachten. Hierdurch wird, wie die Freunde meines Bruders glauben, die Angelegenheit nun wirklich zum Abschluß kommen.

„Nach alledem werden Sie begreifen, warum ich nicht geschrieben habe. Es hat an meinem Leben gezehrt, mir mein Herzblut gekostet. Wir sind eins, er und ich. Ich weiß, Sie können mich verstehen, wenn ich sage, ich habe jeden Schlag, der ihn traf, mehr gefühlt, als wenn er mir gegolten hätte. Ich kenne seine Sittenreinheit, seine Ehrenhaftigkeit, sein Zartgefühl; ich weiß, daß er sich von Kindheit auf rein und unbefleckt erhalten hat. Stets hat er der Stimme seines Gewissens gehorcht, seinen höchsten Ruhm darin gesucht, menschliches Unrecht wieder gut zu machen; nie jemand Böses nachgesagt oder den Verleumdern sein Ohr geliehen.

„Mir ist niemals eine Natur von solcher Kraft und solcher fast kindlichen Unschuld vorgekommen. Er hat ein so freundliches, liebevolles Gemüt, daß ich ihn wohl zu Zeiten im höchsten Feuer der Entrüstung gesehen habe, aber nie ärgerlich oder gereizt. In allem, was er thut und treibt, denkt er an andere; die Kinder auf der Straße laufen ihm nach, und jeder Schwache, Notleidende und Betrübte sieht in ihm seinen natürlichen Beistand. Nie und nirgends ist er zu irgendeiner Frau in eine Beziehung getreten, die nicht seiner würdig, rein und lauter und ehrenhaft war. Niemand weiß das besser als ich, und sicherlich würde ich es nicht sagen, wenn auch nur der Schatten eines Zweifels darüber bestände. Gott sei Dank, daß dem so ist, daß ich meine Bibel aufschlagen kann und alle Seligpreisungen der Bergpredigt auf meinen Bruder beziehen!

„Seine Ruhe, seine Heiterkeit und Freudigkeit während der

langen Prüfung hat uns alle gestärkt. In seiner Gegenwart gab es weder Kummer noch Sorge. Mein Bruder besitzt eine ganz wunderbare Kraft Trost zu spenden. Ich habe ihn an Totenbetten und bei Begräbnissen gesehen, wo kein Hoffnungsstern mehr zu leuchten schien. Er brachte Himmelsfrieden in die Seelen und die Verzweiflung wandelte sich in Vertrauen. Auch in seinem eigenen Mißgeschick hat er diese Kraft bewährt. Sie glauben nicht, wie sehr man ihn liebt, selbst wer ihn nie gesehen hat — Alte, Gelähmte, Betrübte, Notleidende arme Nähterinnen, bedürftige Schwarze — sie alle fühlten sich von den Pfeilen, die gegen ihren Wohlthäter geschleudert wurden, verwundet, als hätten sie sie selbst getroffen. Ihre Teilnahme fand in ihren Briefen den rührendsten Ausdruck. Unter Gebet, Arbeit und Schweigen hat mein Bruder die Leidenszeit durchgemacht. Wenn man ihn drängte sich zu rechtfertigen, erwiderte er nur, Gott werde das schon thun, sobald es an der Zeit sei. . . . .

„Sie schildern Deronda als eine jener seltenen Naturen, in denen ein ihnen zugefügtes Unrecht keine Bitterkeit erzeugt: ‚Die erlittene Beleidigung ruft nicht den Wunsch hervor, die Beleidigung zu erwidern, sondern nur Haß gegen jede Art von Unrecht und Beleidigung überhaupt‘. So hat auch mein Bruder während des ganzen Konflikts stets den Geist dessen bewährt, der das Ohr des Malchus heilte, als er selbst angegriffen ward. Seine Freunde und Rechtsbeistände sind manchmal ganz außer sich geraten, daß er immer nur um andere besorgt war, selbst seine Feinde zu entschuldigen trachtete und ihnen jedes Rechtsmittel bewilligte, dessen sie sich irgend bedienen wollten. Während der ganzen Dauer seines Prozesses hat er seine Berufsarbeit nicht einen Tag ausgesetzt. Seine Kirche war stets gedrängt voll; er predigte sogar in den Badeorten, wo er seine kurzen Ferien zubrachte; er betrieb sein Missionswerk, durch welches er zwei früher verwahrloste Stadtbezirke völlig umgeschaffen hat; er gab eine Zeitung heraus, kurz er arbeitete von früh bis spät. Seine Zuhörer ermahnte er, sie sollten sich nicht zu viel mit seiner Person und seinem Geschick beschäftigen, sondern ihre Hingabe durch treuere Liebeswerke beweisen. Niemals ist denn auch die Missionsthätigkeit in der Plymouth-Gemeinde eifriger und erfolgreicher betrieben worden. Noch kürzlich

äußerte er: ‚Das Schlimmste, was einem Menschen begegnen kann, ist, wenn er aufhört an Gott zu denken und an sich selber denkt. Unsere Prüfungen dürfen nicht bewirken, daß wir uns zu sehr mit unserem Ich beschäftigen, sonst schaden sie uns‘.

„Verzeihen Sie mir diesen Gefühlserguß, liebe Freundin. Ich habe Sie lieb und wünschte, Sie sollten wissen, wie es mir ums Herz ist. Nun dies aber alles gesagt ist, glauben Sie ja nicht, daß Sie darauf antworten müssen. Ich weiß, wie viel Sie zu thun haben, und weiß auch, was ein schmerzender Kopf und ein überarbeitetes Gehirn bedeuten. Dies letzte Werk wird, denke ich, Ihr bestes werden. Ich hoffe, es bringt Ihnen soviel ein, daß Sie sich einen Orangenhain in Sicilien kaufen können oder anderswo, und sich des herrlichsten Wetters erfreuen, wie wir es hier thun. Meinen Mann, Ihren alten Anbeter, welcher gewöhnlich um acht Uhr zu Bette geht, habe ich darauf ertappt, daß er bis nach elf Uhr aufsaß, um die letzte Fortsetzung von ‚Daniel Deronda‘ zu lesen, der ihn ganz erfüllt. Wir haben eine gute Meinung von Guendoline, sie ist bis jetzt nicht anders als die jungen Mädchen im allgemeinen.

„Wenn irgend möglich, schicke ich Ihnen nächstes Jahr eine Probe unserer Orangen. Mich verlangt ordentlich danach, daß Sie dieselben versuchen und genießen.

In herzlicher Liebe

Ihre

H. B. Stowe.

P. S. „Ich fürchte, ich werde wieder schreiben, wenn ich Ihre Bücher lese, es fällt einem dabei immer so vieles ein, was man sagen möchte.“

In ihrer Antwort auf diesen Brief schreibt Mrs. Lewes unter anderem:

„Den Professor versichern Sie, bitte, meiner herzlichen Verehrung und sagen Sie ihm, daß ich grausam stolz darauf bin, ihm seinen Schlaf geraubt zu haben. Ich hoffe, Sie werden beide fortfahren, sich für meine Geisteskinder zu interessieren.“

Nach Mr. Lewes' Tode schreibt George Eliot an Mrs. Stowe:

„The Priory, 21 North Bank
10. April 1879.

„Liebe Freundin! — Ich habe Ihnen lange kein Lebenszeichen gesandt, außer einer Botschaft durch Mrs. Fields; aber im Herzen habe ich Ihrer und Ihres Mannes oft gedacht unter den vielen freundlichen Menschen, die mir ihr herzliches Mitgefühl geschenkt haben bei meinem letzten Erdenschmerz. . . . . Als Ihr Brief kam, begleitet von Ihrer schönen Sendung *), war ich nicht imstande Briefe zu lesen, und wußte lange nicht, was Sie mir geschickt hatten. Als ich es endlich sah und Ihre Dankesworte las, dafür, daß mit Ihrer Hilfe ein so großes Gut errungen worden war, da freute ich mich, zuerst Ihretwegen und dann um der großen Nation willen, welcher Sie angehören. Unter den traurigen körperlichen und geistigen Zuständen, welche in der alten Welt zur Herrschaft gelangen, schaut die hoffende Menschheit nach Westen. . . . . .

„Sie schreiben mir, wie glücklich Sie sind, daß sich Ihr Sohn in einer Laufbahn befindet, die ganz Ihren Wünschen entspricht. Das freut mich sehr, denn ich denke gern an Ihr Familienglück. Eine der hübschesten Kinderphotographieen, die ich besitze, haben Sie mir geschickt. . . . . .

„Mit vielen Empfehlungen an Ihren lieben, verehrten Mann bleibe ich in dankbarer Freundschaft

Ihre

M. L. Lewes."

Wir haben in diesen Blättern wiederholt Veranlassung gehabt, den Spiritismus zu erwähnen, welcher eine so wichtige Rolle in dem Leben sowohl von Professor Stowe als seiner Frau spielt und häufig der Gegenstand ihrer Gespräche und eingehendsten Studien war. Hier lassen wir nun noch eine ausführliche Darlegung von Mrs. Stowes Anschauungen über dieses schwierige Problem folgen, wie sie sich bei reiflichem Nachdenken im Lauf vieler Jahre in ihr entwickelten.

---

*) ‚Onkel Toms Hütte', neue Ausgabe mit Einleitung.

Über berufsmäßige Medien und die Geister, welche klopfen, sichtbar werden und allerlei Gemurmel hören lassen, schreibt sie:

„Jeder Freund nimmt einen Teil von unserem Selbst mit fort. Eine Seite unseres Wesens stand in Beziehung zu ihm, wie zu keinem anderen; wir hatten ihm Dinge zu sagen, die sonst niemand verstehen oder schätzen konnte. Diese Gedanken müssen wir jetzt im Innern behalten, sie sind uns nur noch ein Druck und eine Bürde; unwillkürlich schauen wir mit sehnsüchtigem Verlangen nach dem Stein vor des Grabes Thür. Wir lehnen uns an den kalten, stummen Marmor, aber es kommt keine Antwort, keine Stimme, kein Blick!

„Nun will man uns glauben machen, daß in unseren Tagen dies Verhängnis von uns genommen ist; daß es Menschen giebt, denen die Macht verliehen ist, uns wieder in Verbindung mit unseren Verstorbenen zu bringen. Wie manches Herz, welches durch das Grabesschweigen gequält und zermartert war, hat bei diesem Gedanken vor banger Furcht und Hoffnung geklopft. Wir wundern uns wohl, wenn wir hören, daß Leute von scharfem, klarem Verstande gläubige Anhänger gewisser Spiritisten geworden sind, — forschen wir aber weiter, so werden wir stets finden, daß irgend ein Todesfall diesem Glauben vorangegangen ist; er beweist nur die Verzweiflung, den Herzenshunger, den er stillen möchte.

„Ach, wäre es doch wahr! Schwände doch die Scheidewand zwischen der Geister- und Körperwelt immer mehr, so daß eine Gemeinschaft mit den Verklärten möglich und erreichbar wäre während unseres Erdenwallens! Wenn wir dann weinend hinausgingen im Morgengrauen, Wohlgerüche und Spezereien tragend, welche wir den geliebten Toten weihen möchten, dann würden wir den Stein fortgewälzt finden, und ein Engel säße auf dem Grabe.

„Aber für uns müßte der Stein freilich von einem wahrhaftigen Engel fortgewälzt sein, dessen Gestalt ist wie der Blitz, der keinen geheimnisvollen Spuk treibt bei Mondenlicht oder Sternenschein, sondern den Stein bei hellem, lichtem Morgen fortrollt. Dann könnten wir Gott danken für seine hohe Gabe und voll heiliger Scheu, Liebe und Ehrfurcht die selige Gemeinschaft mit einem anderen Leben ergreifen, um sie in Demut und Vertrauen mit unserem Erdendasein zu verflechten.

„Doch einen solchen Engel haben wir nicht gesehen — keine solche erhabene, wahrhaft himmlische Erscheinung. Wenn wir dagegen das betrachten, was man uns bietet — oh! wer, der einen Freund im Himmel hat, würde wünschen, daß er auf solche Weise zurückkehrte? Unser Schmerz ist zu heilig, als daß wir sehen möchten, wie die Vollendeten und Verklärten, statt wenigstens ihre irdische Hülle wieder anzunehmen, noch tiefer hinabsteigen, um Spuk zu treiben, zu klopfen, zu winseln, allerlei Kunststücke mit Tischen und Stühlen zu machen, immer und ewig dieselben Gemeinplätze zu wiederholen, die wir weise genug wären uns selber zu sagen; uns Possen und Kinderspiel zu zeigen, oder uns durch endlose, nebelhafte Irrgänge zu führen. Voll Ernst und Trauer sprechen wir es aus: wenn dies der Verkehr mit der Geisterwelt ist, wollen wir ihn lieber entbehren. Wir verlangen nach einem höheren Zustand als unser irdischer ist, nicht nach einem unvollkommeneren. Seiten und Seiten haben wir gelesen über den Geisterverkehr und lange Berichte über die Dinge in jener Welt, die von verschiedenen Geistern herrühren sollen. Wären sie wahr — wir könnten uns nichts Entsetzlicheres vorstellen!

„Wenn das künftige Leben so ermüdend, so schal und leer und nutzlos ist, wie es diese Berichte schildern, wir hätten alle Ursache, über die Unsterblichkeit zu klagen, von welcher uns kein Selbstmord erlösen könnte. Zu einer so geistlosen Ewigkeit verdammt zu sein, wäre weit schlimmer als die Vernichtung.

„So ist denn alles vergeblich, es giebt keine Befriedigung für die schmachtende Seele? — Und doch, es giebt Einen, welcher gesagt hat: ‚Ich bin der Lebendige. Ich war tot und siehe, ich bin lebendig von Ewigkeit zu Ewigkeit und habe die Schlüssel der Hölle und des Todes‘. Und derselbe Herr spricht: ‚Wer mich liebet, der wird von meinem Vater geliebt werden, und ich werde ihn lieben und mich ihm offenbaren‘. Dies ist ein bestimmtes persönliches Versprechen, das nicht auf die ersten Apostel beschränkt ist, sondern ganz allgemein gehalten, für jeden, der Jesus liebt und seinen Willen thut. Es ist uns zum Trost gesagt, bei der unvermeidlichen, herzbrechenden Trennung im Tode, daß uns droben im unbekannten Jenseits ein treuer Freund lebt, der mit uns in Gemeinschaft bleiben will und dessen

Geist uns Antwort zu geben vermag. . . . . Er ist der wahre Mittler zwischen der Geisterwelt und unserer Seele. Eine gesegnete Gebetsstunde, in der wir seine Liebe empfinden, die über alles Verständnis geht, ist weit besser, als alle jene flüchtigen, zusammenhanglosen und traumhaften Erscheinungen, welche die sehnsuchtsvollen Herzen berücken.

„So wollen denn wir, die wir nach der Gemeinschaft der seligen Geister Verlangen tragen, die Nähe dessen suchen, der seiner Kirche die tröstliche Verheißung gegeben hat: ‚Ich will euch nicht Waisen lassen. Ich komme zu euch‘.“

Achtzehntes Kapitel.

Schlußscenen. 1870—1889.

. . . . . Infolge eines Anerbietens, welches Mrs. Stowe im Jahre 1872 erhielt, eröffnete sich ihr ein neues, einträgliches Arbeitsfeld, eine Wirksamkeit, der sie sich mit ihrer gewohnten Thatkraft und Begeisterung hingab, trotz aller Anstrengung und Ermüdung, welche sie dabei auf sich nehmen mußte. Sie war nämlich von dem litterarischen Büreau in Boston aufgefordert worden, vierzig Vorlesungen zu halten, das heißt, in den größten Städten Neuenglands eine Auswahl aus ihren eigenen Werken vorzutragen. Da die Bedingungen höchst günstig waren, willigte sie ein und drang nur ihrerseits darauf, daß die Tour rechtzeitig beendet sein müsse, weil sie im Dezember zum Winteraufenthalt nach Florida gehen wollte. Die erste Vorlesnng fand am Abend des 19. September 1872 in Bridgeport Conn. statt.

Über Mrs. Stowes Erlebnisse als Vorleserin erfahren wir Näheres aus ihren Reisebriefen. Am 3. Oktober schreibt sie aus Boston an ihren Mann: „Die Woche war sehr ermüdend, aber alles ging gut. Heute lese ich in Cambridgeport, morgen Abend in Newburyport.“ Zwei Wochen später antwortete sie aus Westfield Mass. auf einen Brief, in welchem Professor Stowe von seinem baldigen Tode gesprochen hatte:

„Es wird mir unendlich schwer, jetzt von Dir fern zu bleiben. Ich käme auch gewiß zurück, aber ich kann mich meinen Verpflichtungen nicht entziehen, ohne andere in großen Schaden zu bringen,

und das wäre unrecht. Gott hat mir die Kraft gegeben, deren ich bedarf, und ich war gestern Abend befriedigter von meiner Leistung als je.

„Nun thue mir nur die Liebe, bester Mann, und denke nicht daran uns zu verlassen, sondern strebe so sehr Du kannst noch eine Zeit lang bei uns zu weilen, damit wir noch ein paar ruhige Abende mit einander verleben, bevor eins von uns die Fahrt ins Jenseits antritt. Mein Herz sehnt sich nach Dir und unserer lieben Heimat in Florida. Oh, möchten wir sie doch zusammen noch einmal wiedersehen!“

Am 29. Oktober schreibt sie in Fitchbury. Mass:

„Auf der Eisenbahn unweit Palmer entdeckte ich ganz unerwartet Mr. und Mrs. Fields im Zuge, die lustig wie ein paar Troubadours von einer Reise aus dem Westen heimkehrten. Ich setzte mich neben sie auf einen leeren Platz und wir hatten die köstlichste Fahrt nach Boston. Bei der Ankunft teilte mir der Agent aus Chelsea mit, daß ich nicht in einem dortigen Hotel absteigen solle; man werde mich in Boston abholen. Sofort fuhr ich nach Charles-Street 148 und fiel den Fields ins Haus, bevor sie sich noch umgekleidet hatten. Wir lachten herzlich und ich ward mit Freuden willkommen geheißen. Bald war ich in meinem Zimmer einquartiert und hielt nach einem behaglichen Mittagsmahl ein prächtiges Schläfchen. Als mich der Wagen um halb acht abholte, sagte man mir, ich würde mich nicht sehr anzustrengen brauchen, da bei der Abendunterhaltung auch Gesangsvorträge stattfinden sollten. Ich stieg ein und fand zu meinem Erstaunen, in Shawls gewickelt, mit Blumen besteckt und in blauem Atlas und Spitzen aufgeputzt — wen meinst Du wohl? — unsere alte Freundin aus den Andover-Konzerten, die jetzt Madame So-und-so geworden ist und europäischen Ruf genießt. Sie hat in Italien studiert und in Mailand debütiert, wo sie einen ganzen Winter bei der Oper angestellt war, auch in Paris und London ist sie aufgetreten. Sie singt reizend und sieht allerliebst aus. Außerdem sang noch ein kleines Chelsea-Röschen und ein Pianist ließ sich vernehmen. Ich las ‚Minister's Housekeeper‘ und ‚Topsy‘; die Zuhörer waren sehr empfänglich und gut gelaunt. Dann trabten wir alle nachhause.“

Den nächsten Brief schreibt Mrs. Stowe in Maine während der Eisenbahnfahrt:

„Lieber Mann! — Mit Portland und Bangor bin ich fertig; in letzterer Stadt, vor der mir bange war, weil sie recht einsam und abgelegen ist, traf ich es so angenehm, wie bisher in keiner anderen. Ich wohnte bei Fay, in einem warmen, behaglichen, geselligen Hause. Du erinnerst Dich seiner — er war Student in Andover. Die Versammlung abends hörte mit großem Vergnügen zu und es war wunderhübsch. Ich las ‚Kapitän Kittridge' zu aller Ergötzen; man lachte herzlich über seine Seegeschichten, ‚Minister's Housekeeper' fand Anklang wie immer, auch ‚Eva' und ‚Topsy'.

„Eine stocktaube Frau kam hernach zu mir und sagte: ‚Gottes Segen über Sie! Ich bin nur gekommen Sie zu sehen; das ist mir lieber, als wenn's die Königin wäre'. — Eine andere stellte mir ihr kleines Mädchen namens Harriet Beecher Stowe vor und ein älteres, das Eva hieß. Sie sagte, sie sei fünfzig Meilen weit hergekommen, um meine Vorlesung zu hören. So etwas muß einem doch zu Herzen gehen, nicht wahr?

„In Bangor herrscht die Pferdekrankheit, das brachte die Leute in große Verlegenheit; trotzdem kam der Bürgermeister mit seiner Frau einen weiten Weg zu Fuß, um mir Blumen zu bringen. Es regnete entsetzlich, die Leute mußten alle zu Fuße gehen, weil die Pferde krank waren, und doch hatte ich eine sehr zahlreiche Zuhörerschaft. . . . . Während ich jetzt in der Eisenbahn am Kennebec entlang fahre, rufe ich mir meine Erlebnisse zurück; das Wiedersehen mancher alten Bekannten und die hübschen kleinen Besuche wären schon an sich sehr angenehm, auch wenn dabei sonst kein Vorteil wäre. Es ist gerade keine schwere Art Geld zu erwerben, aber ganz leicht ist der Gelderwerb niemals — etwas Unangenehmes ist immer dabei. Bei schlechtem Wetter allein in einem Hotel zu sitzen, ist kein Vergnügen; in Portland ist niemand mehr, der mich in sein Haus einladet, unsere alten Freunde dort gehören der Vergangenheit an. . . .

„Die Gegend, durch die ich fahre, ist sehr hübsch; die Eichen sind noch belaubt, alle anderen Bäume kahl, aber Tannen und Eichen bilden einen wohlthuenden Gegensatz. In Brunswick hält der Zug

20 Minuten, da kann ich einen Blick auf den guten alten Ort werfen. Jetzt fließt der Kennebec auf der anderen Seite; was für ein schöner Fluß. Er ist ganz voller Baumstämme und Flöße. Ich muß schließen. Lebe wohl, lieber Mann. In alter Liebe

die Deine."

Am 7. November schreibt sie aus South Framingham Mass:

„Hier bin ich in E.s niedlichem Häuschen. Er hat eine hübsche Frau, eine hübsche Schwester, ein allerliebstes neugeborenes Kind, zwei nette Bübchen und eine reizende weiße Katze. Letztere ist eine wahre Schönheit von persischer Rasse, wie frisch gefallener Schnee, mit dem weichsten Fell und die Liebenswürdigkeit selber; sie schnurrt vor innigstem Wohlbehagen. Meine Zuhörer haben sich gestern Abend sehr gut unterhalten, sie wollten sich ausschütten vor Lachen. Es ist erstaunlich, wie zahlreich sie kommen, trotz der Pferdekrankheit und dem strömenden Regen. . . .

„13. November. Wakefield. Gestern in Haverhill waren die Leute nicht sympathisch und anregend wie in Waltham, sondern schwerfällig und unempfänglich. Ich mußte sie erst mit fortreißen, während sie im Gegenteil an anderen Orten mich anfeuern.

„Gott segne und behüte Dich. Es ist mir leid, daß Du trübe gestimmt bist und ich nicht bei Dir sein kann. Bald komme ich wieder, dann bleiben wir beisammen. Lebewohl. Immer

Deine getreue

H. B. S."

„24. November. Die Vorlesung in Peabody verlief sehr befriedigend. Ich war dort auch in der Bibliothek und sah das Bild der Königin, das sie für George Peabody hat malen lassen. Es ist etwa sechs Zoll im Viereck, Emaille auf Goldgrund in einem massiven Rahmen aus Gold und Sammet; es sieht aus, als wäre es auf Elfenbein gemalt. Nachts wird das Bild zum Schutz in einem eisernen Schrank verwahrt, der mit schweren Thüren und einem Sicherheitsschloß versehen ist. . . .

„Nun ist meine Fahrt bald zu Ende, und wenn ich ohne Krank-

heit, Erkältung und Unfall davon komme, wie dankbar will ich sein! Nie habe ich die Gegenwart des himmlischen Vaters so deutlich empfunden wie in dieser Zeit. ‚Er giebt dem Müden Kraft, und Stärke genug dem Unvermögenden'. Ich habe das mein ganzes Leben hindurch erfahren."

Aus Newport schreibt sie am 26. November:

„Die Vorlesung in New London war schwer, ermüdend und unbefriedigend. In Palmer hatten wir drei volle Stunden zu warten. Dann brachte uns ein schrecklich langsamer Zug erst bei Dunkelwerden nach New London. Es blieb keine Zeit zum Ausruhen, und ich war fast zu müde, um mich anzuziehen. Ich zitterte ordentlich vor Mattigkeit. In dem sehr langen, schwach erleuchteten Saal saßen die Zuhörer nicht alle beisammen, sondern in verstreuten Gruppen. Eine große, blendende Gasflamme schien mir gerade in die Augen und auf das Lesepult, auch sah ich in dem ganzen Saal kein bekanntes Gesicht. Ich war von Herzen froh, als ich fertig war und wieder in meinem Hotel. Dort sagte man mir, ich müsse um fünf Uhr aufstehen, wenn ich den Zug nach Newport erreichen wollte.

„So fuhr ich denn an dem düsteren, nebeligen Morgen hierher. Zuerst auf der Fähre, dann mit der Eisenbahn und zuletzt auf einem kleinen, kalten Dampfer. Trotzdem ich geschrieben hatte, war niemand da mich zu empfangen; ich nahm daher einen Wagen, der mich nach dem Hotel brachte. Der Wirt war sehr höflich, sagte, mein Koffer habe ihm verraten, wer ich sei, kannte unsere Besitzung in Mandarin u. s. w. Mich verlangte nur nach einem warmen Zimmer, einem guten Bett und unbegrenzter Zeit zum Schlafen. Jetzt habe ich drei Stunden ausgeruht und sitze hier in dem großen, einsamen Gasthofszimmer.

„Du lieber Alter, ich denke fortwährend an Dich und freue mich, wenn wir wieder daheim in Ruhe sind und plaudern können. Ich streiche einen Ort nach dem andern aus, wie der Gefangene die Tage seiner Kerkerhaft. Von heute ab nur noch zwei.

„Stets in Liebe

die Deine."

Auch im folgenden Jahre übernahm es Mrs. Stowe, eine Reihe Vorlesungen zu halten, und zwar im Westen. Am 28. Oktober 1873 schreibt sie aus Zanesville Ohio an ihren Sohn in Harvard:

„Es war sehr gut von Dir, mir so oft zu schreiben; Deine Briefe, die mich an den verschiedensten Orten trafen, dienten mir recht zur Herzstärkung. Ich war wirklich todmüde. Zwei Abende hintereinander habe ich in Chicago gelesen und bin den nächsten Tag dreizehn Stunden gefahren, etwa 300 Meilen bis Cincinnati. Die Fahrt war über alle Begriffe unbequem, alle Wagen überfüllt, zwei abscheuliche Öfen am Eingang und Ausgang, so daß man keine Luft bekam, und nicht einmal die Möglichkeit den Kopf anzulehnen. So brachten wir auf der großen Verkehrsstraße zwischen Chicago und Cincinnati die Zeit von 8 Uhr morgens bis fast 10 Uhr nachts zu.

„Als wir in Cincinnati ankamen, stellte sich heraus, daß George Beecher unser Telegramm nicht erhalten hatte und uns nicht erwartete; es waren keine Zimmer für uns bestellt und in seinem Boardinghaus war kein Platz. Nachdem wir dies alles in Erfahrung gebracht, mußten wir ins Hotel gehen, und als ich endlich gegen 11 Uhr im Bette lag, that mir jeder Nerv weh vor Müdigkeit. Der nächste Tag war trübe und regnerisch und ich verbrachte ihn fast ganz im Bette. Als ich endlich zur Vorlesung aufstehen mußte, war ich nur halb ausgeruht und fühlte mich so müde, daß ich glaubte, ich würde kaum imstande sein meine Aufgabe durchzubringen.

„Bei Festsetzung des Vorlesungsplanes hat man die ungeheuern Entfernungen und die schlechten Eisenbahnen im Westen, wie es scheint, ganz außeracht gelassen. Einen Salonwagen findet man auf der ganzen Linie nicht. Mr. Saunders hat gethan, was er konnte, um uns einen zu verschaffen; sie werden aber nur bei den Nachtzügen angehängt. So hat man also die Wahl, entweder nachts in einem Schlafwagen zu fahren, oder bei Tage einen jener entsetzlichen Züge zu benutzen, wie ich sie beschrieben habe.

„Meine Zuhörerschaft in Cincinnati war höchst verständnisvoll; alle schienen entzückt und baten mich wiederzukommen. Am nächsten Tage nahm George einen Wagen und wir fuhren nach Walnut Hills,

wo wir das Seminar sahen, das Haus, wo Deine Schwestern geboren sind und unser späteres Wohnhaus. Nachmittags mußten wir eilig fort, um noch rechtzeitig zur Vorlesung nach Dayton zu kommen. Die nächste war dann in Columbus, wo wir den Sonntag bei einer alten Freundin zubrachten.

„Jetzt habe ich mich von der Anstrengung der schrecklichen Reise einigermaßen erholt, aber nie wieder unternehme ich so etwas. Man muß es einmal durchgemacht haben, um zu wissen, daß man es nicht wieder thut. Zwischen Columbus und Pittsburgh lese ich nur noch hier in Zanesville, einer Stadt, die schwarz ist wie der Acheron und wo man sich nicht wundern würde, den Styx vorbeifließen zu sehen. . . .

„Später. Die Vorlesung ist sehr gut ausgefallen; heute fahren wir nach Pittsburgh, wo ich morgen Abend lese. Lebt wohl. Jetzt sind wir bald wieder zuhause und treffen unsere Vorbereitungen für Florida.

„Immer Deine Dich liebende Mutter

H. B. S."

Obgleich Mrs. Stowe später noch häufig ihr Vorlesertalent für wohlthätige Zwecke ausübte, unternahm sie doch keine Rundreise mehr und las nie wieder für Geld.

Das bemerkenswerteste Ereignis ihres späteren Lebens war die Feier ihres siebzigsten Geburtstages. Um diesen schönen Tag würdig zu begehen, hatten ihre Verleger, Messrs. Houghton, Mifflin & Co. in Boston, die litterarischen Größen Amerikas zu einem Gartenfest eingeladen, welches am 14. Juni 1882 auf der Besitzung des Ex-Gouverneurs Claflin von Massachusetts ‚The Old Elms' in Newtonville, einer der schönsten Vorstädte Bostons stattfand. Mrs. Stowe zu Ehren versammelten sich dort zweihundert der hervorragendsten und bekanntesten Schriftsteller und Schriftstellerinnen Amerikas.

Von drei bis fünf Uhr fand gesellige Unterhaltung statt. Mr. H. O. Houghton empfing die Gäste und stellte sie Mrs. Stowe vor, dann verteilten sich die Gruppen in den Sälen, auf den Verandas, im Garten und im Büffetzimmer. Um fünf Uhr kamen alle unter einem großen Zelt auf dem Rasenplatz zusammen, wo Mr. Houghton

als Wirt, der Jubilarin und ihren Freunden seinen Glückwunsch und Willkommensgruß aussprach. Er schloß mit den Worten:

„. . . . . Aus allen Teilen der Erde, verehrte Frau, schallt heute der Dank der Armen und der Segen Ihrer Verehrer in allen Ständen zu uns herüber. Aber die frischesten Lorbeeren bringen Ihnen an diesem Freudentag doch diejenigen dar, welche jetzt um Sie versammelt sind, Ihre Mitarbeiter in dem Streit, alle, die mit Ihnen gerungen und gelitten, gekämpft und gesiegt haben und Sie neben die Heldinnen der Geschichte, neben eine Miriam, Deborah und Judith stellen. Sie stimmen jetzt mit ein in den Siegesgesang, der aus Ihrem Munde tönt: ‚Lasset uns dem Herrn singen, denn er hat eine herrliche That gethan!‘ . . . . .“

Auf diese Ansprache erwiderte Mrs. Stowes Bruder, Henry Ward Beecher:

„Ich weiß, wir alle, die wir hier versammelt sind, haben die gleichen Gefühle. Ebenso deutlich wie ich Sie vor mir sehe, stehen mir aber bei dieser Feier die Gestalten meiner Eltern vor Augen. Die Mutter, die ich nur als kleines Kind gekannt habe; der Vater, der mir Freund und Lehrer war. Eine redlichere, arglosere Seele, die so frei war von Neid, Eifersucht und Eigennutz hat nie gelebt. Er glaubte, man verehre in ihm den gelehrten Theologen, aber alle anderen wußten, daß man ihn um seiner echten Religiosität willen auszeichnete. Meine Mutter war eine edle Natur, tief wie ein großer Denker, von scharfem Verstand und lebhaftem Geist, doch schüchtern und wenig redselig — letzteres habe ich von ihr geerbt, während Mrs. Stowe von allen ihren Kindern — wir sind unser nur dreizehn — die meisten ihrer trefflichen Eigenschaften besitzt. Äußerlich gleicht sie meiner Mutter wahrscheinlich wenig, aber inbetreff der Geistesgaben desto mehr. Im Andenken an meinen Vater und meine Mutter danke ich Ihnen für alle Hochachtung, Güte und Freundlichkeit, die Sie Mrs. Stowe erweisen.“

Es wurden nun noch Festgedichte von John Greenleaf Whittier, Dr. Oliver Wendell Holmes und vielen anderen verlesen, sowie eine Auswahl von Briefen aus der großen Menge, welche von Freunden

und Verehrern eingetroffen waren, die nicht in Person bei dem Feste erscheinen konnten. Auch sprachen noch verschiedene Redner. . . . .

Als darauf zum Schluß Mrs. Stowe selbst die Plattform betrat, erhob sich die ganze Versammlung und hörte ihr stehend zu. Sie sprach in ihrer ruhigen, bescheidenen Weise und doch für alle vernehmbar, laut und deutlich:

„Liebe Freunde! — Ich danke Ihnen allen von Herzen und möchte Ihnen nur noch ein Wort sagen: Wenn Sie je Kummer und Schmerzen haben, wenn die Welt Ihnen verleidet ist und banger Zweifel Sie quält, so erinnern Sie sich daran, was Gott für uns gethan hat; daß Er die Sklaverei mit all' ihrem Jammer von uns genommen hat auf immerdar. Das drängt sich mir im Süden täglich auf. Rings um mich her sehe ich dort die niedern Hütten liegen, der Wohlstand der Leute wächst. Sie selbst sind mit ihrem bescheidenen Lose zufrieden, aber wir müssen natürlich Geduld mit ihnen haben; sie sind nicht vollkommen, sie haben ihre Fehler — grobe Fehler in den Augen der Weißen. Aber, daß sie von Herzen glücklich sind, ist gewiß, und sie verstehen ihr Glück zu genießen — weit besser als wir. Mein Freund, ein alter Neger in unserer Nachbarschaft, hat ein hübsches, neues, zweistöckiges Haus, eine Orangenpflanzung und eine Zuckerfabrik. Auch an Geld mangelt es ihm nicht. Als Mr. Stowe ihn neulich traf, sagte er: ‚Ich habe zwanzig Stück Vieh, vier Pferde, vierzig Hühner und zehn Kinder noch dazu — das alles ist mein, alles mein eigen!'

„So etwas konnte ein Schwarzer früher nicht sagen, und dieser Mann hat sechzig Jahre alt werden müssen, bevor es möglich war. Die Farbigen mögen Fehler die Menge haben, wenn es aber einer so weit bringt, nur mit seiner Hände Arbeit, so sage ich, es ist aller Ehren wert. . . . .

„Ja, um mich her im Süden sieht es erfreulich aus. Wir dürfen nicht mehr zweifeln, sondern getrost in die Zukunft schauen. Alles, was geschehen soll, wird geschehen."

Für Mrs. Stowes öffentliches Leben bildet das Gartenfest den eigentlichen Abschluß. Es bleibt nun nur noch wenig zu berichten.

Schon im Jahre 1880 hatte sie angefangen die große Masse ihrer Briefe und Papiere zu sichten und zu ordnen; sie schreibt darüber an ihren Sohn in Saco (Maine).

„30. September 1880.

„Lieber Charley! — In Gedanken bin ich jetzt viel bei euch gewesen. Ich habe meine Papiere durchgesehen, um diejenigen auszusondern, die nicht des Aufbewahrens wert sind, und die andern der Reihe nach zu ordnen, damit meine Erben und Bevollmächtigten weniger Arbeit und Mühe haben. Es ist ein unbeschreibliches Gefühl, das mich bei dieser Durchsicht beschleicht. Alte Briefe zu lesen, wenn so viele von denen, die sie geschrieben haben, schon dem Jenseits angehören, kommt mir vor, wie ein Besuch in der Geisterwelt. Das ganze warme, sorgenvolle, geschäftige Leben und Streben, das diese Briefe atmen, ist für immer vorbei!

„Auch meine eigenen Briefe lese ich nicht ohne Rührung! Wie tief ergreift es mich, mir die Erlebnisse aus meiner Jugend und die Kindheit meiner Kinder in Gedanken zurückzurufen. Vor Jahren hat mich das alles so sehr bewegt, mein Gemüt erfüllt und mir Sorge gemacht — nun ist das Gefühl verschwunden samt seiner Ursache. Aber ich danke Gott, daß sich von meinem dreizehnten Jahre an *eines* durch mein ganzes Leben zieht, nämlich das lebendige, klare Bewußtsein von der erziehenden, leitenden, fürsorgenden Gegenwart Christi. Das bleibt jetzt einzig und allein. Meine jugendliche Romantik ist dahin, sie kommt mir so jung, so unaussprechlich jung vor, wenn ich mich jetzt im hohen Alter in jene Zeit versetze, in der ich nur in Gefühlen lebte und nie das Datum auf meine Briefe schrieb, weil nur von innerlichen Erlebnissen darin die Rede war. Da ich nun aber in dieser Welt nicht mehr jung bin und sein kann, was bleibt mir denn? — Was mir bleibt? — Christus — nur Christus, der Anfänger und Vollender, mein Ein und Alles, mein ewiges Heil!

„Wie leidenschaftlich habe ich meine Freunde geliebt in jener alten Zeit; von allen habe ich Briefe, und sie alle sind mir vorangegangen in die Ewigkeit. Es schwindelt mir bei dem Gedanken an dies kurze Erdenleben und die Nähe des Jenseits.

„Da sind auch noch die Briefe aus den zwei ersten Jahren meiner Ehe, als mein Mann in Europa war und ich zum erstenmal Mutter werden sollte, und aus jener Zeit, als mein ganzes Leben innerhalb der vier Wände meiner Kinderstube lag und all' mein Denken sich um die Entwickelung der Kleinen drehte, die nun auch schon ihr Leben hienieden vollendet haben und in die ewige Heimat gegangen sind — meine beiden Knaben, jeder so gut und liebevoll in seiner Art, die der Herr in der Jugendblüte abgerufen hat; mein kleiner Charley, den Er zu sich nahm, noch ehe er Sünde und Kummer kannte; mein Bruder George und meine Schwester Catherine, der eine mein Jugendgenosse, die andere die Pflegemutter, welche für mich gesorgt hat, seit ich in meinem zwölften Jahre die Heimat verließ — auch sie sind dahin. Dann mein frommer Vater, der mir viele Jahre hindurch das treueste Abbild des Vaters im Himmel gewesen ist — alle meine Trauer betrübte auch ihn, in jeder Not war er mir ein sicherer und treuer Ratgeber — und nun ist auch er droben bei meiner verklärten Mutter, die ich in dieser Welt kaum gekannt habe und deren Bild mir doch mein Lebenlang im Geiste vorgeschwebt hat." . . .

Im Herbst 1887 schreibt sie an ihren Bruder, den Rev. Dr. Edward Beecher in Brooklyn N. Y.

„49 Forest Street Hartford Conn.,
11. Oktober 1887.

„Lieber Bruder! — Dein freundlicher Brief hat mir große Freude gemacht. Du warst mein erster Religionslehrer; Deine Briefe an mich als ich in Hartford zur Schule ging, zeigten mir das hohe Ziel des Christen und flößten mir ein Streben ein, das ich hoffe stets bewahrt zu haben. Und nicht mir allein waren sie von Nutzen, auch meinen vertrauten Freundinnen, Georgiana May und Catherine Cogswell, denen ich sie vorlas. Ich denke gerne an die Herzenseinfalt und den kindlichen Eifer meiner Schulzeit zurück. Von dem ganzen Kreise bin ich die einzige, die noch am Leben ist. Alle meine Schulgefährtinnen sind tot — und nun ist auch Henry hinübergegangen, der zwei Jahre jünger war als ich — und mein Mann gleichfalls*).

*) Professor Stowe starb im August 1886.

Oft denke ich: Warum bin ich noch hier? Habe ich noch eine Aufgabe zu erfüllen?

„Ich beabsichtige mit Hilfe meines Sohnes Charles meine Lebensgeschichte zu schreiben. Charlie sagt mir, er habe schon alles beisammen bis zu meinem dreizehnten Jahre, als ich zu Schwester Catherine nach Hartford kam. Ich schreibe täglich Erinnerungen aus jener Zeit nieder. . . . .

„Nun, lieber Bruder, laß uns mutig weiter gehen, uns kann kein Übel treffen. Die Sünde allein kann uns schaden, und vor der wird uns Christus bewahren. Unsere Wallfahrt ist ja so kurz!

„Mich berühren jetzt alle Ereignisse etwa so wie die Dinge, die in einem Hotel geschehen, nachdem mein Koffer gepackt ist zur Heimreise. Es kann mich wohl manches noch ärgern und verdrießen — aber was schadet das! Ich bin ja so bald daheim!

Deine Dich liebende Schwester

Hattie."

An eine Freundin schreibt sie etwas später:

„Ich habe kürzlich viel an die Möglichkeit gedacht, daß ich euch alle verlassen würde, um heimzugehen. In meiner Pilgerfahrt bin ich jetzt so weit gekommen, daß ich den Strom der Ewigkeit vor mir liegen sehe; ich muß Tag und Nacht alles in Bereitschaft haben, wenn der Bote des Königs kommt, mich abzurufen. Manchmal habe ich im Schlaf seltsame Bilder gesehen. Ich fühle mich dann in lebendiger Geistesgemeinschaft mit Christus und bin in seiner Nähe unter den Scharen der Verklärten. Die Seligkeit gleicht keiner andern Freude, die Sprache dieser Welt vermag nicht, sie auszudrücken. Was ich dann habe, weiß ich mit unumstößlicher Gewißheit, aber es ist so ganz anders, so viel herrlicher als alle irdischen Vorstellungen, daß man es nicht in Worte fassen kann. Um Christus in seiner himmlischen Gnade und Huld scheint sich ein Lichtkreis zu ziehen, wo die innigste Liebe als ruhiger Besitz in den Seelen wohnt, wo ohne Worte, ohne äußere Zeichen die Herzen einander entgegenschlagen, die Seelen sich finden. Wir erwidern die unendliche Liebe und fühlen ihre Antwort in uns — der Worte bedarf es nicht mehr. — Alle

schienen geschäftig hin und her zu eilen im Dienste des Guten und mit freudigem Streben den heiligen und barmherzigen Willen Jesu zu vollbringen, welcher über allen, in allen und durch alle wirkte als Leiter und Mittelpunkt, um zu retten und zu erlösen. Als ich erwachte, gingen mir die Worte durch den Sinn:

‚Wenn ich beglückt, mein Heil und Licht,
Zu deinen Füßen knie',
Läß'st Du mich tiefer sinken nicht,
Und Höh'res find' ich nie!'

„Es war nur ein kurzer Lichtblick, aber er hat mein Gemüt mit unaussprechlicher Freude erfüllt."

Druck von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Druck von Friedr. Andr. Perthes in Gotha.

Kessere

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Stowe, Harriet Beecher / Stowe, Charles Edward / Jacobi, Margarethe

Harriet Beecher Stowe

Gotha 1892

Biogr. 80 g
urn:nbn:de:bvb:12-bsb00083066-2